<36623063210015
<36623063210015
Bayer. Staatsbibliothek

Dr. Goldsmiths
Geschichte der Römer
von
Erbauung der Stadt Rom
bis auf den Untergang
des abendländischen Kaiserthums.

Aus dem Englischen.

Erster Band.

Frankenthal,
im Verlage der Gegelischen Buchdruckerey und
Buchhandlung 1789.

Goldsmith
Geschichte
d. Römer
1. 2
62
BS dir
W6/48/470

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Es giebt Materien, bey welchen ein Schriftsteller allen Bemühungen, Ruhm zu erwerben, entsagen, und sich begnügen muß, im Verborgenen nützlich zu seyn. Nach einer so großen Menge von römischen Geschichten, in allen, sowohl alten als neuen Sprachen, würde es ein Betrug seyn, wenn man neue Entdeckungen vorgeben, oder erwarten wollte, in einem Werke dieser Art etwas zu leisten,

worinne einem nicht oft schon andere zuvorgekommen wären. Die Begebenheiten, welche darinne erzählt werden, sind schon so viel hundertmal wiederholt, und jeder Vorfall ist von so verschiednen Seiten betrachtet worden, daß die Gelehrsamkeit schwerlich eine neue Anekdote finden, oder das Genie den alten eine neue Einkleidung geben kann.

Ich kann mir also auf die Nachsicht des Lesers Hoffnung machen, wenn man in dem folgenden Versuche finden wird, daß meine einzige Absicht gewesen sey, eine kurze, deutliche und ungekünstelte Erzählung von dem Wachsthum und der Abnahme eines wohlbekannten Reiches zu liefern; ich begnügte mich, ein Buch zu schreiben, welches nicht ermangeln konnte, nutzbar zu seyn, wenn es gleich unter allen andern am unschicklichsten war, den Ruhm des Verfassers zu befördern. Anstatt also mich unter die Ehrgeizigen zu drängen, mache ich bloß auf das Verdienst Anspruch, meine eigne

Stärke

Stärke zu kennen, und mit dem Bewußtseyn meiner Niedrigkeit in den letzten Rang zurück zu treten.

Ich weiß indessen ganz wohl, daß es nicht gar schwer seyn würde, mich derselben Kunstgriffe zu bedienen, durch welche viele unwissende Leute sich täglich Ruhm in der Geschichte erwerben; es würde mir leicht gelingen, wenn ich über irgend einen dunkeln Zeitraum schreiben wollte, wo sich viel Scheingelehrsamkeit auskramen ließe, die fast ganz unbekannt wäre, weil sie nicht verdiente erwähnt zu werden; und viele politische Maximen vorgebracht werden könnten, die ganz neu wären, weil sie gar nichts Wahres enthielten. Aber ich bin einer ganz entgegengesetzten Methode gefolgt, indem ich den allerbekanntesten Zeitraum in der Geschichte gewählt, und keine andere Anmerkungen, als solche die mir aufs genaueste wahr zu seyn scheinen, vorgebracht habe.

Die Ursachen meiner Wahl waren folgende: Wir haben bisher keine Geschichte dieser glänzenden Periode in unsrer Sprache, die nicht entweder zu weitläuftig zum gemeinen Gebrauch, oder zu schlecht geschrieben wäre, als daß sie gefallen könnte. Die Geschichte des Katrou und Rouille in sechs Folianten, die Bundy in unsre Sprache übersetzt hat, ist sowohl der Zeit als dem Aufwande, welchen man gewöhnlich auf eine solche Materie zu verwenden pflegt, gar nicht angemessen: Rollin und seinen Fortsetzer, Krevier, welche über dreyßig Oktavbände ausmachen, scheint der nämliche Vorwurf zu treffen, wie nicht weniger den Hooke, welcher drey Quartbände allein auf die Republick verwandt hat; da das Uebrige seines Unternehmens unvollendet geblieben. Es bleibt also weiter nichts übrig, als die Geschichte von Echard, in fünf Oktavbänden, dessen Plan mit dem meinigen zusammen zu treffen scheint; und wenn seine Ausführung seinem Vorhaben entsprochen hätte, so würde

sie mein Unternehmen verhindert haben. Aber, die Wahrheit zu sagen, sie ist so schlecht geschrieben, die Begebenheiten sind so sehr gehäuft, die Erzählung ist so geistlos, und die Charaktere sind so unbestimmt gezeichnet, daß die eifrigste Wißbegierde beym Lesen erkalten muß; und die edelsten Handlungen, welche jemals das menschliche Herz erwärmten, müssen nach seiner Beschreibung aufhören, uns zu interessiren.

Ich habe mich daher in diesem Werke (oder vielmehr in dieser Kompilation) bemühet, den Unbequemlichkeiten, welche sowohl aus dem Ueberfluß der ersteren, als aus der Unannehmlichkeit der letztern entspringen, abzuhelfen. Ich setzte voraus, daß man in zween Bänden alles das zusammenfassen könnte, was für diejenigen, welche die Geschichte bloß in der Absicht studieren um sich zu wichtigern Wissenschaften vorzubereiten, nöthig zu wissen, oder angenehm zu lesen seyn könnte. Selbst auf die

Erreichung der löblichsten Entzwecke kann man zu viel Zeit verwenden, und nichts ist eher im Stande, als die Geschichte, den Studierenden von nöthigern Zweigen der Gelehrsamkeit abzulocken, und seinen ganzen Fleiß auf sich zu ziehen. Was ich hier liefere kann daher für alle diejenigen hinreichend seyn, welche die Geschichte nicht zu dem einzigen Geschäfte ihres Lebens machen; solchen wird die allerlangweiligste Erzählung nur ein kurzer Auszug zu seyn scheinen, da sie die Verdienste eines Werks mehr nach der Größe als nach der Beschaffenheit des Inhalts abmessen. Andere indessen, welche mäßiger denken, werden gestehen, daß sich in einem so weiten Felde, als die römischen Begebenheiten darbieten, mehr Beurtheilungskraft durch die Auswahl des Wichtigen, als durch die Hinzufügung des Dunkeln, zeigen lasse. Man hat die Geschichte dieses Reichs in sechs Folianten ausgedehnt, und ich behaupte, daß man mit sehr geringer Gelehrsamkeit noch sechszehn mehr hätte hinzufügen können;

können; aber was würde dieses anders seyn, als die Materie mit unerheblichen Begebenheiten so zu überladen, und die Erzählung so zu schwächen, daß sie, gleich dem Reiche, welches sie beschriebe, nothwendig unter der Last ihrer eignen Erwerbungen erliegen müste.

Aber indem ich mich also bemühete, alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, so fand ich keine geringe Schwierigkeit, die Häufung der Begebenheiten zu vermeiden, und einer jeden Erzählung ihr gehöriges Spiel zu geben. In der That, keine Kunst kann es dahin bringen, entgegengesetzten Fehlern auszuweichen; derjenige, welcher sich bey kleinen Umständen aufhält, wird ofte matt seyn; und derjenige, welcher sich der Kürze befleißiget, wird eben so ofte trocken und ununterhaltend werden. Da es meine Absicht war, so viel als möglich in dem kleinsten Raum zusammen zu fassen, so befürchte ich, daß das Werk oft dem letztern Vorwurf ausgesetzt seyn wird; aber es war unmög-

lich

lich dem Publiko eine wohlfeile römische Geschichte in zweenen Oktavbänden *) zu liefern, und zu gleicher Zeit der Erzählung alle diejenige Wärme, und der Beschreibung dasjenige Leben zu geben, wozu nur Werke, die zwanzigmal so groß sind, Raum haben. Ich werde also vollkommen zufrieden seyn, wenn das Interesse nur stark genug ist, den Leser bis zum Ende anzulocken; und das ist eine Forderung, auf welche wenige dergleichen Auszüge Anspruch machen können.

Zu diesen Einwürfen werden vielleicht einige noch hinzufügen, daß ich viele von den neuern Verbesserungen in der römischen Geschichte verworfen, und einen jeden Charakter im vollen Besitz derjenigen Ehre oder Schande gelassen

*) Vermöge der einmal getroffenen Einrichtung meiner historischen Sammlung, in welcher jeder Band ein Alphabet stark ist, muste dieses Werk in vier Bände eingetheilet werden.

Anm. d. Verl.

lassen habe, die er von seinen Zeitgenossen oder denen, die gleich nach ihnen geschrieben, erhalten hat. Ich gestehe dieses gerne ein, denn es scheint mir jetzt zu spät zu seyn, über die Tugenden oder die Laster solcher Männer, die selbst ihren eignen Geschichtschreibern sehr unvollständig bekannt waren, ein neues Urtheil zu fällen. Die Römer machten sich vielleicht bey manchen Gelegenheiten falsche Begriffe von der Tugend; aber sie waren auf keine Weise im Allgemeinen so unwissend oder so lasterhaft, daß sie nicht hätten ihren glänzendsten Charakteren den größten Theil ihres Beyfalls geben sollen; und ich weiß nicht ob es redlich gehandelt ist, heidnische Handlungen mit dem Maaßstabe der christlichen Moral zu messen.

Aber meine Ausführung dieses Werks sey beschaffen, wie sie will, so zweifle ich sehr wenig an dem glücklichen Erfolge des Unternehmens; der Gegenstand ist der edelste, der je die menschliche Aufmerksamkeit beschäfftigte;

und wird den Schriftsteller, anstatt seiner Hülfe zu bedürfen, mit seinem Glanze selbst unterstützen. Die Herrschaft über die Welt, die aus dem geringsten Anfange ihren Ursprung nimmt, und durch eine strenge Verehrung der Religion und ein unbedingtes Vertrauen gegen ihre Befehlshaber größer wird; die beständig die Art, aber selten den Geist ihrer Staatsverwaltung verändert; die eine solche Verfassung hat, in welcher die Kriegsmacht, entweder unter dem Namen der Bürger oder der Soldaten, fast immer die Oberhand hat; die alle Verbesserungen von andern Nationen mit unermüdetem Fleiß annimmt, und sich herabläßt, von denen zu lernen, die sie nachher unters Joch brachte: dies ist ein Gemälde, welches uns anziehen muß, man mag es stellen, wie man will; es sind Materialien, die unter den Händen des schlechtesten Arbeiters ihren Werth behalten müssen.

Inhalt.

Inhalt.

I. Abschnitt. Seite

Vom Ursprunge der Römer. 1

II. Abschnitt.

Von der Erbauung der Stadt Rom bis zu dem Tode des Romulus. 10

III. Abschnitt.

Von dem Tode des Romulus bis zum Tode des Numa Pompilius, des zweyten römischen Königs. 27

IV. Abschnitt.

Von dem Tode des Numa Pompilius bis zum Tode des Tullius Hostilius, des dritten römischen Königs. 33

V. Abschnitt.

Von dem Tode des Tullus Hostilius bis zum Tode des Ankus Martius, des vierten römischen Königs. 41

VI. Abschnitt.

Von dem Tode des Ankus Martius bis zum Tode des Tarquinius Priskus, des fünften römischen Königs. 44

VII. Abschnitt.

Von dem Tode des Tarquinius Priskus bis zum Tode des Servius Tullius, des sechsten römischen Königs. 52

VIII. Abschnitt. Seite

Von dem Tode des Servius Tullius bis zur Verbannung des Tarquinius Superbus, des siebenden und letzten römischen Königs. 64

IX. Abschnitt.

Von der Verbannung des Tarquinius bis zur Anordnung des ersten Diktators. 79

X. Abschnitt.

Von der Wahl des ersten Diktators bis zur Bestellung der Tribunen des Volks. 98

XI. Abschnitt.

Von der Wahl der Tribunen bis zur Anordnung der Decemvirn. 118

XII. Abschnitt.

Von der Wahl der Decemvirn bis zur Abstellung ihres Amtes. 176

XIII. Abschnitt.

Von der Vertreibung der Decemvirn bis zur Verbrennung der Stadt Rom durch die Gallier. 201

XIV. Abschnitt.

Von den Kriegen der Samniter und den Kriegen mit dem Pyrrhus bis zum Anfange des ersten punischen Krieges, da die Römer zuerst aus Italien giengen. 259

XV. Abschnitt.

Von dem Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Anfange des zweyten, da die Römer anfiengen zur See mächtig zu werden. 304

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geschichte der römischen Republik.

Erster Abschnitt.

Von dem Ursprunge der Römer.

Alle Nationen scheinen geneigt zu seyn, sich aus dem Glanz ihres Ursprunges ein Verdienst zu machen; und wo die Geschichte schweigt, da ersetzen sie gewöhnlich den Mangel durch Fabeln. Die Römer waren besonders sehr begierig, für Abkömmlinge der Götter gehalten zu werden, als wenn sie dadurch die Niedrigkeit ihrer wahren Abkunft hätten verbergen wollen. Aeneas, der Sohn der Venus und des Anchises,

kam, nachdem er sich aus der Zerstörung der Stadt Troja gerettet hatte, nach vielen Begebenheiten und Gefahren in Italien an,
J. d. W. 2284. wo ihn Latinus, der König der Lateiner freundlich aufnahm, und ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlin gab. Italien war damals, so wie itzt, in eine Menge kleiner Staaten zertheilt, die von einander unabhängig, und also vielen Streitigkeiten unter einander ausgesetzt waren. Turnus, der König der Rutuler, war der erste, welcher sich dem Aeneas widersetzte, da er schon lange selbst Ansprüche auf die Livinia gemacht hatte. Es erfolgte ein Krieg, in welchem der trojanische Held den Sieg erhielt, und Turnus ums Leben kam. Nach Endigung dieses Krieges erbaute Aeneas eine Stadt, welche er, seiner Gemahlin zu Ehre, Lavinium nannte. Einige Zeit nachher ward er in einen neuen Krieg mit dem Mezentius, einem von den kleinen Königen des Landes, verwickelt, in welchem er überwunden wurde, und nach einer Regierung von vier Jahren, im Treffen das Leben ließ. Sein Sohn Askanius folgte ihm in der Regierung nach; und diesem der Sylvius, sein zweiter Sohn von der Lavinia. Es würde langweilig und uninteressant seyn, ein trockenes Verzeichniß der folgenden

genden Könige, von denen wir wenig mehr als die Namen wissen, herzusetzen: es wird genug seyn, zu sagen, daß die Nachfolge beynahe vier hundert Jahre bey der Familie blieb; und daß Numitor, der fünfzehnte von dem Aeneas, der letzte König von Alba war.

Numitor, welcher, dem Willen seines Vaters zu folge, das Königreich in Besitz nahm, hatte einen Bruder, Namens Amulius, welchem die Schätze, die von Troja mitgebracht waren, hinterlassen wurden. Da Reichthümer nur gar zu gewöhnlich mehr vermögen, als Recht, so bediente sich Amulius seines Reichthums, um seinen Bruder zu stürzen, und fand bald Mittel, sich des Reichs zu bemächtigen. Nicht zufrieden, das Verbrechen der Usurpation begangen zu haben, begieng er noch überdem einen Mord. Numitors Söhne mußten erst seinen Besorgnissen zum Opfer dienen; und um alle Furcht, eines Tages in seiner übel erworbenen Macht gestört zu werden, zu verbannen, machte er die Rhea Sylvia, seines Bruders einzige Tochter, zu einer Vestalischen Jungfrau; welcher Dienst sie zu einer ewigen Jungferschaft verpflichtete, und ihn also in Betracht der Ansprüche der Nachkommenschaft, ruhiger machte.

Alle seine Vorsichtigkeit aber wurde durch den Erfolg vereitelt; denn als Rhea Sylvia einst, aus einem benachbarten Heine Wasser holte, wurde sie von einem Manne angetroffen und mit Gewalt geschwängert, von welchem sie, vielleicht um ihr Vergehen zu beschönigen, versicherte, daß er der Mars, der Gott des Krieges, gewesen sey. Es liegt wenig daran, wer dieser Liebhaber eigentlich gewesen seyn mag, ob irgend ein Unbekannter, der sie durch die Annehmung eines so großen Namens hintergangen, oder Amulius selbst, wie einige Schriftsteller wollen; so viel ist gewiß, daß sie zu gehöriger Zeit mit zween Knaben niederkam, die nicht so bald geboren waren, als sie von dem unrechtmäßigen Besitzer zum Tode bestimmt wurden. Die Mutter wurde verdammt, lebendig begraben zu werden, welches die gewöhnliche Strafe der Vestalinnen war, die ihre Keuschheit verletzt hatten, und die Zwillinge sollten auf seinen Befehl in die Tiber geworfen werden. Es fügte sich zu der Zeit, da dieses strenge Urtheil vollzogen werden sollte, daß der Fluß mehr, als gewöhnlich über sein Ufer getretten war, so daß die Kinder in einiger Entfernung von dem Bette des Flusses hineingeworfen wurden, und das Wasser also nicht tief genug war, sie zu ersäufen. In

dieser

dieser Lage also blieben sie ohne Schaden, und damit es keinem Theile ihrer Erhaltung an Wundern fehlen möge, so sagt man, daß sie eine Zeitlang von einer Wölfinn gesäugt worden, bis Faustulus, der Hirte des Königs, sie in diesem Zustande gefunden, und sie zu der Akka Laurentia, seiner Frau, nach Hause getragen, die sie als ihre eignen Kinder groß gebracht habe. Andere aber wollen, der Name der Amme sey Lupa gewesen, welches zu der Geschichte, daß sie von einer Wölfin gesäugt worden, Gelegenheit gegeben; allein es ist unnöthig, solche Nachrichten, wo alles voller Fabeln ist, von einer einzigen Unwahrscheinlichkeit zu säubern.

Romulus und Remus, die Zwillinge, welche so wunderbarlich erhalten worden, schienen frühzeitig Fähigkeiten und Neigungen, die über ihren vermeynten geringen Ursprung erhaben waren, zu entdecken. Das Hirtenleben fieng an, ihnen zu mißfallen; und anstatt der Heerden zu warten, oder wilde Thiere zu jagen, wandten sie bald ihre Stärke gegen die Räuber im Lande, welchen sie oft ihre Beute abnahmen, und sie unter ihre Kameraden vertheilten.

Bei einem dieser Ausfälle wurde Remus von dem Hirten des Numitors gefangen genommen

welcher ihn vor den König brachte, und ihn des nehmlichen Verbrechens beschuldigte, welches er selbst so oft zu unterdrücken gesucht hatte. Romulus, welchem nunmehr Faustulus seine wahre Geburt entdeckt, säumte unterdessen nicht, eine gute Anzahl seiner Kameraden zusammen zu bringen, um seinen Bruder aus dem Gefängniß zu befreyen, und das Königreich den Händen des unrechtmäßigen Besitzers zu entreissen. Allein da er zu schwach war, mit offenbarer Gewalt zu Werke zu gehen, so gab er seinen Gefährten Anweisung, sich neben dem öffentlichen Platze durch verschiedene Wege zu versammeln, unterdeß Remus mit gleichem Eifer die Bürger in der Stadt auf seine Seite brachte. Amulius, der also von allen eingeschlossen war, und nicht wußte, was für ein Mittel er zu seiner Sicherheit ergreifen sollte, wurde während seiner Bestürzung und Verwirrung gefangen genommen und getödtet; indeß Numitor, welcher seit zwey und vierzig Jahren abgesetzt war, seine Enkel erkannte, und wieder auf den Thron gesetzt wurde.

Da also Numitor wieder zum ruhigen Besitze seines Reichs gelanget war, so beschlossen seine Enkel, auf den Hügeln, wo sie vormals als Hirten gelebt hatten, eine Stadt zu erbauen.

Der König war ihnen gar zu sehr verpflichtet, als daß er ihr Vorhaben nicht hätte billigen sollen; er wieß ihnen Ländereyen an, und ertheilte denen von seinen Unterthanen, welche Lust hatten, die Erlaubniß, sich in ihrer neuen Kolonie nieder zu lassen. Auch viele von den benachbarten Hirten, und solche, welche die Veränderung liebten, verfügten sich nach der zu erbauenden Stadt, und machten sich bereit, daran zu arbeiten. Um dieses Werk desto geschwinder zu Stande zu bringen, wurde das Volk in zwey Theile abgetheilt, weil man glaubte, daß ein jeder von denselben dem andern im Fleiß nacheifern würde. Aber was der jungen Kolonie zum Vortheil gereichen sollte, hätte bald ihr Verderben verursachet; es gab Gelegenheit zu zwo Partheyen, deren eine den Romulus, die andere den Remus vorzog, welche selbst über den Ort, wo die Stadt stehen sollte, nicht einig waren. Um diesen Zwist beyzulegen, gab ihnen der König den Rath, sich des Fluges der Vögel als einer Vorbedeutung zu bedienen, so daß dem, dessen Vorbedeutung am günstigsten ausfiel, in aller Absicht die Anführung über den andern zugestanden würde. Diesem Rath zu folge nahmen sie beide ihren Standort auf verschiedenen Hügeln. Dem Remus er-

schienen sechs Geyer; dem Romulus noch einmal so viel: so daß jede Parthey sich selbst den Sieg zuschrieb; indem die eine die erste, die andere aber die vollkommenste Vorbedeutung erhalten hatte. Dieses veranlassete einen Streit, welcher sich mit einem Treffen endigte, worinn Remus ums Leben kam; und man sagt sogar, daß ihn sein Bruder selbst getödtet habe, er sey nämlich darüber aufgebracht worden, daß er verächtlich über die Stadtmauer gesprungen, und habe ihn auf der Stelle todt geschlagen, mit den Worten, daß keiner jemals ungestraft seinen Mauern trotzen sollte.

Romulus welcher jetzt der einzige Befehlshaber, und achtzehn Jahre alt war, legte also den Grund einer Stadt, welche einst der ganzen
d. J. W. 3252. v. C. G. 752. Welt Gesetze geben sollte. Sie wurde Rom, nach dem Namen des Stifters, genannt, und auf dem Palatinischen Hügel, wo er seine glückliche Vorbedeutung bekommen hatte, erbauet. Die Stadt war anfangs beynahe ein Viereck, und enthielt ungefähr tausend Häuser. Sie hatte beynahe eine halbe Stunde im Umfange, und ein kleines Gebiet umher, welches ungefähr vier Stunden groß war. So geringe dieses zu seyn scheint, so war es doch noch

schlechter bewohnt; und das erste Mittel, dessen man sich bediente, die Anzahl der Einwohner zu vermehren, war, daß man einen heiligen Zufluchtsort für alle Uebelthäter, Sklaven und solche, die nach Neuerungen begierig waren, eröffnete. Diese kamen in großer Menge herzu, und trugen dazu bey, die Anzahl der neuen Unterthanen unsers Gesetzgebers zu vermehren. Um uns daher einen richtigen Begriff von der Stadt Rom in ihrer Kindheit zu machen, dürfen wir uns nur eine Sammlung von Hütten vorstellen, mit einer schwachen Mauer umgeben, die mehr in der Absicht zu einer Zuflucht im Kriege zu dienen, als zu den Entzwecken einer bürgerlichen Gesellschaft, erbauet worden; die mehr mit einem aufrührerischen und lasterhaften Gesindel, als mit Unterthanen, die zum Gehorsam und zur Zucht gewöhnt worden, angefüllet waren: wir dürfen uns nur Leute denken, die man zum Raube angeführt, und die in einem Orte lebten, den man bloß zur Sicherheit der Plünderung ausgerechnet hatte; und doch werden wir bald zu unserm Erstaunen finden, daß dieser unordentliche Zusammenfluß sich in die genauesten Bande der Gesellschaft vereinigt: daß dieses gesetzlose Gesindel die aufrichtigste Hochachtung für die Religion annimt; und wiewohl es

aus den Hefen des menschlichen Geschlechts zusammengesetzt ist, doch der ganzen Welt Muster der Tapferkeit und Tugend darstellet.

Zweyter Abschnitt.

Von Erbauung der Stadt Rom bis zum Tode des Romulus.

Kaum war der Grund zu der Stadt Rom gelegt worden, als schon die rohen Bewohner derselben darauf dachten, eine gewisse Regierungsform bey sich einzuführen. Ihr vornehmster Zweck dabey war, Freyheit und Herrschaft mit einander zu verbinden, und eine Art von vermischter Monarchie zu stiften, wo alle Gewalt zwischen dem Regenten und dem Volk getheilt wäre. Romulus ließ aus besonderer Großmuth ihnen die Freyheit, sich wen sie wollten zum Könige zu erwählen, wogegen sie denn wieder, aus Dankbarkeit, ihren Stifter einmüthig erwählten. Er wurde also hierdurch der oberste Vorsteher der Religion und des Gottesdienstes, die höchste obrigkeitliche Person der Stadt Rom, und General der Armee. Außer einer beständigen Wache, die seine Person begleitete, wurde ihm auch noch dieses zugestanden, daß allezeit wo er gieng, zwölf Männer

ner vor ihm hergehn sollten, mit Beilen, die in einem Steckenbündel zusammen gebunden waren, bewaffnet, theils seine Befehle auszurichten, theils seinen neuen Unterthanen einen lebhaften Eindruck seiner Macht zu geben. Allein diese Macht war dabey sehr eingeschränkt, und seine ganze Gewalt bestand nur darin, daß er den Senat zusammen berief, das Volk versammelte, die Armee anführte, wenn die übrigen Stände des Staats beschlossen hatten, daß sie zu Felde ziehen sollte; und die Quästorn, oder öffentlichen Schatzmeister ernannte; Bedienten, die, wie wir vermuthen können, um diese Zeit wenig Beschäftigung hatten, da weder Soldaten noch Magistratspersonen Besoldung erhielten.

Der Senat bestand aus hundert der vornehmsten Bürger der Stadt, die sich durch Alter, Weisheit oder Tapferkeit schon ein vorzügliches Ansehn erworben, und dadurch von ihren andern Mitbürgern unterschieden hatten; diese sollten gleichsam Räthe des Königs seyn. Der König ernannte den ersten Senator, und übergab ihm die Regierung der Stadt, im Fall, daß der Krieg seine eigne Abwesenheit erforderte. In dieser ehrwürdigen Versammlung wurden nun alle wichtige Geschäfte des Staats behandelt; der Kö-

nig hatte den Vorsitz, allein die Mehrheit der Stimmen entschied in allen Stücken. Weil man den Senatoren eine väterliche Zuneigung gegen das Volk zumuthete, so wurden sie **Väter** genannt, und ihre Nachkommen **Patricier**. Aus diesen wurden alle hohe Würden des Staats sowohl, als des priesterlichen Standes besetzt. Sie wurden hierzu durch den Rath und das Volk ernannt, indeß die geringern Stände der Bürger, die also gar keine Hoffnung hatten, öffentliche Aemter zu erhalten, ihr Glück durch Tapferkeit im Kriege oder auch durch Fleiß im Ackerbau zu machen suchen mußten.

Das **Volk**, welches den dritten Stand des Staats ausmachte, maßte sich selbst das Recht an, die Gesetze, welche schon vom Könige und Senate gebilligt waren, zu bestätigen. Alle Dinge, die Krieg und Frieden, oder die Wahl der obrigkeitlichen Personen, oder auch selbst des Königs angiengen, wurden durch die Sammlung seiner Stimmen entschieden. In seinen zahlreichen Versammlungen wurde alles, was gegen seine Feinde unternommen werden sollte, berathschlagt, und der Senat hatte nur das Recht, seine Anschläge anzunehmen oder zu verwerfen. Aus diesen drey Ständen, die einer den andern umschränkten, be-

stand

stand die neue Staatsverfassung. Das Volk beurtheilte die Vorschläge des Königs: der Senat berathschlagte sich über die Ausführung derselben, welche dann der König mit der Lebhaftigkeit und dem Nachdrucke, den ihm sein Ansehn gab, vollzog. Ob es gleich nach diesen Einrichtungen scheinen sollte, daß das Volk sehr große Macht hatte, so war dieselbe doch durch einen Umstand sehr eingeschränkt, nämlich durch die Rechte des Patronats, welche die Mitglieder des Senats besaßen. Denn da der König einsah, daß in jedem Staate die Armen doch auf gewisse Weise von den Reichen abhängen müßten, so gab er jedem aus dem Volke die Freyheit, sich einen Senator zum Patron zu erwählen. Diese Verbindung war sehr genau und richtig. Der Patron mußte seinen Klienten in Schutz nehmen, ihn mit Rath und That unterstützen, seine Processe vor Gerichte führen, und ihn gegen jede Unterdrückung sicher stellen. Auf der andern Seite war nun der Klient sehr genau mit dem Interesse seines Patrons verbunden; er mußte, wenn er arm war, zu der Ausstattung seiner Tochter, der Bezahlung seiner Schulden, oder seiner Ranzionirung, wenn er gefangen war, beytragen: er war verpflichtet, ihn bey jeder Gefahr zu begleiten;

gleiten; ihm, wenn er sich um irgend ein öffentliches Amt bewarb, seine Stimme zu geben; und durfte kein Zeugniß vor Gerichte, das seinem Patron zuwider war, ablegen. Diese gegenseitigen Pflichten wurden für so heilig gehalten, daß, wer sie verletzte, für ehrlos gehalten, und des Schutzes der Gesetze beraubt wurde. Von dieser Zeit an also waren die Stimmen der Klienten wirklich in den Händen der Senatoren, und dem Volke blieb nur die Macht übrig, zu erwählen, was für Patronen es gehorchen wollte. Bey einer so barbarischen und wilden Nation, als die ersten Römer, war es in der That weise, den Gehorsam, als das wichtigste Erforderniß eines solchen Staats, vorzüglich zu befestigen.

Die erste Beschäftigung des neuerwählten Königs war die Sorge, seinen neuen Unterthanen eine Religion zu geben, um durch die Begriffe von höheren Belohnungen und Strafen, als die der menschlichen Gesetze, die Sitten derselben milder zu machen. Ihre gottesdienstliche Einrichtungen sind uns nicht genau bekannt, aber sie bestanden gemeiniglich in den damaligen Zeiten in einer sehr strengen Befolgung der Aussprache der Wahrsager, die durch ihre Beobachtungen über den Flug der Vögel und die Eingeweide der

Thiere

Thiere die gegenwärtigen Begebenheiten lenken, und in die Zukunft dringen wollten. Dieser fromme Betrug, der zuerst aus Einfalt entstand, wurde bald ein sehr ersprießliches Werkzeug der Politik. Romulus befahl in einem besondern Gesetz, daß keine Wahl geschehen, keine Unternehmung angefangen werden sollte, ohne die Wahrsager (Augurn) um Rath zu fragen. Mit gleicher politischer Weisheit verbot er die Einführung neuer Gottheiten in den öffentlichen Gottesdienst, und befahl, daß die Priester auf Zeitlebens ihre Würde bekleiden, aber vor dem fünfzigsten Jahre emand zu derselben erwählt werden sollte. Er untersagte den Priestern auch die Vermengung der Fabeln mit den Geheimnissen ihrer Religion, und damit sie fähig seyn möchten, andre zu lehren, machte er sie zu den öffentlichen Geschichtschreibern. Ein Volk, das durch solche Priester unterrichtet wurde, konnte also nie in eine gänzliche Barbarey versinken.

Von seinen übrigen Gesetzen haben wir nur noch sehr wenige Fragmente übrig. In denselben verbietet er den Weibern, sich unter irgend einem Vorwande von ihren Männern zu trennen; diesen hingegen giebt er die Freiheit, ihre Weiber zu verstoßen, ja sogar ihnen mit Bewilligung

ihrer

ihrer Anverwandten das Leben zu nehmen, im Fall, daß sie im Ehebruch betroffen worden, oder ihre Männer vergiften wollen, oder falsche Schlüssel gemacht, oder auch zu viel Wein getrunken hatten. Seine Verordnungen über das Verhältniß der Aeltern und Kinder waren weit strenger. Der Vater hatte vollkommne Gewalt über das Leben und das Vermögen seiner Kinder: er konnte sie verkaufen oder gefangen setzen, in jedem Alter ihres Lebens, und in jedem Stande, worinn sie sich befinden möchten. Er konnte sein Kind aussetzen, wann es mit irgend einem Gebrechen geboren wurde, und mußte nur vorher seinen fünf nächsten Anverwandten diese Absicht bekannt machen. Unser Gesetzgeber schien sogar gegen seine Feinde gütiger zu seyn; denn er untersagte seinen Unterthanen, dieselben zu tödten, wenn sie sich ergeben hätten, oder nur sie zu verkaufen. Sein Ehrgeiz gieng blos dahin, die Anzahl seiner Feinde dadurch zu vermindern, daß er sie sich zu Freunden machte.

Nachdem er sich also auf so verschiedene Art Mühe gegeben hatte, die Anzahl seiner Unterthanen zu vermehren, und ihnen Gesetze und bürgerliche Einrichtungen zu geben; so dachte er itzt darauf ihre Anzahl zu wissen. Nach einer Zählung

fanden

fanden sich 3000 Fußgänger und ungefähr eben so viele hundert Reuter, die fähig waren, die Waffen zu tragen. Diese vertheilte er in drey gleiche Zünfte (Tribus) und bestimmte jeder einen besondern Theil der Stadt. Jede dieser Zünfte hatte wieder zehn Unterabtheilungen, die Kurien hießen, und bey einer solchen Kurie, die aus hundert Mann bestand, bestellte Romulus einen Centurio, der das kriegerische Kommando führte, einen Priester, welcher Kurio hieß, der den Gottesdienst besorgte, und zween der vornehmsten Einwohner, welche Duumviri genannt wurden, um Recht zu sprechen. Nach der Anzahl der Kurien theilte er nun alle Ländereyen in dreyßig Theile, und widmete noch einen Theil den öffentlichen Ausgaben des Staats, und einen andern zur Unterhaltung des Gottesdienstes. Man kann die Einfalt und Frugalität dieser Zeiten am besten daraus ersehen, daß jeder Bürger nicht mehr als zween Morgen Landes zu seinem Unterhalt erhielt. Von den schon erwähnten Reutern wurden zehn aus jeder Kurie erwählt; sie machten die Leibwache des Königs aus, derer besondere Bestimmung es war, im Treffen unmittelbar um die Person des Königs zu fechten. Sie wurden *Celeres* genannt, ein Wort, das mit unserm, leichte Reuter, gleichbedeutend

ist, entweder wegen ihrer Hurtigkeit im Treffen, oder von dem Namen ihres ersten Befehlshabers.

Eine so weise eingerichtete Regierung reizte natürlicher weise viele, unter ihr zu leben; heerdenweise strömten aus den benachbarten Städten ihr neue Unterthanen zu, sie gewann täglich an innerer Stärke, und nichts schien ihr zu fehlen, als Weiber, um ihre Dauer zu sichern. Bey dieser Bedürfniß ließ Romulus auf Anrathen des Senats die Sabiner, seine nächsten Nachbarn, durch Gesandte zu einer Verbindung, und auf diese Bedingung zu einem sehr genauen Bündniß zwischen den beiden Nationen einladen. Die Sabiner, welche damals als die kriegerischste Nation von Italien angesehen wurden, verwarfen seine Vorschläge mit Verachtung, und einige von ihnen verbitterten diese noch durch die spöttische Frage: warum Romulus, der flüchtigen Sclaven eine Zuflucht eröffnet, nicht auch eine andere für lüderliche Weibspersonen angelegt hätte? Diese Antwort reizte den Unwillen der Römer aufs äußerste, und der König entschloß sich, theils diesen Unwillen zu befriedigen, theils weil er zu gleicher Zeit seinen Staat bevölkern wollte, mit Gewalt zu nehmen, was einer friedlichen Unterhandlung

war

war versagt worden. In dieser Absicht kündigte er in allen benachbarten Städten ein Fest zu Ehren des Neptuns an, und machte zu demselben die prächtigsten Anstalten. Diese Feste fiengen gemeiniglich mit Opfern an, und endigten sich mit Spielen von Ringern, Kämpfern und Wettrennen. Die Sabiner waren, wie er erwartet hatte, mit unter den ersten, die sich als Zuschauer einstellten, und brachten ihre Weiber und Töchter mit, um an diesem Vergnügen Theil zu nehmen. Die Bewohner vieler benachbarten Städte fanden sich ebenfalls ein, und wurden von den Römern mit Bezeugung der aufrichtigsten Gastfreyheit aufgenommen. Unterdessen fiengen die Spiele an, und da die Aufmerksamkeit der Zuschauer ganz mit ihnen beschäftigt war, fiel ein Haufen junger Römer mit gezogenen Schwerdtern unter sie ein, bemächtigte sich der jüngsten und schönsten Weiber, und führte sie mit Gewalt davon. Vergebens beklagten sich die Aeltern über diesen Bruch der Gastfreundschaft; vergebens widersetzten sich die jungen Mägdchen selbst im Anfange den Zumuthungen ihrer Räuber: anhaltende Liebkosungen wußten bald die Gunstbezeugungen zu erhalten, die ihnen zuerst die Schamhaftigkeit versagte, und die Verräther, welche anfangs die Gegenstände

des Abscheues selber waren, erwarben sich in kurzer Zeit ihrer zärtlichsten Zuneigungen.

Allein ihre Aeltern wollten die kränkende Beschimpfung nicht sobald verschmerzen; es erfolgte vielmehr ein blutiger Krieg. Die Städte Cenina, Antemna und Crustumium verbanden sich zuerst, ihr gemeinschaftliches Unrecht zu rächen; indem ihnen die Sabiner dabey zu saumselig zu seyn schienen. Da diese Verbuudenen aber ihre Einfälle von einander getrennt vornahmen, so machten sie dadurch den Römern ihre Besiegung desto leichter. Romulus überwand zuerst die Ceninenser, erschlug ihren König Akron in einem Zweykampf, und hing die Rüstung dieses Königs dem Jupiter Feretrius zu Ehren an eben dem Orte auf, wo nachher das Kapitolium erbauet wurde. Ein gleiches Schicksal erfuhren die Antemnater und Krustruminianer, ihre Armeen wurden geschlagen, und ihre Städte erobert. Der Eroberer bewies sich bey diesen Siegen sehr großmüthig. Anstatt die Städte zu zerstören, oder die Anzahl ihrer Bewohner zu verringern, legte er nur römische Colonien in denselben an, um ihn als Gränzörter gegen entferntere Einfälle zu sichern.

Tatius, König von Cures, einer sabinischen Stadt, war der letzte, aber auch der fürchterlichste,

ste, der die Beschimpfung, die seinem Lande angethan war, zu rächen unternahm. Er betrat das römische Gebiet an der Spitze von 25,000 Mann. Aber außer der überlegenen Gewalt bediente er sich noch folgender Kriegslist. Tarpeja, die Tochter des Befehlshabers des kapitolinischen Hügels, fiel, da sie außerhalb den Mauern der Stadt Wasser schöpfen wollte, in seine Hände. Durch große Versprechungen vermogt er sie dahin, daß sie ein Thor dieses Hügels seiner Armee zu öffnen versprach. Zur Belohnung dafür verlangte sie dasjenige, was die Soldaten an ihren Armen trügen, worunter sie ihre Armbänder verstand. Diese aber verstanden entweder ihre Meynung nicht, oder wollten ihre Treulosigkeit bestrafen, und warfen, da sie von ihr eingelassen wurden, ihre Schilder auf sie zusammen, unter welchen sie zu Tode gedrückt wurde. Da die Sabiner also nun im Besitz des kapitolinischen Hügels waren, so konnten sie den Krieg nach ihrem eignen Belieben fortführen. Es fielen aber eine Zeitlang nur leichte Scharmützel zwischen ihnen vor. In der Länge aber wurden beide Partheyen dieser langweiligen Art Krieg zu führen, müde; jede wünschte den Frieden, aber keine wollte sich herablassen, ihn vorzuschlagen. Man hat oft Bey-

spiele, daß das Verlangen nach dem Frieden den kriegerischen Unternehmungen mehr Lebhaftigkeit gegeben hat. Beide Theile entschlossen sich also, ihre Streitigkeiten durch eine entscheidende Schlacht zu endigen. Es kam also zu einem allgemeinen Treffen, welches verschiedne Tage nach einander erneuert wurde, aber allemal mit gleichem Erfolge für beide Partheyen sich endigte. Das letzte Treffen zwischen den Römern und Sabinern fiel in dem Thale zwischen dem kapitolinischen und quirinalischen Hügel vor. Beide fochten für alles, was nur immer im menschlichen Leben einen Werth hat, und keine Parthey konnte daran denken, sich zu unterwerfen. Das Treffen war eben allgemein und sehr blutig geworden, als die Aufmerksamkeit beider Partheyen plötzlich von der gräßlichen Scene vor ihnen, auf eine weit anziehendere abgezogen wurde. Denn auf einmal sahen sie die sabinischen Weiber, welche von den Römern geraubt waren, mit fliegenden Haaren, entblößt von allem weiblichen Schmuck, mitten zwischen beide streitende Heere rennen; unbekümmert um ihre eigne Gefahr, nur mit derjenigen beschäftigt, in welcher ihre Aeltern, ihre Ehemänner und Kinder sich befanden, erhoben sie ein lautes Geschrey: „Wenn ihr denn einmal entschlossen seyd, zu mor-

„den, so kehret eure Waffen gegen uns, die wir „die einzige Ursache eurer Feindschaft sind. Lasset „uns sterben, wenn nun nothwendig jemand ster„ben muß, denn unser Elend ist doch immer gleich, „wir mögen nun unsre Aeltern oder Ehemänner „überleben, und uns ihren Tod Schuld geben „müssen." Einem so rührenden Anblick konnten die Krieger nicht widerstehen; beide Partheyen ließen, als durch einen gemeinschaftlichen Antrieb, auf eine Zeitlang ihre Waffen fallen, und betrachteten diese rührende Scene in stummem Erstaunen. Endlich drangen die Thränen und Bitten ihrer Weiber durch; es kam zu einem Vergleiche, in welchem ausgemacht wurde, daß Romulus und Tatius mit gleicher Macht und Vorzügen gemeinschaftlich in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Rath aufgenommen, und die Stadt zwar ihren vorigen Namen behalten, die Bürger aber, nach der sabinischen Stadt Kures Quirites heißen sollten; daß endlich, da beide Nationen also vereinigt wären, diejenigen von den Sabinern, welche wollten, in der Stadt Rom leben, und daselbst alle Vortheile römischer Bürger genießen könnten. So trug also jeder Sturm, der dem wachsenden Reiche drohte, nur zur Vermehrung seiner Stärke bey. Die Soldaten der feindlichen

Armee, die am Morgen den Untergang der Stadt beschlossen hatten, ließen sich am Abend mit Freuden in die Zahl ihrer Bürger einschreiben. Romulus sah in der Zeit von wenig Stunden sein Gebiet und seine Unterthanen mehr als um die Hälfte vermehrt; und, gleich als wenn das Glück seinen Ehrgeiz auf alle Weise begünstigen wollte, Tatius sein Mitregent, wurde fünf Jahre hernach von den Laviern erschlagen, weil er einige seiner Sclaven, die sie beraubt und ihre Abgesandten erschlagen hatten, beschützte. Durch diesen Zufall also wurde Romulus noch einmal der einzige Regent des römischen Staats.

Rom, dessen Macht und Stärke durch diese neue Erwerbung sehr vermehrt war, fieng nun an, seinen Nachbarn furchtbar zu werden. Man siehet leicht, daß es am Vorwande zum Kriege gar nicht fehlen konnte, da die Römer durch den Ehrgeiz, und ihre Freunde durch die Eifersucht gereizt wurden. Fidena und Kameria, zwo benachbarte Städte, wurden erobert und unterwürfig gemacht. Die Vejer, eines der mächtigsten etrurischen Völker, erfuhren beynahe dasselbe Schicksal. Nach zwo sehr lebhaften Schlachten suchten sie Friede und ein Bündniß mit dem römischen Volke, welches ihnen dann auch mit der Be-

dingung

dingung zugestanden wurde, daß sie den sieben- den Theil ihres Gebiets, und ihre Salzgruben am Flusse abtretten, auch zur Sicherheit Geisseln geben sollten.

So viel Glück konnte nun wohl den Erobe- rer stolz machen. Die Schrancken, welche seiner Macht mit so vieler Weisheit gesetzt waren, wur- den ihm nach und nach beschwerlich, und er fieng bald an, sich eine despotische Gewalt anzu- maßen, und sich über die Gesetze wegzusetzen, de- nen er vormals selbst einen unbedingten Gehor- sam angelobt hatte. Eine solche Aufführung er- regte besonders bey dem Senat vieles Misver- gnügen, da er gewahr wurde, daß er vom Ro- mulus nur zum Werkzeuge bey der Ausführung seiner strengen Befehle gebraucht wurde. Wir wissen nicht, was für besonderer Mittel er sich bediente, um sich von dem Tyrannen loszuma- chen; einige sagen, daß er auf dem Rathhause in Stücken zerhauen; andre, daß er bey der Mu- sterung seiner Armee verschwunden sey. So viel ist gewiß, daß der Senat sich der Ungewißheit dieser Begebenheit und der Verbergung seines Körpers dazu bediente, das Volk zu überreden, Romulus sey in den Himmel aufgenommen. Al- so ließ er sichs gefallen, denjenigen als einen

Gott zu verehren, der ihm als König unerträglich gewesen war.

Romulus regierte sieben und dreißig Jahre. Nach seinem Tode wurde ihm ein Tempel gebauet, worin man ihn unter dem Nahmen Quirinus verehrte. Denn der Senator Proklus betheuerte öffentlich, daß er ihm erschienen sey, und unter diesem Namen angebetet zu werden verlangt habe. Wir sehen in dem Charakter dieses Königs wenig mehr, als man in einem solchen Zeitalter erwarten kann: strenge Mäßigung und kriegerische Tapferkeit, welches beynahe immer nur die Tugenden sind, die der Mensch im Stande der Wildheit sich erwerben kann. Indessen erzeugte die Größe des Reichs, das sich zur Bewunderung der Welt erhob, auch eine Bewunderung des Stifters desselben in uns, ohne daß wir eben strenge untersuchen, wie gegründet sein Anspruch auf dieselbe sey.

Dritter Abschnitt.

Vom Tode des Romulus bis zum Tode des Numa Pompilius, des zweyten römischen Königs.

J. d. St. 38. Rom war nun schon von einem sehr geringen Anfange ein wirklich furchtbarer Staat geworden. Seine Macht bestand aus 46,000 Fußsoldaten und 1000 Reutern. Das Königreich Alba fiel ihm nun noch durch den Tod des Numitors zu. Und es gehörte jetzt in der That etwas Zeit dazu, eine so große Menge neuer Unterthanen zu einem einstimmigen Gehorsam gegen einen Regenten zu bringen; sie schienen auch wirklich bey der Wahl eines Nachfolgers sehr getheilt zu seyn. Die Sabiner wollten einen König aus ihrem Mittel erwählt wissen, aber den Römern war der Gedanke unerträglich, daß ein Fremder ihren Thron besitzen sollte. Bey dieser Verlegenheit unternahmen es die Senatoren, die Stelle eines Königs zu ersetzen, indem sie dieselbe nach der Reihe, jeder auf fünf Tage verwalteten, und während dieser Zeit alles Ansehen und Vorzüge der königlichen Würde genossen. Diese neue Regierungsform währte ein Jahr; es

ist

ist unbekannt, ob des Senats Absicht war, dieselbe noch weiter fortzusetzen, und sich also selbst die oberste Gewalt anzumaßen, oder ob er nur dadurch Zeit gewinnen wollte, eine Person, die zur königlichen Würde am geschicktesten wäre, unterdessen aufzufinden. Das Volk sah bald, daß diese Regierungsform nur dazu diente, ihm viele Heere, statt eines, zu geben, und drang daher auf die Abschaffung derselben, überließ aber dem Senat die Wahl entweder einen König zu ernennen, oder auch jährliche Obrigkeiten aus seinen eignen Mitgliedern zu erwählen. Der Senat, der also zu einer Wahl gezwungen war, stritt sich noch einige Zeit über die Einrichtung derselben; endlich wurde beschlossen, daß die wählende Parthey aus dem Mittel der andern einen König erwählen sollte, so daß dieser beyden gleiche Verbindlichkeit schuldig wäre; den einen, als seinen Landesleuten, und den andern, als seinen Erwählern. Diesem zu folge wurde der römischen Parthey des Senats die Wahl übertragen; diese fiel auf den Numa Pompilius, einen Sabiner, und wurde von dem übrigen Theile des Senats und dem Volke mit allgemeiner Billigung aufgenommen.

Numa Pompilius war itzt schon über vierzig Jahre alt, und hatte sich schon lange durch seinen

nen Eifer in der Religion, seine Gerechtigkeit, Mäßigung und musterhaftes Leben vorzüglich ausgezeichnet. Er war in allen Wissenschaften und der Philosophie der Sabiner sehr unterrichtet, und lebte in seiner Vaterstadt Kures, vergnügt mit dem Glücke eines ruhigen Privatlebens, ohne alles ehrsüchtige Verlangen nach höhern Würden. Er nahm daher nicht ohne Widerstand die königliche Würde an; er schlug sie lange Zeit standhaft aus; doch endlich wurde er durch das Verlangen seines Vaters und das Zureden der römischen Abgesandten dahin gebracht, daß er darein willigte, die königliche Gewalt zu übernehmen.

Dieß verursachte bey dem Volke eine so grosse Freude, daß es mehr schien ein Königreich als einen König erhalten zu haben.

Es ist ein Lieblingsgedanke der römischen Schriftsteller, die Vorsehung habe es so eingerichtet, daß der besondre Charakter und die Fähigkeiten ihrer Könige immer den besondern Bedürfnissen ihres Staats sehr angemessen gewesen wären; und in dem gegenwärtigen Falle irren sie gewiß nicht sehr. Kein Monarch konnte sich besser als Numa für einen Staat schicken, der aus verschiednen kleinen Ländern bestand, die erst vor kurzer Zeit unterwürfig gemacht, und sehr übel

mit

mit einander verbunden waren. Sie hatten einen Herrn nöthig, der durch seine Gesetze und Unterweisungen ihre wilde und noch rohe Neigungen mäßigte, und durch sein Beyspiel ihnen die Liebe zur Religion und den sanftern Tugenden einflößte. Unter dem Numa also wurde das Volk unterwürfiger und geselliger, und durch den Geist der Religion, welchen er ihm einflößte, bekam es auch als Eroberer größre Stärke. Dies wirkte noch lange Zeit hernach; denn was konnte der muthigsten Tapferkeit widerstehen, wenn sie von einem tief eingewurzelten Aberglauben belebt wurde?

Wir finden also unter der Regierung des Numa nur friedliche Tugenden, denn er bemühete sich während derselben nur immer, seine Unterthanen mit Liebe und Verehrung gegen die Religion und gegen die Götter zu erfüllen. Er bauete viele neue Tempel, stiftete verschiedne Feste, und durch die Heiligkeit seines Lebens, war es ihm leicht, das Volk zu überreden, daß er einen geheimen Umgang mit der Göttin Egeria unterhielt. Auf ihren Rath bauete er den Tempel des Janus, welcher zur Zeit des Friedens geschlossen, und zur Zeit des Krieges offen seyn sollte; er ordnete zuerst Vestalische Jungfrauen an, deren anfangs nur viere waren, die aber sehr große Freyheiten

und

und Vorzüge von ihm erhielten, wie; das ihnen die Fasces, oder die Zeichen der königlichen Gewalt, vorgetragen werden mußten; daß sie Missethätern, die ihnen von ungefähr begegneten, Verzeihung ertheilen konnten: er ordnete die Pontifices an, unter welche er sich selbst einschreiben ließ; wie auch den Orden der Salier und Fecialen, die ersten um die heiligen Schilder zu bewahren, welche Ancilia hießen, und von welchen Numa vorgab, daß sie vom Himmel gefallen wären, und welche die besondern Eigenschaften haben sollten, daß, so lange sie in Rom wären, die Stadt nicht erobert werden könnte; die andern von der Gerechtigkeit der unternommenen Kriege zu urtheilen, und dieselben mit vielen Ceremonien anzukündigen.

Zur Begünstigung des Ackerbaues theilte er alles Land, das Romulus durch seine Kriege erobert hatte, unter den ärmern Theil des Volks aus; er mäßigte die gar zu strengen Gesetze seines Vorgängers in Absicht der väterlichen Gewalt, und untersagte den Aeltern, ihren Sohn nach der Verheyrathung desselben zu verkaufen, weil er für unrecht hielt, daß eine Frau, die einen freyen Mann geheyrathet hätte, durch einen solchen Verkauf desselben gebunden würde, mit einem Sklaven

ven zu leben. Er brachte ferner die Calender in Ordnung, und hob den Unterschied zwischen Sabinern und Römern auf, indem er sie nöthigte unter einander zu wohnen, und das Volk nach den verschiednen Gewerben abtheilte. Nachdem er endlich ein Alter von 80 Jahren erreicht, und drey und vierzig Jahre im vollkommensten Frieden regiert hatte, starb er, und hinterließ den Befehl, daß man seinen Körper, der Gewohnheit der damaligen Zeiten zuwider, in einem steinernen Sarge begraben, und seine Bücher, die eine Beschreibung der von ihm verordneten Gebräuche enthielten, in einem andern Sarge ihm zur Seite setzen sollte. Von diesen Büchern waren zwölf in griechischer, und eben so viele in lateinischer Sprache geschrieben. Vierhundert Jahre nachher wurden sie wieder hervorgezogen, und weil man es für unerlaubt hielt, die Geheimnisse, welche sie enthielten, öffentlich bekannt werden zu lassen, auf Befehl des Senats verbrannt, vielleicht, um durch diese außerordentliche Ehrfurcht für ihren Inhalt, ihren schlechten Werth zu verbergen.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Vom Tode des Numa Pompilius bis zu dem Tode des Tullus Hostilius, des dritten römischen Königs.

Nach dem Tode des Numa Pompilius fiel die Regierung in die Hände des Senats, bis der Tullus Hostilius von dem Volke erwählt wurde, mit welcher Wahl auch der Senat sehr zufrieden war. Dieser König war der Enkel eines edlen Römers, der sich vormals im Kriege gegen die Sabiner besonders hervorgethan hatte. Mit seinem Vorgänger hatte er gar keine Aehnlichkeit, ganz kriegerisch gesinnt, nach Unternehmungen und Eroberungen noch begieriger, als der Stifter des Reichs selbst gewesen war. Er sah sich also nur nach einem Vorwande um, seine Truppen ins Feld zu führen.

J. d. St. 82.

Die Albaner gaben ihm zuerst Gelegenheit, seinen Lieblingsneigungen zu folgen. Ein Paar benachbarte Staaten, die beyde Krieg wünschen, und auf gewisse Weiße nur vom Raube leben, kann es nie an Vorwande fehlen, einen gewaltthätigen ersten Angriff zu bemänteln. Die Veranlassung des Krieges, von dem wir hier reden,

scheint diese gewesen zu seyn. Einige römische Hirten hatten einen Einfall in das albanische Gebiet gethan, und einige albanische hatten Repressalien gebraucht, von beyden Seiten wurden Gesandten an einander abgeschickt, die sich wegen des angethanenen Unrechts beklagen mußten; die verlangte Genugthuung wurde nicht gegeben, und endlich von beyden Seiten ein förmlicher Krieg erklärt, ohne daß man auf einer die erste Veranlassung dazu gegeben haben wollte.

Es waren in der That viele Ursachen, die einen öffentlichen Bruch zwischen diesen beyden Staaten hätten verhindern sollen; sie hatten einen gemeinschaftlichen Ursprung, und viele ihrer Unterthanen waren durch die Bande der Blutsfreundschaft verbunden. Ueberdem waren auch noch verschiedne andre benachbarte Nazionen Feinde von beyden, die nur eine Gelegenheit suchten, über eine oder die andre herzufallen. In dieser Lage befanden sich die Römer und Albaner, als sie, nach einigen kleinen Scharmützeln, endlich fünf Meilen von der Stadt Rom zusammentrafen, und sich nun rüsteten, das Schicksal beyder Staaten zu entscheiden. Denn in diesen barbarischen Zeiten war fast jede Schlacht entscheidend. Beyde Armeen waren schon einige Zeit in Schlachtordnung

nung gestellt, und erwarteten das Zeichen zum Angriff mit Ungeduld und Unwillen über die lange Verzögerung eines furchtbaren Aufschubs, der ihnen Tod oder Sieg vorenthielt. Allein der Angriff wurde durch einen unerwarteten Vorschlag des albanischen Generals gehindert. Dieser trat nämlich mitten zwischen beyde Armeen hervor, und that den Römern den Vorschlag, ihren Streit durch einen Zweykampf zu entscheiden, so daß diejenige Nazion, derer Vorfechter würde überwunden werden, der andern unterworfen seyn sollte. Ein solcher Vorschlag entsprach völlig dem heftigen Charakter des römischen Königs, und wurde auch von seinen Unterthanen mit Freuden angenommen, deren jeder mit der Hoffnung sich schmeichelte, daß ihn die Wahl dazu bestimmen würde, für die Sache seines Vaterlandes zu kämpfen. Eine Menge tapferer Männer boten sich hierzu an, aber man konnte noch keine aus denselben, mit Ausschliessung andrer wählen, bis endlich ein ungefährer Zufall diese Ungewißheit entschied. Es waren eben damals in jeder von beiden Armeen drey Zwillingsbrüder; die römischen hießen Horatier, und die albanischen Kuriatier. Alle waren wegen ihres Muths, ihrer Stärke und Lebhaftigkeit berühmt, sie wurden also da-

scheint diese gewesen zu seyn. Einige römische Hirten hatten einen Einfall in das albanische Gebiet gethan, und einige albanische hatten Repressalien gebraucht, von beyden Seiten wurden Gesandten an einander abgeschickt, die sich wegen des angethanenen Unrechts beklagen mußten; die verlangte Genugthuung wurde nicht gegeben, und endlich von beyden Seiten ein förmlicher Krieg erklärt, ohne daß man auf einer die erste Veranlassung dazu gegeben haben wollte.

Es waren in der That viele Ursachen, die einen öffentlichen Bruch zwischen diesen beyden Staaten hätten verhindern sollen; sie hatten einen gemeinschaftlichen Ursprung, und viele ihrer Unterthanen waren durch die Bande der Blutsfreundschaft verbunden. Ueberdem waren auch noch verschiedne andre benachbarte Nazionen Feinde von beyden, die nur eine Gelegenheit suchten, über eine oder die andre herzufallen. In dieser Lage befanden sich die Römer und Albaner, als sie, nach einigen kleinen Scharmützeln, endlich fünf Meilen von der Stadt Rom zusammentrafen, und sich nun rüsteten, das Schicksal beyder Staaten zu entscheiden. Denn in diesen barbarischen Zeiten war fast jede Schlacht entscheidend. Beyde Armeen waren schon einige Zeit in Schlachtord-

nung gestellt, und erwarteten das Zeichen zum Angriff mit Ungeduld und Unwillen über die lange Verzögerung eines furchtbaren Aufschubs, der ihnen Tod oder Sieg vorenthielt. Allein der Angriff wurde durch einen unerwarteten Vorschlag des albanischen Generals gehindert. Dieser trat nämlich mitten zwischen beyde Armeen hervor, und that den Römern den Vorschlag, ihren Streit durch einen Zweykampf zu entscheiden, so daß diejenige Nazion, derer Vorfechter würde überwunden werden, der andern unterworfen seyn sollte. Ein solcher Vorschlag entsprach völlig dem heftigen Charakter des römischen Königs, und wurde auch von seinen Unterthanen mit Freuden angenommen, deren jeder mit der Hoffnung sich schmeichelte, daß ihn die Wahl dazu bestimmen würde, für die Sache seines Vaterlandes zu kämpfen. Eine Menge tapferer Männer boten sich hierzu an, aber man konnte noch keine aus denselben, mit Ausschliessung andrer wählen, bis endlich ein ungefährer Zufall diese Ungewißheit entschied. Es waren eben damals in jeder von beiden Armeen drey Zwillingsbrüder; die römischen hießen Horatier, und die albanischen Kuriatier. Alle waren wegen ihres Muths, ihrer Stärke und Lebhaftigkeit berühmt, sie wurden also da-

zu erwählt, diesen wichtigen Kampf zu unterneh- men. Nachdem durch vorgängige Ceremonien, Eide und Beschwörungen sich nun beyde Partheyen verpflichtet hatten, daß die Nation der überwundenen Kämpfer der siegenden unterworfen seyn sollte; so wurden diese Kämpfer endlich unter dem Zurufen Ermunterungen und Gebeten ihrer Mitbrüder gegen einander geführt. Man hatte ihnen die Wichtigkeit und Größe dessen, was nun durch sie entschieden werden sollte, vorgestellt; man hatte sie an ihre vorige große Thaten erinnert; man hatte es ihnen lebhaft vorgehalten, daß nun ihre Väter, ihre Mitbürger, und die Götter selbst Zuschauer ihres Verhaltens wären. Endlich griffen diese Vorfechter ihres Volks, ganz von der Empfindung des hohen Werths ihres Unternehmens entflammt, einander an, und jeder war itzt nur, unbekümmert um seine eigene Erhaltung, auf den Tod seines Gegners bedacht. Die Zuschauer, in furchtbarer Stille, zitterten bey jedem Hiebe, und, wünschten die Gefahr ihrer Mitbürger theilen zu dürfen. Lange war der Sieg zweifelhaft; endlich schien das Glück ihn zum Nachtheile der Römer zu entscheiden. Zween ihrer Kämpfer sahen sie todt zur Erde fallen; und der dritte, Uebriggebliebne, der von den drey Kuriatiern,

die verwundet waren, langsam verfolgt wurde, schien durch seine Flucht um Gnade zu flehen. Nun konnte die albanische Armee ihre Freude nicht mehr unterdrücken, sondern brach in einen lauten Zuruf aus, unterdeß die Römer die Feigheit ihres Mitbürgers, dessen Verhalten ihnen so niederträchtig vorkam, bey sich verfluchten und verwünschten. Aber bald änderten sie diese Gesinnungen, als sie plötzlich bemerkten, daß die Flucht ihres Kämpfers nur verstellt war, um dadurch seine Gegner zu trennen, denen zusammen er unmöglich widerstehen konnte; denn plötzlich hielt er in seinem Lauf ein, wandte sich zu dem, der ihn zunächst verfolgte, und legte ihn tod zu seinen Füssen; der zweyte Bruder wollte ihm zu Hülfe kommen, erfuhr aber eben das Schicksal; itzt war nur noch der dritte Kuriatier übrig, der ganz abgemattet und durch seine Wunden entkräftet sehr leicht von dem Ueberwinder seiner Brüder besiegt wurde. Er wurde fast ohne Widerstand umgebracht, und der Sieger rief dabey aus, daß er ihn als ein Opfer für die erfochtene Oberherrschaft der Römer darbrächte. Diese wurde nun auch von der albanischen Armee ohne Widerrede anerkannt.

Ein so großer und von so wichtigen Folgen begleiteter Sieg verdiente ohne Zweifel alle die

Ehre, die der Staat nur irgend jemand ertheilen konnte. Aber gleich als wenn in diesem Zeitalter nie eine Tugend ohne Vermischung seyn könnte, so war auch itzt eben die Hand, die am Morgen für die Erhaltung ihres Vaterlandes kämpfte, am Abend mit dem Blute einer Schwester befleckt. Denn da er triumphirend vom Schlachtfelde zurückkam, wurde plötzlich sein Unwille gereizt, als er seine Schwester sah, wie sie in Thränen schwamm, und den Verlust des einen Kuriatiers, der ihr verlobter Liebhaber war, beklagte. Und da sie endlich sogar, als sie die Weste, welche sie ihrem Geliebten verfertigt hatte, unter seiner Beute erblickte, anfieng ihm Vorwürfe zu machen; so wurde er hierdurch so sehr aufgebracht, daß er sich nicht halten konnte, sondern sie in der Stube ermordete. Diese Handlung mißfiel dem Senat sehr, und der grausame Sieger wurde von der ordentlichen Obrigkeit zum Tode verdammt. Allein er berief sich auf den Ausspruch des ganzen Volks, und wurde von demselben freygesprochen.

Bey dieser Lage der Sachen war der König Hostilius darauf bedacht, sich den erhaltenen Sieg dadurch zu Nutze zu machen, daß er die Unterwerfung der Albaner befestigte, und die gehörigen Maaßregeln ergriff, den Trotz der Einwohner von

Fidena und Veji, welche Anstalten gemacht hatten, ihr Joch abzuwerfen, zu züchtigen. Seine Unternehmungen hatten bey der Absicht einen glücklichen Erfolg. Ein Sieg über die letztern benahm ihnen auf einige Zeit die Lust, fernere Versuche zu wagen; und was die ersten anbetrifft, so ließ er ihren General, den Metius Suffetius, nachdem er ihn der Verrätherey überführt hatte, durch Pferde in Stücken zerreissen; und um allen Gelegenheiten zu künftigen Empörungen auf einmal ein Ende zu machen, die Stadt Alba bis auf den Grund zerstören. Ihre Einwohner brachte er nach Rom, und nahm die vornehmsten derselben in den Senat auf.

Nach diesem glücklichen Erfolge wandte Hostilius nun seine Waffen gegen die Sabiner, über die er durch Hülfe seiner Reuterey, der die Feinde nicht widerstehn konnten, einen völligen Sieg erhielt. So schien jeder neue Krieg, der andre Staaten entvölkert, dem römischen neue Unterthanen und neue Stärke zu geben. Vielleicht aus der Ueberzeugung, daß der Zustand des Kriegs für das römische Volk der wunschwürdigste sey, unternahm der König schon wieder einen andern Krieg wider die Lateiner, der aber von beyden Seiten sehr langsam geführt wurde. Es fiel gar

keine Schlacht vor, keine Stadt wurde erobert, außer Medullia, die ehemals eine römische Colonie hatte aufnehmen müssen, und deswegen der Plünderey der Soldaten Preiß gegeben wurde, um künftig dergleichen Abfall zu verhüten. Dieser Krieg dauerte fast während der ganzen übrigen Zeit der Regierung dieses Königs fort; das Ende derselben wurde noch durch einige vorgegebene schreckliche Wunderzeichen beunruhiget, noch mehr aber durch die Hungersnoth, in welcher der König einen großen Theil seines Volk aufgerieben sah, ohne daß er ihr abhelfen konnte. Er starb nach einer Regierung von zwey und dreyßig Jahren. Einige sagen, er sey mit seiner ganzen Familie vom Blitz erschlagen worden, andere behaupten mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß er durch Verrätherey umgekommen sey.

Fünfter Abschnitt.

Vom Tode des Tullus Hostilius bis zum Tode des Ankus Martius, des vierten römischen Königs.

J. d. St. 115. Nach einem Interregnum, wie in den vorigen Fällen, wurde Ankus Martius, ein Enkel des Numa, vom Volke

erwählt, und nachher vom Senat bestätigt. Dieser König schien sich den Numa, von welchem er in gerader Linie abstammete, zu dem grosen Muster seiner Nachahmung gesetzt zu haben. Er war in der That von Natur gar nicht dazu gemacht, sich durch kriegerische Thaten auszuzeichnen, wie er denn seinen Nahmen Ankus deswegen bekommen hatte, weil sein einer Arm so krumm war, daß er ihn nicht ausstrecken konnte. Diesen Mangel aber ersetzte er hinlänglich durch den Ruhm, den er sich in allen friedsamen Unternehmungen erwarb. Er stiftete die heiligen Gebräuche, welche jeder Kriegserklärung vorhergehen sollten. Er überredete das Volk, das Unglück, welches den Staat und seinen Vorgänger betroffen hätte, sey eine Strafe ihrer geringen Ehrfurcht für die Götter gewesen. Er ergriff jede Gelegenheit, seine Unterthanen zu den Beschäftigungen des Landbaues zu ermuntern, und von der Neigung zu unnützen Kriegen abzuleiten.

Diese Einrichtungen und Lehren schienen den benachbarten Völkern mehr Feigheit, als Weisheit anzuzeigen. Nach dieser Voraussetzung unternahmen die Lateiner verschiedene Einfälle auf das römische Gebiet, und zwangen gleichsam durch ihre Beschimpfung den friedsamen Ankus zum Kriege.

Er blieb aber auch hier seinem Charakter getreu, und sandte zuförderst einen Herold ab, der den Krieg ankündigen mußte. Dieser begab sich in einem besondern Kleide, mit einem Wurfspieß, der mit Eisen beschlagen war, in seiner Hand, auf die feindliche Gränze, erklärte feyerlich den Krieg, und warf seinen Spies mit aller Stärke der er fähig war, ins feindliche Gebiet. Dieser Krieg war eben so glücklich, als er gerecht war; Ankus überwand die Lateiner, zerstörte ihre Städte, führte die Einwohner nach Rom, und vermehrte sein Gebiet durch einen Theil des ihrigen. Auf eben die Art unterdrückte er den Aufstand der Vejer, Fidenater und Volksker, und erhielt einen zweyten Triumph über die Sabiner.

Aber diese Siege über seine Feinde waren auf keine Weise mit den Werken, die er zu Hause verrichtete, zu vergleichen. Er erbauete Tempel, befestigte die Stadt, legte ein Gefängniß für die Missethäter an, und einen Hafen an der Mündung der Tiber, der Ostia hieß, und durch welche er seinen Unterthanen den Handel auf diesem Fluß und den benachbarten Salzgruben sicherte. Eben so sehr bemühete er sich, Fremde in sein Gebiet zu locken. Duch die Freyheiten, die er ihnen ertheilte, und die billige Gerechtigkeit, welche

alle

alle seine Unterthanen erwarten konnten, zog er eine Menge der besten Leute aus verschiednen Theilen Italiens an sich, welche vieles dazu beytrugen, nicht nur sein Volk zu bereichern, sondern es auch zu bilden und gesitteter zu machen. Unter diese gehörte auch der Lukomon, welcher nachher den Namen Lucius Tarquinius annahm, und der Nachfolger des Ankus wurde.

Dieser Mann besaß sehr viele Vollkommenheiten und sehr große Reichthümer. Ankus erwies ihm viele Ehre, und wahrscheinlicher Weise hatte er sich dadurch vorzüglich seine Gunst erworben, weil er ihm alle seine Schätze zum Besten des Senats angeboten hatte. Er wurde daher auch in den Senat aufgenommen, und zum Vormund der beiden Söhne des Ankus bestellt, der nach einer Regierung von vier und zwanzig Jahren, in welcher er seine Unterthanen bereichert und Rom verschönert hatte, starb.

Sechster Abschnitt.

Von dem Tode des Ankus Martius bis zum Tode des Tarquinius Priskus des fünften römischen Königs.

In d. St. 138. Lucius Tarquinius Priskus, dessen ursprünglicher Name, wie ich schon gesagt habe, Lukomon war, nahm von der Stadt Tarquinia, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, den Namen Tarquinius an. Sein Vater war ein korinthischer Kaufmann, der sich durch den Handel einen großen Reichthum erworben, und wegen einiger Verdrießlichkeiten in seinem Vaterlande, sich in Italien niedergelassen hatte. Sein Sohn Lukomon, der einzige Erbe seines Vermögens, heyrathete eine Frau von Stande aus der Stadt Tarquinia, und diese überredete ihn, weil seine Geburt, sein Stand und Vaterland ihn bey den Vornehmen dieser Stadt verhaßt machten, sich nach Rom zu begeben, wo Verdienst allein einen Vorzug gab. Als er sich dem Thore dieser Stadt nahete, sagen die Geschichtschreiber, flog ein Adler aus der Höhe herab, entriß ihm den Huth, flog eine Zeitlang mit vielem Geräusch um den Wagen herum, und setzte ihm endlich denselben

ben wieder auf. Seine Gemahlin Tanaquil, die, wie es scheint, sich auf die Wahrsagerkunst verstand, erklärte dieß als eine Vorbedeutung, daß er dereinst die Krone tragen würde, und vielleicht war es dieser Umstand, der ihm zuerst den Ehrgeiz eingab, nach dieser Krone zu streben: denn man sah bald, daß er seinen großen Reichthum dazu anwandte, sich durch alle seine Handlungen und besonders durch vielen Aufwand, die Liebe des Volks zu erwerben. Sein gütiges Betragen, seine häufigen Gastmale und mannigfaltigen Wohlthaten gewannen ihm leicht die Achtung und Bewunderung eines ungebildeten Volks, das in den Künsten einer listigen Intrigue ganz unerfahren war, und gar nicht an die Absichten dachte, auf welche ein so gütiges Betragen abzielte.

Als Ankus gestorben, und die Regierung, wie gewöhnlich wieder auf den Senat zurückgefallen war, bediente sich Tarquinius aller seiner Macht und List es dahin zu bringen, daß die Söhne des Ankus übergangen, und er an derer Statt zum König erwählt würde. In dieser Absicht fand er Mittel, sie, an dem zur Wahl ausgesetzten Tage, aus der Stadt zu schaffen, und hielt eine Rede an das Volk, worin er vorstellete, wie viele Freundschaft er ihnen immer bewiesen,

wiesen, wenn er sein ganzes Vermögen für dasselbe aufgeopfert, wie er durch einen langen Aufenthalt unter ihnen, eine genaue Erkenntniß ihrer Verfassungen sich erworben hätte, und bot sich also zu seinem Könige an. Da man in keinem Stücke dieser Rede widersprechen konnte, so wurde sein Verlangen bald erfüllt und das römische Volk erwählte ihn einstimmig zu seinem König.

Er verwaltete die Regierung mit vieler Billigkeit, ob er sie gleich durch List sich erworben hatte. Um gleich anfangs seine Freunde zu belohnen, nahm er noch hundert Personen in den Senat auf, welcher also jetzt überhaupt aus 300 Mitgliedern bestand. Er vermehrte auch die Anzahl der Vestalischen Jungfrauen von vier zu sieben, und legte den ersten Grund zu einem Amphitheater, wo die Kämpfe mit Menschen und Thieren gehalten wurden, die nachher zu so ungeheueren Ausschweifungen Gelegenheit gaben. Diese ersten Spiele bestanden aber nur in Pferderennen und Handgefechten, wozu man Leute aus Etrurien miethete, die sich mit Handschuhen bewaffnet, für Geld herumschlugen. Wie sehr verschieden von den Schauspielen spätrer Zeiten, wo man zwey tausend Fechter auf einmal ihren Geist aufgeben, oder todt auf der Schaubühne liegen sah!

Diese innern friedsamen Bemühungen aber wurden bald durch die Einfälle der unruhigen Nachbarn, besonders der Lateiner, unterbrochen. Tarquinius zwang sie um Frieden zu bitten, und hielt einen Triumph über sie. Von ihnen wandte er seine Waffen gegen die Sabiner, die sich noch einmal empört, und auf einer Brücke über die Tiber gekommen waren, in der Absicht, das römische Gebiet zu plündern, und wo möglich, die Stadt selbst zu verheeren. Allein Tarquinius fand sich bald in der Nähe ihres Lagers bey dem Zusammenflusse des Anienes und der Tiber ein, und überwand sie durch folgende Kriegslist. An dem Ufer des Flusses befand sich eine große Menge Holz, dieses ließ er anzünden, und den Fluß so hinabschwimmen, daß es die feindliche Brücke in Brand setzte, und ihnen dadurch den Rückzug abschnitt. Er ließ ihnen auch nicht Zeit, sich ihm zu widersetzen, sondern brachte durch einen muthigen Angriff ihre Armee in solche Unordnung, daß die meisten, welche dem Schwerdt entfliehen und durch den Fluß schwimmen wollten, ersoffen. Ihre Leichname und Waffen flossen nach Rom hinab, und überbrachten die Nachricht von dem erhaltenen Siege früher, als die Boten, die deswegen abgesendet waren, dort ankommen konnten.

Tarquinius wollte ihnen nun auch nicht Zeit lassen, sich von ihrer Niederlage zu erholen, sondern verfolgte sie bis in ihr Land, und zwang sie durch einen neuen Sieg um Frieden zu bitten, welchen sie nur unter der Bedingung erhielten, daß sie einen ansehnlichen Theil ihres Gebiets und die ziemlich große Stadt Collatia, fünf Meilen ostwärts von Rom, an ihn abtreten sollten. Auf diese Eroberungen folgten nun noch verschiedene Vortheile über die Lateiner, über die er zwar keinen entscheidenden Sieg erhielt, ihnen aber doch verschiedne Städte abnahm.

Da Tarquinius also seine Feinde sich unterworfen hatte, so dachte er nun auch darauf, es zu verhindern, daß sein Volk nicht durch Unthätigkeit und Trägheit verderbt würde, und unternahm in der Absicht verschiedene öffentliche Werke, die zum Nutzen und der Verschönerung der Stadt dienen sollten. Er umgab sie mit stärkern und breitern Mauern; er verschönerte das Forum oder den öffentlichen Marktplatz mit bedeckten Gängen; er legte unterirrdische Canäle an, welche das zusammengelaufene Wasser aus der Stadt abführten, deren einige noch zu unsern Zeiten die Bewunderung der Reisenden an sich ziehn. Er verbesserte das Amphitheater, welches sein Vorgänger an-

gefangen

gefangen hatte, und legte zuerst den Grund zum Kapitol, dessen Vollendung er aber nicht erlebte.

Zu seiner Zeit erlangten auch die Augurn großes Ansehn. Denn Tarquinius fand es seinem Nutzen zuträglich, den Aberglauben des Volks zu befördern, weil er sich dadurch seines Gehorsams mehr versicherte. Seine Gemahlin Tanaquil wollte selbst vieles von dieser Kunst verstehen; aber der Accius Nävius ist als der größte Augur, der je in Rom gelebt hat, bekannt. Da Tarquinius bey einer gewissen Gelegenheit bemerkte, daß es ihm an Reuterey fehle, so wollte er die drey Centurien von Reutern, welche Romulus zuerst errichtet hatte, mit noch drey neuen vermehren; allein der Augur Nävius widersetzte sich diesem Vorhaben, und erklärte, daß die Götter es durch ihn untersagten, in irgend einer Einrichtung, die von dem Stifter des Reichs herrührte, eine Abänderung zu machen. Der König, (wie die Geschichtschreiber erzählen) fand sich hierdurch sehr beleidigt, und wollte bey dieser Gelegenheit einmal die Kenntniß des widerspenstigen Augurs auf die Probe setzen. Er fragte ihn daher in öffentlicher Versammlung des Volks, ob er sich bey Ausführung eines gewissen Vorhabens, das er

im Sinne hätte, einen glücklichen Erfolg versprechen könnte. Nävius stellte seine Augurien an, und versicherte darauf den König sehr zuversichtlich, daß es sehr wohl geschehen könnte. „Schön," rief der König mit spöttischem Lächeln, „mein Vorhaben war, diesen Kieselstein „hier mit diesem Scheermesser durchzuschneiden," „Schneide nur, ohne Bedenken," erwiederte der Augur; und der König schnitt wirklich seinen Kieselstein mitten von einander. Von dieser Zeit an wurde nie in Rom etwas vorgenommen, ehe man den Rath und die Billigung der Augurn eingeholt hatte. Nie wurde eine Versammlung des Volks auseinandergelassen, nie eine Armee angeworben, nie eine Schlacht gewagt oder ein Friede geschlossen, ehe man das Geschrey und den Flug der Vögel befragt, die denn nie wie man voraus setzen kann, einen andern Ausspruch thaten, als die Augurn es haben wollten.

Tarquinius war nicht mit dem bloßen Besitz seines Königreichs zufrieden; er wollte auch alle äusseren Zeichen der königlichen Würden damit verbinden. Er nahm also, nach dem Beyspiele der Lydischen Könige, eine goldne Krone, einen elfenbeinernen Thron, einen Scepter, an dessen Spitze ein Adler befestiget war, und ein

purpur-

purpurfarbiges Gewand an. Es war vielleicht der zu auffallende Glanz dieser Zeichen der königlichen Würde, welcher zuerst den Neid der Söhne des vorigen Königs rege machte, da sie nun schon sieben und dreyßig Jahre der Regierung des Tarquinius sich ruhig unterworfen hatten. Und sein Vorhaben, den Servius Tullius, seinen Schwiegersohn, zu seinem Nachfolger zu ernennen, mag vermuthlich ihren Unwillen noch mehr gereizt haben. Was aber auch immer die Ursache seyn mag, daß sie ihre Rache so lange verschoben, so beschlossen sie doch nun den Tarquinius aus dem Wege zu räumen. Nach einigen mißlungenen Anschlägen fielen sie endlich auf diesen, daß sie zween Bösewichter dazu abrichteten, in dem Pallast des Königs einen Zank anzufangen, den zu schlichten sie den König zu sprechen verlangen sollten. Dieses geschah, und Tarquinius wurde also mit Aexten von diesen Nichtswürdigen erschlagen, die sich hierauf davon machen wollten; aber die Lictorn, welche um des Königs Person waren, hielten sie auf und bemächtigten sich ihrer. Sie wurden hierauf mit dem Tode bestraft, aber ihre Anstifter, die Söhne des Ankus retteten sich durch die Flucht.

So also kam Lucius Tarquinius, den man, um ihn von seinem Nachfolger gleiches Namens zu unterscheiden, den Zunamen Priskus gab, im sechs und funfzigsten Jahre seines Lebens, und im acht und dreyßigsten seiner Regierung, ums Leben. Er führte zuerst gewissermaßen die feinern Künste seines griechischen Vaterlandes bey den Römern ein; und ob sie gleich in diesem Ze tpunkt noch sehr weit davon entfernt waren, ein gesittetes Volk zu seyn, so waren sie doch gewiß weit mehr, als eins von den andern barbarischen Völkern, die sie umgaben.

Siebender Abschnitt.

Von dem Tode des Tarquinius Priskus bis zum Tode des Servius Tullius, des sechsten römischen Königes.

J. d. St. 176. Das Gerücht von der Ermordung des Tarquinius erfüllte alle seine Unterthanen mit Trauern und Unwillen. Sie eilten aus allen Theilen der Stadt zu dem Pallast herbey, sich von der Wahrheit desselben zu versichern, und den Tod ihres Königs an seinen Mördern zu rächen. Dieser Verwirrung bediente sich die

die Tanaquil, des Königs Wittwe, welche ihre eigne Gefahr wohl einsah, wenn die Mörder den Thron ihres Gemahls besteigen sollten, und die ihrem Schwiegersohne gern die Nachfolge verschaffen wollte. Sie verheelte also sehr geschickt des Königs Tod, und unterdrückte ihren eignen Kummer. Sie versicherte das Volk durch ein Fenster des Pallasts, der König sey nicht getödtet, sondern nur durch den Schlag betäubt worden, wovon er sich aber bald erholen würde, indessen habe er bis dahin seinem Schwiegersohne, dem Servius Tullius, die königliche Gewalt übertragen. Servius kam hierauf, ihrer Abrede gemäß, unter dem Vortritt der Lictorn, und mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, aus dem Pallast heraus, und gab einige Befehle, die zur öffentlichen Sicherheit gereichten; aber immer unter dem Vorwande, daß ihm der König alles aufgetragen habe. Diese Verstellung wurde einige Tage fortgespielt, welche Tarquinius dazu anwandte, die Vornehmen auf seine Seite zu bringen. Darauf wurde des Tarquinius Tod öffentlich bekannt gemacht, Servius setzte sich auf den Thron, bloß mit Bewilligung des Senats, ohne daß er sich bemühte, auch des Volks Stimmen zu gewinnen.

Servius stammte aus der lateinischen Stadt Corniculum her. Als Tarquinius dieselbe belagerte, kam sein Vater ums Leben und seine Mutter wurde gefangen und zur Sclavinn gemacht. In diesem Zustande gebar sie den Servius. Da er noch als Kind in der Wiege lag, soll einmal eine glänzende Flamme um seinen Kopf gespielt haben, die von der Tanaquil für eine Vorbedeutung seiner künftigen Größe erklärt wurde. Diese Begebenheit (so erzählen die Geschichtschreiber weiter,) machte einen so starken Eindruck auf sie, daß sie ihm die beste Erziehung, die in den damaligen Zeiten nur jemand bekommen konnte, gab, ihn zu ihrem Schwiegersohn erhob, und ihm, bey zunehmenden Alter des Königs, oft die Besorgung sowohl der häuslichen als öffentlichen Geschäfte desselben übertrug. Sein Betragen hiebey erwarb ihm die Zuneigung des Volks, und, was er noch weit mehr schätzte, die Achtung des Senats.

Sobald er nur als König anerkannt war, machte er es sich gleich zum angelegentlichsten Geschäft, die Gewalt des Senats zu vergrössern, und die des Volks einzuschränken. Ein Unternehmen, das mit ausnehmenden Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Um diese zu überwinden, bediente er sich einer List, und

unter dem Schein, als ob er den Nutzen des Volks beobachtete, bemühte er sich das Ansehn desselben zu zerstören. Die öffentlichen Abgaben waren bisher unter die römischen Bürger gleich vertheilt gewesen, und jeder hatte einen gleichen Beytrag zu den Bedürfnissen des Staats geliefert. Servius zeigte, daß dieses eine sehr große Ungerechtigkeit sey, und schlug eine billigere Einrichtung vor, nämlich diese, daß die Abgabe jedes Bürgers seinem Vermögen angemessen seyn sollte. Das Volk, das bis auf den Grund seiner Absichten nicht durchschauen konnte, nahm diesen Vorschlag mit lautem Beyfall an, und gab dem Könige völlige Gewalt, die Abgaben nach seinem Gutdünken einzurichten. Dieser befahl also zuerst eine genaue Zählung aller römischen Bürger, ihrer Kinder und Sklaven, und eine eben so richtige Schätzung ihres ganzen Vermögens und aller ihrer Besitzungen. Es fand sich, daß Rom itzt 80000 Mann, die fähig waren, die Waffen zu tragen, einschloß; ein sehr ansehnlicher Zuwachs seit Romulus Zeiten. Diese theilte er in sechs Klassen. In der ersten Klasse befanden sich alle Mitglieder des Senats, die Patricier, und alle diejenigen, welche über 1100,000 Aß, oder ungefähr 2200 Rthlr., nach

unserm Gelde, besaßen, welches zu diesen Zeiten in Rom schon ein ansehnliches Vermögen war. Diese Klasse theilte er wieder in 49 Centurien, deren eine Hälfte aus alten, ehrwürdigen Männern bestand, die allemal zur Vertheidigung der Stadt zu Hause bleiben sollten; in der andern aber waren die jungen und muthigen Leute, die im Felde dienen sollten. Ihre Waffen waren ein Wurfspieß, ein Speer und ein Schwerdt; ihre übrige Rüstung ein Helm, ein Küraß, und Beinstiefeln von Erz. In dieser Klasse befanden sich ferner alle Ritter, die aus achtzehn Centurien bestanden, nebst noch zween andern von Werkmeistern, die der Armee nachfolgen sollten. Die zweyte Klasse, welche in zwey und zwanzig Centurien getheilt war, bestand aus denen, welche ein Vermögen von wenigstens 75000 Aß besaßen. Diese waren eben so, wie die in der ersten Klasse, bewaffnet, ausser, daß sie, statt der großen, kleine Schilde führten. Die dritte Klasse bestand aus zwanzig Centurien; das in derselben erforderliche Vermögen war 50000 Aß. Bey der vierten war es 25000; sie bestand gleichfalls aus zwanzig Centurien. Die Glieder der fünften Klasse mußten wenigstens 11000 Aß besitzen, und sie machten im Kriege al-

lemal die Schleuderer und leichten Truppen aus; diese Klasse bestand aus dreyßig Centurien. Die sechste und letzte aber machte nur eine Centurie aus; in dieser befanden sich alle, von denen man für den Staat keinen andern Nutzen erwartete, als daß sie Kinder zeugten, die einmal nützlich werden könnten. Sie gaben gar keine Abgaben, und waren von Kriegsdiensten frey. Alle diese Klassen bestanden, wie die erste, aus zwoen Abtheilungen. Die erste enthielt die Alten, die nur zur Vertheidigung der Stadt bestimmt waren. Die zweyte diejenigen, die im Felde zu ihrer Vertheidigung fechten sollten. Die ganze Anzahl der römischen Bürger war also in 193 Centurien getheilt, deren jede einen Befehlshaber hatte, der Centurio hieß, und allemal ein Mann von vorzüglicher Tapferkeit und Erfahrung war.

Nun war es die nächste Sorge des Königs, die Abgaben zu bestimmen. Er richtete es so ein, daß nicht ein jeder einzelne Bürger, sondern eine jede Centurie einen gleichen Beytrag zu den Bedürfnissen des Staats lieferte. Da nun der ärmere Theil des Volks in den Centurien der beyden letztern Klassen sehr zahlreich war, so fiel auf dasselbe verhältnißmäßig nur ein sehr ge-

ringer Antheil der Abgaben. Man kann leicht einsehen, daß diese vortheilhafte Einrichtung von dem Volke mit vielem Beyfall aufgenommen wurde; aber es dachte nicht daran, daß es dieselbe auf Kosten seiner ehemaligen Macht erkaufen müßte. Denn es war nicht mehr als billig, daß die Senatoren und Reichen, welche am meisten zu den öffentlichen Bedürfnissen hergäben, auch den meisten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats hätten. Servius befahl also, daß so, wie die Abgaben centurienweise entrichtet würden, also nun auch bey allen öffentlichen Verhandlungen die Stimmen nach den Centurien gesammelt werden sollten. Ehemals hatte jeder einzelne Bürger seine Stimme für sich gegeben; und so überwog die Menge des Volks allemal die Macht der Vornehmen. Da aber nun, nach den Einrichtungen des Servius der Senat allein aus mehr Centurien bestand, als alle übrige Klassen zusammengenommen; so hatte er dadurch alle Gewalt in Händen. Dem Volke blieb nur noch ein Schatten seines Ansehns übrig, mit dem es eine lange Zeit durch so ziemlich zufrieden zu seyn schien, bis endlich der zunehmende Luxus an der einen Seite Mißbrauch der Gewalt, und an der andern einen Stolz, der sich eine beschwer-

schwerliche Unterordnung nicht länger gefallen lassen wollte, hervorbrachte.

Um den Anwachs oder die Abnahme seiner Unterthanen von Zeit zu Zeit zu wissen, machte er noch eine andere Einrichtung, welche er Lustrum nannte. Nach derselben mußten allemal im fünften Jahre alle römische Bürger, nach ihren Klassen, in ihrer völligen Rüstung sich auf dem Campus Martius einstellen, und einen genauen Bericht von den Personen ihres Hauswesens und ihrem Vermögen abstatten. Er erlaubte ferner, daß Sklaven von ihren Herren konnten freygelassen werden, und ließ sie alsdenn unter die untern Klassen der Bürger vertheilen.

So sehr sich also dieser staatskluge König mit der innern Einrichtung des Reichs beschäftigte, so ließ er doch auch seine auswärtigen Angelegenheiten nicht aus der Acht. Er überwand die Etrusker in verschiedenen Schlachten, und triumphirte dreymal über sie. Mit Recht konnte er also hoffen, seine lange und ruhmvolle Regierung in Ruhe und Frieden zu beschließen. Ja er dachte so gar daran, seine Regierung niederzulegen, dem Staate eine republicanische Form zu geben, und seine übrigen Tage in einem stillen Privatleben hinzubringen. Aber sein Schicksal verstattete ihm nicht,

nicht, diesen edelmüthigen Entschluß auszuführen.

Gleich im Anfange seiner Regierung hatte Servius, um dieselbe auf alle Weise zu sichern, seine beiden Töchter mit den beiden Enkeln des Tarquinius Priskus vermählt, und da er wußte, daß die Schwestern sowohl als die Brüder ganz verschiedene Charaktere hatten, so schien es ihm am besten zu seyn, daß er die entgegengesetzten Charaktere gegen einander stellte, und die Sanfte und Geduldige mit dem Kühnen und Heftigen, so wie die Stolze und Unvertragsame mit dem Sanften und Gutherzigen verbände. Hierdurch, hoffte er, würden die Fehler an allen Seiten auf das leichteste verbessert, und eine Art von Eintracht in diesen Ehen am sichersten erhalten werden. Aber der Erfolg fiel ganz anders aus. Lucius, sein stolzer Schwiegersohn, wurde der weichen Sanftmuth seiner Gemahlin bald sehr überdrüßig, und verliebte sich mit vieler Heftigkeit in seine Schwägerin Tullia, welche seine Leidenschaft mit gleicher Hitze erwiederte. Da sie also beide ihre Wünsche nicht mäßigen konnten, so dachten sie bald darauf, alle Hindernisse ihrer Vereinigung wegzuschaffen, sie ermordeten also der eine seine Gattin, die andre ihren Gemahl, und vermählten sich gleich

darauf.

darauf. Ein Verbrechen erzeugt gemeiniglich ein zweytes; von dieser schändlichen That war ihnen also der Uebergang zu einer Verschwörung wider das Leben des Königs nicht schwer. Sie fiengen damit an, daß sie Partheyen gegen ihn anstifteten, indem sie sagten, Servius habe gar kein Recht zum Throne, welcher dem Lucius, als rechtmäßigen Erben des Tarquinius, gehöre. Tullius aber vereitelte dieses Vorhaben durch seine Klugheit und Mäßigung, und wurde mit vieler Ehre sowohl vom Senat als dem Volke in seiner königlichen Würde befestigt. Dieß verursachte bey dem Lucius eine verstellte Reue, wodurch er aber von dem edelmüthigen König leicht eine wahre aufrichtige Verzeihung erhielt. Die Tullia aber fuhr immer fort den Ehrgeiz ihres Gemahls, der schon ohnedem heftig genug war, noch mehr zu reizen, und brachte ihn leicht dahin, daß er die Intriguen im Senat von neuem wieder anfieng. Er suchte die Alten in demselben durch die Erinnerung ihrer Verpflichtungen gegen seine Familie, und die Jungen durch Geschenke und Versprechungen weit größrer Vortheile, wenn er die Krone erlangen sollte, zu gewinnen. Da er sie nun endlich entschlossen genug glaubte, seine Absichten zu bestärken, so gieng er in die Versammlung des Senats, geschmückt

mit

mit allen Zeichen der königlichen Würde, setzte sich selbst auf den Thron, und hielt eine Rede von dem unbekannten und geringen Herkommen des Königs, und von seiner unrechtmäsigen Anmaßung dieses Namens. Während dieser Rede kam Servius, doch nur mit geringer Begleitung, herein, und in der ersten Hitze über den Anblick seines treulosen Schwiegersohns, der so frech seinen Thron eingenommen hatte, suchte er ihn herunterzuwerfen. Aber Tarquinius, der in der vollen Stärke seiner Jugend war, stieß den schwachen Greis zurück, und warf ihn die Treppe herunter, die vom Rathhause auf den Markt geht. Blutig und übel durch diesen Fall zugerichtet versuchte er itzt nach seinem Pallaste zurückzugehen; da aber seine Kräfte sehr geschwächt waren, so wurde er leicht von den Abgeschickten des Tarquinius eingeholt, die ihn denn ermordeten, und seinen blutigen und verstümmelten Körper, zum öffentlichen Schauspiel, auf die Straße warfen. Tullia brannte indessen vor Verlangen den Ausgang eines Unternehmens zu wissen, bey dem sie so geschäftig gewesen war. Als sie ihn erfuhr, so kam ihr die Lust an, vor allen andern zuerst ihrem Gemahl zu seiner Regierung Glück zu wünschen, und ihn öffentlich als König zu begrüssen. Sie fuhr deswegen vor

das

das Rathhaus, und beleidigte daselbst durch ihre wilde Freude das Gefühl aller Zuschauer: aber noch mehr beleidigte sie ihr abscheuliches Verfahren bey ihrer Rückkehr nach Hause. Denn als sie an den Ort kam, wo der blutige todte Körper ihres Vaters lag, so wurde ihr Kutscher durch diesen unmenschlichen Anblick erschreckt, und wollte, um nicht über den Körper fahren zu müssen, einen andern Weg nehmen. Aber hierdurch wurde die Wuth dieses Ungeheuers nur noch mehr gereizt; sie warf ihm dem Fußschemel nach dem Kopfe, und befahl ihm, ohne Anstand über dem Körper ihres Vaters wegzufahren.

So starb Servius Tullius, ein König von ausnehmender Gerechtigkeit und Billigkeit, nach einer vortrefflichen und glücklichen Regierung von vier und vierzig Jahren. Das römische Gebiet wurde unter ihm nur sehr wenig vermehrt; aber er gab der Verfassung des Staats eine innere Festigkeit, die allen flüchtigen Glanz ausgebreiteter Eroberungen weit überwog.

Achter

Achter Abschnitt.

Vom Tode des Servius Tullius bis zur Verbannung des Tarquinius Superbus des siebenden und letzten römischen Königs.

J. d. St. 220. Lucius Tarquinius, der hernach den Beynamen Superbus, der Stolze, erhielt, wollte nun auf eben die gewaltthätige Art sich auf seinem Thron befestigen, mit welcher er sich auf denselben geschwungen hatte. Unbekümmert um die Billigung des Senats oder des Volks, schien er die Krone als ein Erbrecht zu fodern, und wollte auch nicht einmal zugeben, daß der vorige König begraben werden sollte, weil er mit Unrecht sich der königlichen Würde bemächtigt hätte. Alle gute Menschen in Rom sahen die Art, wie er zum Throne gelangt war, mit Abscheue und Entsetzen an; und besonders vermehrte diese letzte Grausamkeit, von der er gar nicht einmal einen Vortheil haben konnte, ihren Haß. Da er aber dieses wußte, so ließ er alle diejenigen, die ihm als Anhänger des Servius verdächtig waren, ums Leben bringen. Und aus Furcht vor den natürlichen Folgen einer solchen Tyranney, vermehrte er seine Leibwache.

Seine

Seine vornehmste Politik scheint diese gewesen zu seyn, daß er immer das Volk entweder mit Kriegen oder mit öffentlichen Werken beschäftigte, und dadurch die Aufmerksamkeit desselben von seiner unrechtmäßigen Gelangung zum Throne, abzog. In dieser Absicht griff er zuerst die Sabiner an, die ihm nicht gehorchen wollten, von ihm aber bald überwunden wurden. Hierauf fieng er einen Krieg mit den Volskern an, der einige Zeit fortwährte. Er eroberte in demselben die Stadt Suessa Pometia, die sehr ansehnlich war und 26 Meilen östlich von Rom lag. Die Stadt Gabii machte ihm etwas mehr Mühe; nachdem er mit einigem Verluste sie belagert hatte, mußte er sich der Gewohnheit der Römer zuwider einer Kriegslist bedienen. Diese war folgende: Sein Sohn Sextus stellte sich, als wenn er wegen grausamer Behandlung seines Vaters, zu den Gabiern übergehe, und sich ihrem Schutz anvertraue. Er fand bey ihnen eine sehr bereitwillige Aufnahme, und wußte durch seine listigen und wohl ausgesonnenen Klagen sich bald so sehr das Mitleiden und die Liebe des Volks zu erwerben, daß er zum Gouverneur der Stadt, und bald darauf zum General der Armee erwählt wurde. Er war anfangs in allen Vorfällen mit

den Römern glücklich; und da er sich hiedurch das Zutrauen der Gabier vollkommen erwarb, so sandte er endlich einen Menschen, auf den er sich sicher verlassen konnte, an seinen Vater, um von ihm Befehle wegen seines fernern Verhaltens einzuholen. Tarquinius gab diesem Boten keine andre Antwort, als daß er ihn in seinen Garten führte, und die höchsten Mohnköpfe abhieb. Dieß befahl er ihm, seinem Sohn zu erzählen, welcher diese allegorische Antwort sogleich verstand, und Mittel zu finden wußte, die Vornehmsten in der Stadt einen nach dem andern aus dem Wege zu räumen. Ihr Vermögen gab er allemal dem Volke preiß, und bediente sich also seines Eigennutzes, es ins Verderben zu locken; bis es endlich ganz ohne Rathgeber und Oberhaupt war; und so dem Tarquinius, ohne allen Widerstand, in die Hände fiel. Dieser schloß hierauf ein Bündniß mit den Aequiern, und erneuerte das mit den Etruscern.

Während dieser kriegerischen Beschäftigungen sorgte er auch dafür, daß das Volk in der Stadt die Zeit nicht müßig zubrächte. Er setzte den Bau des Kapitols fort, wozu der Grund unter seinem Grosvater dem Tarquinius Priskus gelegt war. Folgender sonderbarer Zufall be-

schleu-

schleunigte die Ausführung dieses Unternehmens: Eine unbekannte Frau, in einer ganz fremden Kleidung, erschien zu Rom, gieng zum König, und bot ihm neun Bücher zu kaufen an, die sie für ihre eigne Arbeit ausgab. Da Tarquinius aber ihre Geschicklichkeit nicht kannte, und gar nicht argwohnte, daß sie eine von den berühmten Sibyllen sey, deren Weissagungen für untrüglich gehalten wurden, und ihm auch der Preis zu hoch schien, so weigerte er sich diese Bücher zu kaufen. Die Frau gieng hierauf weg, verbrannte drey ihrer Bücher, kam wieder und bot um denselben Preis dem Könige die sechs übrigen an. Da sie aber wieder abgewiesen wurde, so gieng sie auch wieder weg, verbrannte noch einmal drey Bücher, kam darauf zurück, und that für die noch übrigen dieselbe Forderung. Tarquinius erstaunte über die sonderbare Standhaftigkeit dieser Frau, und fragte itzt seine Augurn um Rath was er thun sollte. Diese tadelten ihn sehr, daß er nicht die neun Bücher gekauft hätte, und befahlen ihm nun, die drey übrigen zu kaufen, sie möchten kosten was sie wollten. Die wunderbare Frau, sagen nun die Geschichtschreiber, übergab ihm itzt ihre philosophischen Bücher, rieth ihm sehr sorgfältig auf ihren In-

halt Acht zu haben, und verschwand darauf, ohne sich je wieder sehen zu lassen. Der König bestellte hierauf besondere Personen zur Verwahrung dieser Bücher; anfangs waren ihrer nur zwo, hernach aber wurden sie bis funfzehn vermehrt, und erhielten den Namen Quindecimviri. Diese sibyllinischen Bücher bekamen bald eine sehr große Achtung; sie wurden in einen steinernen Kasten gelegt, und ein Gewölbe in dem neuangefangnen Kapitol wurde für den schicklichsten Ort gehalten, sie sicher aufzubewahren. Der Bau wurde daher mit vielem Eifer fortgesetzt, und da sonderbare Vorbedeutungen und Wunderzeichen in diesem unwissenden Zeitalter sehr gewöhnlich waren; so wurde auch itzt, bey Grundlegung des Gebäudes, in der Erde der Kopf eines Mannes gefunden, den man Tolus nannte, welcher noch so frisch blutete, als wenn er eben erst wäre abgehauen worden, da er doch schon viele Jahre todt war. Dieß gab Gelegenheit, daß man das Gebäude Kapitolium (Caput toli) nannte. Es war 200 Fuß lang, eben so hoch, und beynahe auch eben so breit. Es war vorzüglich dem Jupiter gewidmet, doch befanden sich noch unter demselben Dache noch zween andere Tempel, die der Juno und der

Minerva

Minerva heilig waren. Ein so prächtiges Gebäude war ohne Zweifel ein Zeichen der wachsenden Vollkommenheit der Künste in Rom, sowohl als des frommen Eifers der Römer.

Aber die Zeit nahete nunmehr heran, da das Volk von einem Tyrannen befreyet werden sollte, welcher täglich seiner Grausamkeit neue Opfer brachte. Es hatte nun schon vier Jahre hinter einander mit nichts anders zugebracht, als an dem Bau des Kapitols zu arbeiten, und fieng daher endlich an, sich nach einer neuen Beschäftigung zu sehnen. Tarquinius erklärte also, um die Wünsche des Volks zu befriedigen, einen Krieg gegen die Rutuler, unter dem nichtsbedeutenden Vorwande, daß sie einige Verbrecher, die er verbannt hatte, bey sich aufgenommen, und fiel sogleich ihre Hauptstadt Ardea an, die ungefähr sechzehn Meilen von Rom lag. Während, daß die Armee vor diesem Ort im Lager stand, ereignete sich folgende Begebenheit. Als eines Tages der Sohn des Königs, Sextus, und der Kollatinus, ein edler Römer, nebst noch einigen andern, in einem Zelte saßen und tranken, fiel die Rede unter andern auf die Schönheit und Tugend ihrer Gemahlinnen. Ein jeder pries seine eigne, und Kollatinus erbot sich, um den Streit

zu entscheiden, die Sache alsobald auf die Probe ankommen zu lassen, wessen Gemahlin man gerade um diese Zeit als die größte Schönheit und die fleißigste Hausfrau finden würde. Da die ganze Gesellschaft vom Wein erhitzt war, so fand der Vorschlag allgemeinen Beyfall. Sie setzten sich also augenblicklich zu Pferde, und ritten spornstreigs nach Rom, ungeachtet es schon ziemlich weit in die Nacht war. Hier fanden sie die Lukretia, wie es ihr Gemahl Kollatinus nur wünschen konnte; sie brachte ihre Zeit nicht, gleich den andern damaligen Frauenzimmern, in Müßiggang und Ueppigkeit zu, sondern beschäfftigte sich mit Spinnen mitten zwischen ihren Mägden, denen sie vergnügt ihre Arbeit zutheilte. Ihre sittsame Schönheit und die gefällige Art, mit welchen sie ihren Gemahl und seine Freunde empfieng, nahm sie alle so sehr ein, daß sie ihr einmüthig den Vorzug gaben. Sextus besonders wurde so sehr von ihren Reizen entflammt, daß nichts als der Genuß seine Leidenschaft befriedigen konnte.

In dieser Absicht stattete er einige Tage nachher allein einen Besuch aus dem Lager bey ihr ab, und wurde eben so freundschaftlich aufgenommen, als vorher. Da Lukretia sein Vorha-

ben gar nicht argwohnte, so speisete sie zu Abend mit ihm, und ließ ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hause zurecht machen. Die Mitternacht hielt dieser Bösewicht für die bequemste Zeit, seine niederträchtigen Absichten sicher auszuführen. Er fand Mittel, in ihr Schlafzimmer zu kommen, nahte sich darauf mit bloßem Degen ihrem Bette, legte schamlos seine Hand auf ihren Busen, und drohte, sie augenblicklich zu ermorden, wenn sie es wagte, seiner Leidenschaft zu widerstehen. Lukretia, ungeachtet sie aus dem Schlaf aufgeschreckt war, und den Tod so nahe vor Augen sah, war doch unerbittlich, bis er ihr endlich sagte, wenn sie nicht nachgäbe, so wollte er sie erst umbringen, dann einen seiner Sklaven auch todt zu ihr ins Bette legen, und hernach aussagen, daß er sie beyde im Ehebruch überfallen und getödtet hätte. Was dem Schrecken des Todes nicht möglich gewesen war, vermochte die Furcht vor der Schande; sie willigte in sein Verlangen, und Sextus kehrte den Morgen darauf, frohlockend über seinen viehischen Sieg, ins Lager zurück. Lukretia, die nunmehr das Leben verabscheute, und des Verbrechens eines andern sich selbst nicht verzeihen konnte, sandte alsobald zu ihrem Gemahl Kollatinus und ihrem Vater Spu-

rius, daß sie zu ihr kommen möchten, weil eine unauslöschliche Schande die Familie betroffen hätte. Sie kamen alsobald, und brachten den Valerius, einen Verwandten ihres Vaters, nebst dem Junius Brutus mit; der letztere, dessen Vater der Tarquinius hatte hinrichten lassen, wurde für einen blödsinnigen Menschen gehalten, und war dem Boten von ungefähr begegnet. Ihre Ankunft vermehrte nur den quälenden Schmerz der Lukretia; sie fanden sie in der hartnäckigsten Verzweiflung, und bemühten sich vergebens ihren trostlosen Zustand zu lindern. „Nein, sagte sie, „nie werde ich etwas finden, das mir dieses Le„ben erträglich machen könnte da ich meine Ehre „verloren habe. Du siehest, mein Kollatin, eine „befleckte, geschändete Elende vor dir, eine Per„son, deren Leib einem Bösewicht zum Raube „gedient, deren Liebe aber nie einem andern an„gehört hat. Sextus hat mir unter der verstell„ten Larve der Freundschaft in dieser Nacht ge„walsamer Weise einen Schatz entwandt, dessen „Verlust der Tod allein mir ersetzen kann. Aber „wenn ihr Männer seyd, so vergesset nicht, meine „Schmach zu rächen, und lasset die Nachwelt „wissen, daß der, welche ihre Tugend verloren „hat, kein besserer Trost übrig bleibt, als der Tod.“

Mit

Mit diesen Worten zog sie einen Dolch unter ihren Kleidern hervor, stieß sich denselben in die Brust, und verschied ohne einen Seufzer. Die ganze Gesellschaft blieb eine Zeitlang vor Schmerz, Mitleiden und Unwillen wie erstarret; Spurius und Kollatinus machten endlich ihrem Schmerz durch Thränen Luft; aber Brutus zog den rauchenden Dolch aus der Wunde, hob ihn gen Himmel, und rief aus: „Seyd Zeugen, ihr Götter! daß ich „von diesem Augenblick an die Rache der Lukretia „übernehme: von diesem Augenblick an erkläre ich „mich für den Feind des Tarquinius und seines „wollüstigen Hauses: hinführo soll mein ganzes „Leben, so lange es währet, der Widersetzung ge„gen die Tyranney und der Glückseligkeit und Frey„heit meines geliebten Vaterlandes gewidmet seyn.“ Ein neues Erstaunen bemächtigte sich der Anwesenden, als sie denjenigen, den sie bisher für einen Dummkopf gehalten hatten, in seinem wahren Charakter, als den Freund der Gerechtigkeit und seines Vaterlandes, erscheinen sahen. Er sagte ihnen, Thränen und Klagen geziemten sich nicht für Männer, da die Rache sie so laut zu Thaten aufriefe; hierauf übergab er auch den Uebrigen den Dolch, und ließ sie den nähmlichen Eid, den er eben selbst geschworen hatte, ablegen.

Junius Brutus war den Sohn des Markus Junius, eines edlen Römers, welcher die Tochter des Tarquinius Prjskus zur Gemahlin gehabt hatte und deswegen aus Argwohn von dem Tarquinius Superbus hingerichtet war. Dieser Junius Brutus hatte eine vortrefliche Erziehung von seinem Vater bekommen, und hätte von Natur eine starke Seele nebst einem unbiegsamen Eifer für die Tugend. Da er aber sah, daß Tarquinius seinen Vater und seinen Bruder heimlich aus dem Wege geräumt hatte, so nahm er verstellter Weise die größte Dummheit an, um derselben Gefahr zu entgehen, und erhielt deswegen den Zunamen Brutus. Tarquinius, der seine Dummheit für wahr annahm, verachtete ihn; und unterhielt ihn, nachdem er ihn seines Vermögens beraubt hatte, als einen Narren in seinem Hause, bloß in der Absicht, seinen Kindern Kurzweil zu machen. Einst, als eine große Gefahr dem Staat drohete, wurde Brutus mit den beyden Söhnen des Tarquinius abgeschickt, um das Orakel zu befragen, was man für Mittel anwenden müsse um das Unglück abzuwenden. Die Söhne belustigten sich an seiner Gesellschaft, und lachten, als sie sahen, daß er dem Tempel des Apollo mit seinem Stock ein Geschenk machte; welches aber mehr werth war, als die

thrigen, weil der Stock ausgehölt und mit Golde angefüllt war. Nachdem sie die Befehle ihres Vaters ausgerichtet hatten, so befragten sie das Orakel, wer von ihnen römischer König werden würde; worauf sie die Antwort erhielten: derjenige, welcher zuerst seine Mutter küssen würde. Sie beschlossen daher, beyde zu gleicher Zeit ihre Mutter zu küssen, und also zusammen zu regieren. Brutus aber, welcher besser in den wahren Sinn des Orakels eindrang, stellte sich, sobald sie wieder in Italien ankamen, als wenn er von ungefähr auf die Erde fiele, und zu gleicher Zeit küßte und begrüßte er sie, weil er sie als die gemeinschaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. Von dieser Zeit an machte er sich Hoffnung, der Befreyer seines Vaterlandes zu werden, und den Tyrannen Tarquinius mit seiner ganzen Familie von Rom zu verjagen.

Jetzt bot sich dem Brutus die schönste Gelegenheit dar, sein Vaterland von einem Tyrannen zu befreyen, der es lange ungestraft gedrückt hatte. Er ließ daher alsobald die Thore verschließen, so lange, bis man das Volk zusammen berufen, und einen öffentlichen Schluß desselben, wodurch es den Tarquinius verbannte, von ihm erhalten hätte. In dieser Absicht ließ er den Leichnam der Lukretia heraustragen, und auf dem öffentlichen Marktplatze

platze jedermann zur Schau ausstellen. Die Bürger, welche von allen Seiten herzuliefen, um ihn zu sehen, wurden durch einen so traurigen Anblick erst mit Mitleiden, bald aber mit Wuth und einer ungezähmten Raserey erfüllet. Dieß waren die Gesinnungen, wonach er sich so ofte vergebens gesehnt hatte. Er entflammte also jetzt ihre Hitze noch stärker durch eine umständliche Vorstellung dieser schrecklichen That, noch mehr aber durch die herrliche Hoffnung der künftigen Freyheit, und erhielt dadurch die Verordnung des Senats, daß Tarquinius und seine Familie auf ewig aus Rom verbannet seyn, und daß niemand, bey Lebensstrafe, es sich unterstehen sollte, durch Fürsprache oder auf eine andere Weise seine Rückkehr zu bewerkstelligen. Tarquinius, welcher unterdessen von diesen Bewegungen gehört hatte, eilte in größter Geschwindigkeit nach Rom, in der Hoffnung, den Aufrührern Einhalt zu thun, und sie zu bestrafen. Da er aber die Thore verschlossen und die Mauern mit bewaffneten Leuten besetzt fand, so wollte er voller Unwillen ins Lager zurückkehren: allein Brutus war ihm hier auch schon zuvorgekommen: er hatte nämlich auf einem andern Wege sehr bald das Lager erreicht, und der Armee bekannt gemacht, was in der Stadt vorgegangen sey, wie man die Lukre-

tia gemißhandelt, wie sie sich ermordet, und wie der Senat und das Volk es übernommen habe, sie zu rächen. Eben die Empfindungen der Menschlichkeit, welche die Bürger angetrieben hatten, rührten auch die Armee. Alle beschlossen einmüthig, mit ihren Freunden zu Hause gemeine Sache zu machen, und als Tarquin zurückkam, weigerten sie sich ihn einzulassen. Er sah sich also auf einmal seines Königreichs beraubt, und begab sich mit seiner Familie nach Cira, einer kleinen Stadt in Etrurien. Unterdessen machte die römische Armee einen Waffenstillstand mit dem Feinde, und Brutus ward als Befreyer des Volks ausgerufen.

So endigte sich mit dem Tarquin, welcher fünf und zwanzig Jahre regiert hatte, die königliche Würde in Rom, nachdem sie zwey hundert fünf und vierzig Jahre gedauert, und immer, wiewohl unvermerkt, an Macht zugenommen hatte. Obgleich um die Zeit, da Tarquinius vertrieben wurde, das Gebiet der Römer nicht über zehn Meilen lang und achte breite war, so besaß doch ihre Staatsverfassung diejenigen Künste, welche man gemeiniglich bey Körpern, die langsam wachsen, antrifft; wie sie denn niemals ein größeres Gebiet besaßen, als sie im Stande waren, im

Ge-

Gehorsam zu erhalten. Wenige Perioden in der Geschichte können eine Folge von Königen aufweisen, die mehr Tugend und Mäßigung besessen hätten, als diejenigen, welche zuerst in Rom regierten; ihre weisen Anordnungen scheinen dem Volke alle die Tapferkeit, die Frömmigkeit und den Patriotismus, welche nachher zur Bezwingung der ganzen Welt so wirksam waren, gegeben zu haben. Ihre Unterthanen mochten freylich wohl die bäurischen Sitten und die rohe Härte, welche der allgemeine Charakter der damaligen Zeiten waren, in vollem Maße besitzen; aber den Monarchen allein muß man es doch zuschreiben, daß ihre Siege für ihre Feinde selbst wohlthätig waren; die Tugend des Anführers allein war im Stande, diejenigen zu beschützen, welche die Tapferkeit der Soldaten bezwungen hatte. Die griechischen Gesetzgeber ahmten den Aegyptiern nach, aber die Römer befanden sich mitten unter Nationen, die noch weit barbarischer waren, als sie selbst, und alle Weisheit ihrer Monarchen war größtentheils ihr eignes Werk. Indessen sehen wir bisher nur noch das Genie der Nation, wie es schwache Bemühungen anwendet, sich von seiner natürlichen Wildheit loszuarbeiten, aber theils durch einheimische Gewohnheiten, theils durch

aus-

auswärtige barbarische Beyspiele verhindert wird; und doch, bey besondern Gelegenheiten, einen vorzüglichen Adel des Geistes äußert; immer nach einem Ideal von Tugend trachtet; und selbst in seiner Kindheit Ehrfurcht einpräget.

Neunter Abschnitt.

Von der Verbannung des Tarquinius bis zur Anordnung des ersten Diktators.

Da also die königliche Gewalt übern Haufen geworfen war, so wurde eine, dem Namen nach republikanische Regierungsform an ihrer Statt eingeführt. Der Senat behielt indessen bey weitem den größten Theil der Regierung für sich, und schmückte sich mit dem Raube der gestürzeten Monarchie aus. Die Centurien des Volks erwählten aus den Senatoren, statt eines Königs, zween jährliche Magistratspersonen, welche sie Konsuln nannten; ihre Macht war der königlichen gleich, sie genossen derselben Vorzüge, und hatten die nämlichen Ehrenzeichen. Obgleich die Freyheit des Volks durch diese neue Einrichtung nur wenig gewann, so hatte Rom doch ihr nachmals größtentheils seine bewundernswürdige Größe zu verdanken. In dem Leben eines J. d. St. 245.

Kö-

Königs giebt es oft einen Zeitraum von Trägheit und Leidenschaften, die ihn von der Sorge für das gemeine Beste abziehen; aber in einen Staat, welcher durch jährliche Obrigkeiten regiert wird, hat keiner Zeit zu verlieren; und wenn er seine Ehrbegierde befriedigen will, so muß er innerhalb des Jahres alle seine Kräfte anstrengen. Daher kam es, daß diese Obrigkeiten immer zu irgend einem neuen Kriege riethen, und täglich neue Feinde aufsuchten. Das Volk, welches also in beständiger Bewegung erhalten ward, erwarb sich eine vollkommnere Kenntniß aller Künste des Krieges, und wurde geschickter gemacht, von den verschiednen Nationen, mit welchen es zu thun bekam, Verbesserungen anzunehmen.

Brutus, der Befreyer seines Vaterlandes, und Kollatinus, der Gemahl der Lukretia, waren die ersten Konsuln, welche die Römer erwählten. Sie erneuerten alsobald die Gesetze wegen der Versammlung des Volks, die unter der Regierung des letzten Tyrannen nicht beobachtet waren. Um aber zu verhindern, daß seine neuerworbene Freyheit nicht in Ungebundenheit ausarten möchte, so wurden verschiedne neue Priester bestellt, und neue Opfer angeordnet.

Diese neue Staatsverfassung aber, welche dem Volke so angenehm zu seyn schien, wäre beynahe in ihrem ersten Anfange wieder übern Haufen geworfen worden. Mitten in Rom ward eine Parthey zum Besten des Tarquinius angezettelt. Einige junge Leute aus den vornehmsten Familien im Staat, die an dem Hofe des Königs erzogen waren, und an allen Ausschweifungen und Vergnügungen desselben Theil genommen hatten, unternahmen es, die Monarchie wieder herzustellen. Die finstere Strenge einer republikanischen Regierungsform, in welcher die Gesetze, unbiegsam und hart, keinen Unterschied des Standes und Reichthums machten, war nicht nach ihrem Sinne. Diese Parthey wuchs unbemerkt von Tage zu Tage stärker an, und, was uns in Erstaunen setzen kann, die Söhne des Brutus selbst, und die Aquilier, des Kollatinus Neffen, gehörten mit dazu. Tarquinius, welcher von diesen Intriguen zu seinem Vortheil Nachricht bekam, war entschlossen, sie durch alle mögliche Künste zu befördern, und schickte daher Gesandten aus Etrurien nach Rom ab, unter dem Vorwande, sein Recht auf die Krone zu behaupten, und die Güter, welche er zurückgelassen hatte, wieder zu fodern; in der That aber in der Absicht, seine Parthey aufzumuntern,

und so viele, als nur möglich wäre, hinein zu ziehen. Alles gieng anfangs nach Wunsch von statten; sie hielten ihre geheimen Zusammenkünfte in dem Hause eines Mitverschwornen, und die Wiedereinsetzung des Königs sowohl, als der Tod der Konsuln war schon beschlossen, als die ganze Verschwörung entdeckt wurde. Ein Sklave, welcher sich von ungefähr in dem Hause, wo die Verschwornen gewöhnlich zusammen kamen, versteckt hatte, hörte ihre Unterredung an, und offenbarte ihr Vorhaben den Konsuln, welche alsobald die Verschwornen, worunter die Söhne des Brutus sich befanden, in Verhaft nehmen, und vor sich bringen ließen. Es läßt sich nicht leicht eine Situation denken, die so schrecklich und rührend wäre, als ein Vater, der als Richter über das Leben und den Tod seiner eignen Kinder das Urtheil sprechen soll; indem er zu gleicher Zeit von der Gerechtigkeit getrieben wird, sie zu verdammen, und von der Natur, ihnen zu verzeihen. Die jungen Leute wandten gegen die Anklage nichts ein; sondern erwarteten, ihrer Schuld sich bewußt, den Ausspruch des Richters stillschweigend und voller Angst. Die andern Richter, welche gegenwärtig waren, fühlten alle die schmerzhaften Regungen der Natur; Kollatinus weinte,

und Valerius konnte seine mitleidigen Empfindungen nicht unterdrücken. Brutus allein schien alle sanften Gefühle der Menschlichkeit verloren zu haben, und fragte mit einem finstern Blicke und einem Tone, der seinen fürchterlichen Entschluß ankündigte, seine Söhne, ob sie etwas zur Vertheidigung gegen die Verbrechen, die man ihnen Schuld gäbe, sagen könnten. Diese Frage that er dreymal hinter einander; da er aber keine Antwort erhielt, so wandte er sich endlich gegen den Liktor, welcher das Scharfrichteramt verrichtete, und sagte: „Nun ist es deine Sache, das Uebrige zu thun.“ Nachdem er dieses gesagt hatte, setzte er sich wieder an seinen Platz mit der entschlossenen Miene einer großen Seele; und weder alle Empfindungen des väterlichen Mitleidens, noch alle um Gnade flehenden Blicke des Vols, noch die Klagen der Jünglinge, die sich zum Tode anschickten, vermochten seinen festen Entschluß zu ändern. Die Liktorn zogen sie darauf nackend aus, stäupeten und enthaupteten sie. Brutus betrachtete während dessen beständig dieses grausame Schauspiel mit unverwandtem Blicke und unveränderter Gebehrde, indeß die ganze Menge es mit allen Empfindungen des Mitleids, des Schreckens und der Bewunderung anstaunte.

Diese Standhaftigkeit des Brutus während der Hinrichtung seiner beyden Söhne, trug vieles dazu bey, sein Ansehn in Rom zu vermehren; aber die Gelindigkeit seines Amtsgehülfen, des Kollatinus, sah man mit ganz andern Augen an. Seine Bemühung, den Aquiliern, seinen Neffen, das Leben zu retten, machte ihn seinen Mitbürgern verdächtig; er wurde daher des Konsulats entsetzt, und aus Rom verbannet; und Valerius, welcher nachmals wegen seiner Liebe für das Volk den Zunamen Poplikola bekam, ward an seiner Statt zum Konsul erwählt.

Da also Tarquinius alle Hoffnung, in der Stadt einen Aufstand zu seinem Vortheile zu erregen, verloren hatte, so entschloß er sich jetzt, sich mit Hülfe fremder Völker mit Gewalt wieder auf seinen ehemaligen Thron zu schwingen. Er brachte es auch bey den Vejentern dahin, daß sie ihm beystanden, und rückte mit einer ansehnlichen Armee gegen Rom an.

J. d. St. 246. Die Konsuln säumten nicht, alsobald Zurüstungen zu machen, um sich zu widersetzen. Valerius und Brutus marschierten ihm entgegen, um ihn an der römischen Gränze zu empfangen; jener kommandirte das Fußvolk, und dieser die Reuterey. Als die Armeen gegen einan-

einander stunden, und Aruns, des Tarquinius Sohn, welcher die Reuterey für seinen Vater kommandirte, den Brutus in einiger Entfernung erblickte, entschloß er sich, durch einen kühnen Versuch das Schicksal des Treffens, ehe noch die beyden Armeen an einander gekommen wären, zu entscheiden. Er spornte daher sein Pferd an, und rannte mit unbändiger Wuth auf ihn los. Brutus, welcher seine Annäherung gewahr wurde, ritt aus den Gliedern hervor, um ihn zu empfangen, und beyde stießen mit solcher Wuth auf einander, daß sie, auf nichts anders erpicht, als sich anzufallen, und unbekümmert sich zu vertheidigen, beyde todt auf dem Schlachtfelde niederstürzten. Hierauf erfolgte ein blutiges Treffen, in welchem von beyden Seiten gleich viele auf dem Platze blieben; weil aber die Römer das Schlachtfeld behaupteten, so eigneten sie sich den Sieg zu; und Valerius kehrte daher im Triumph nach Rom zurück.

Da also Brutus noch vor Verlauf seines Jahrs ums Leben gekommen war, so setzte Valerius eine Zeitlang ohne Gehülfen sein Amt fort, wodurch er aber die Eifersucht des Volks erregte, welches befürchtete, daß er darauf umgienge, sich auf den Thron zu setzen. Ein etwas prächtiger

Pallast, den er auf einer Anhöhe erbaut hatte, vermehrte noch diesen Verdacht; und das Gerücht gieng, er habe die Absicht, eine Citadelle daraus zu machen, um die Stadt in Furcht zu erhalten. Valerius aber räumte diese Besorgnisse bald aus dem Wege, indem er seinen Pallast niederreissen ließ; und um völlig die Redlichkeit seiner Absichten zu zeigen, machte er verschiedne Gesetze, welche die Macht des Volks weiter ausdehnten. Durch das eine gestattete er den Bürgern von den Konsuln an das Volk zu appelliren; durch ein anderes setzte er die Todesstrafe darauf, wenn jemand ein obrigkeitliches Amt ohne die Einwilligung des Volks annähme; ein drittes ertheilte einem jeden die Erlaubnis, denjenigen unverhörter Sache zu verdammen, welcher nach der höchsten Gewalt strebte, im Fall er dieses Verbrechen beweisen könnte. Er ordnete auch Quästorn, oder Schatzmeister, an, welche das Geld des Staats verwalten, und für die Aufnahme der Gesandten sorgen sollten. Um sich noch mehr bey dem Volke beliebt zu machen, verordnete er, daß die Beile von den Steckenbündeln, welche die Liktorn trugen, abgesondert werden sollten, wodurch er anzeigen wollte, daß die Macht, am Leben zu strafen, ferner nicht mehr in den Händen der Konsuln, son-

dern des Volks sey. Nachdem er auf diese Weise alle Zweifel aus dem Wege geräumt hatte, so erwählte er den Lukretius, den Vater der Lukretia, zu seinem Amtsgehülfen. Dieser starb aber bald darauf, und hatte den Horatius zum Nachfolger; und als die Zeit der jährlichen Wahl bald nachher einfiel, so wurde Valerius zum zweytenmal, und mit ihm Lukretius erwählt, welcher das Volk zählte, dessen Anzahl sich außer Wittwen und Waisen, auf hundert und dreyßig tausend Personen belief.

Unterdessen schloß Tarquin, dem sein Unglück noch im geringsten nicht den Muth genommen hatte, immer neue Bündnisse, die ihm wieder zum Besitz seiner Krone verhelfen sollten. Er brachte auch den Porsena, einen von den etrurischen Königen, dahin, daß er sich seiner annahm, und in Person gegen die Römer zu Felde zog. Dieser König, der sich sowohl durch seine Tapferkeit, als kluges Kommando, hervorthat, marschirte mit einer zahlreichen Armee gerades Weges auf Rom los, und belagerte die Stadt. Der Schrecken seines Namens und seiner Waffen, setzte das ganze Volk in die äußerste Furcht. Der Senat that in dieser Noth alles, was die Klugheit ihm nur rathen konnte, um die Furcht des Volks zu

stillen und seinen Bedürfnissen abzuhelfen. Er machte die Verordnung, daß das gemeine Volk, so lange der Krieg dauerte, keine Abgaben bezahlen sollte; wobey er zum Grunde anführte, daß es genug thäte, indem es Kinder zur Vertheidigung des Vaterlandes erzöge. Ja, was noch mehr ist, er kaufte in verschiedenen Gegenden von Kampanien Korn auf, welches er nach Rom bringen, und es um einen geringen Preis unter das Volk austheilen ließ. Diese Gefälligkeiten verbanden die verschiednen Stände des Staats so genau mit einander, daß jeder Bürger entschlossen zu seyn schien, sein Vaterland bis aufs äußerste zu vertheidigen, und entweder Rom zu retten, oder in seinen Trümmern das Leben zu lassen. Die Belagerung ward indessen mit vieler Lebhaftigkeit fortgesetzt: die Stadt hatte einen sehr hitzigen Angriff auszustehen. Beyde Konsuln thaten vergebens Widerstand, und wurden verwundet vom Felde getragen; unterdeß die Römer in großer Unordnung die Flucht ergriffen, und von dem Feinde bis an die Brücke verfolgt wurden, über welche die Sieger im Begriff waren, in der Verwirrung zugleich mit den Ueberwundenen in die Stadt zu dringen. Alles schien jetzt verloren und umsonst zu seyn, als Horatius Kokles, welcher als eine Wache

bey

bey die Brücke gestellt war, sich dem Strom des Feindes widersetzte, und bloß von zweenen andern unterstützt eine Zeitlang dem ganzen Angriff aushielt, bis die Brücke hinter ihm abgebrochen war. Da also dem Feinde der Weg abgeschnitten war, so stürzte er sich mit seinen Waffen in die Tiber, und schwamm siegreich zu seinen Kameraden hinüber, die ihn mit verdienten Zujauchzungen empfiengen.

Dem ohngeachtet blieb Porsena noch immer entschlossen, die Stadt einzunehmen; und obgleich fünfhundert von seinen Leuten bey einem Ausfalle der Römer ums Leben kamen, so trieb er sie doch immer mehr in die Enge, indem er die Belagerung in eine Blockade verwandelte, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Noth der Belagerten wurde bald so groß, daß sie nicht länger im Stande waren, sie auszuhalten, und alles schien eine baldige Uebergabe zu drohen, als eine andere That von übermenschlicher Tapferkeit, die noch größer war, als die vorige, welche die Stadt gerettet hatte, ihr die Sicherheit und Freyheit wieder gab.

Mutius, ein junger Mann von unerschrocknem Muth, entschloß sich, sein Vaterland von einem Feinde zu befreyen, der ihm so gefährlich zusetzte. In dieser Absicht verkleidete er sich als

ein Etrurischer Bauer, und gieng so in das Lager der Feinde mit dem festen Entschluß, entweder zu sterben, oder den König ums Leben zu bringen. Mit diesem Vorhaben begab er sich an den Ort, wo Porsena damals seinen Truppen den Sold auszahlte. Er hatte einen Secretär bey sich; diesen hielt Mutius für den König, und durchstieß ihm das Herz. Er wurde alsobald ergriffen, und wieder vor den König gebracht. Da Porsena ihn fragte, wer er sey, und was ihn zu einer so abscheulichen That bewogen habe, so entdeckte er ihm, ohne die geringste Zurückhaltung, sowohl sein Vaterland, als seine Absicht; zu gleicher Zeit hielt er seine rechte Hand in ein Feuer, welches auf einem Altar vor ihm brannte, und sagte: „Du siehest, wie wenig „ich die strengste Strafe, die deine Grausamkeit „mir anthun kann, achte. Ein Römer weiß nicht „allein, wie er handeln, sondern auch, wie er leiden soll: ich bin nicht der einzige, vor dem du dich „zu fürchten hast; drey hundert römische Jüng„linge die mir gleichen, haben sich zu deinem Unter„gange verschworen; ich rathe dir also, dich auf „ihren Angriff gefaßt zu machen.“ Porsena, den eine solche Unerschrockenheit in Erstaunen setzte, dachte viel zu edel, als daß er nicht hätte das Verdienst selbst an einem Feinde erkennen sollen; er

ließ ihn daher sicher nach Rom zurück bringen, und that den Belagerten Friedensvorschläge. Diese wurden sehr bereitwillig von ihnen angenommen, da sie weder hart, noch schimpflich waren, ausser daß Porsena zwanzig Geißeln, nämlich zehn Jünglinge, und eben so viel Jungfrauen aus den besten Familien in Rom, verlangte. Aber selbst bey dieser Gelegenheit schien es, als wenn auch das schöne Geschlecht an der verzweifelten Tapferkeit dieser Zeiten Theil nehmen wollte. Klölia, eine von den Geißeln, entwischte ihrer Wache, schwamm um gleichsam ihren andern weiblichen Begleiterinnen den Weg zu weisen, über die Tiber, und zeigte sich darauf dem Konsul. Dieser aber befürchtete, daß es schlimme Folgen haben könnte, wenn er sie zurückbehielte, und schickte sie deswegen zurück; worauf Porsena, um sich nicht an Edelmuth übertreffen zu lassen, ihr nicht allein die Freyheit schenkte, sondern ihr auch erlaubte, diejenigen von den Geißeln des andern Geschlechts auszusuchen, die sie am geschicktesten hielte, sie zu begleiten. Sie erwählte darauf mit aller Sittsamkeit einer römischen Jungfrau bloß solche, die unter 14 Jahren waren, und, wie sie sagte, deßwegen, weil diese am wenigsten im Stande wären, die Beschwerlichkeiten der Sklaverey zu ertragen.

In den fünf folgenden Jahren trug sich wenig Merkwürdiges zu, wenn wir zwey oder drey Siege ausnehmen, welche die Römer über die Sabiner erfochten, und sie dadurch zwangen, sich einen Frieden zu erkaufen. Die Konsuln hielten über dieselben zween Triumphe und die erste Oration, die man in Rom gesehen hatte. Diese war darinne von einem Triumph unterschieden, daß bey einer Oration der General zu Fuße, und nicht, wie in dem andern Falle, auf einem Wagen seinen Einzug in die Stadt hielt; daß ihm bloß die Ritter und Patricier, und nicht die Senatoren in ihren feyerlichen Kleidern entgegen giengen; daß sein Anzug weniger prächtig war, und sein Kranz nicht aus Lorbeeren, sondern nur aus Myrthen bestand. Posthumius, welcher die Sabiner überwand, war der erste, welchem diese geringere Art von Triumph zuerkannt wurde, weil er seinen Sieg durch eine vorhergehende Niederlage erkauft hatte. Einiger andern Siege, welche hierauf erfolgten, wollen wir nicht erwähnen: solche kleine Vortheile, ob sie gleich dazu beytrugen, die Herrschaft der Römer weiter auszudehnen, würden doch jetzt weder unterhaltent noch lehrreich für uns seyn.

Tarquinius war indessen noch immer nicht bezwungen, und unerschüttert in seinem Vorsatze,

so oft auch schon seine Hoffnungen vereitelt waren. Durch Hülfe seines Schwiegersohns, des Manilius, stiftete er die Lateiner an, seine Parthey zu nehmen, und bediente sich der schicklichsten Gelegenheit, da eben die Plebejer und der Senat uneins waren, die Römer anzugreifen. Nachdem er vier und zwanzig Städte in seinem auswärtigen Bündnisse vereinigt hatte, so fand er durch große Bestechungen Mittel, eine sehr mächtige Parthey unter den ärmern Bürgern zu gewinnen, und mit der neuen Staatsverfassung unzufrieden zu machen. Diese hatten auch in der That viele erhebliche Ursachen, welche ihr Mißvergnügen und Unzufriedenheit erregen mußten, welche sie auch bald nachher ausbrechen ließen.

Die Römer hatten unter ihren Königen nur zweyerley Arten ihre Nahrung zu erwerben, den Ackerbau und die Plünderung; sie lebten entweder von der Bearbeitung ihrer eignen Felder oder von der Einerndtung des Getreides, welches ihre Feinde ausgesäet hatten. Allein bald nach der Abschaffung der königlichen Würde, eigneten sich die Senatoren und die Patricier, welche in der That die Herren des Landes waren, den größten Theil der Ländereyen, welche mit Recht den Eroberern angehörten, zu, und J. d. St. 255.

dehn-

dehnten unvermerkt ihre Besitzungen auf Kosten des gemeinen Wesens immer weiter aus. Vergebens focht der Soldat, um die Gränzen des römischen Gebiets zu erweitern; die Großen kamen dazu und theilten die Früchte seiner Arbeit mit ihm, ob sie gleich an der Gefahr keinen Antheil genommen hatten. Der Soldat sah sich also durch seine Armuth genöthigt, Geld auf Zinsen zu borgen, und da diese übermäßig groß waren, so diente es bloß dazu, sein Elend zu vermehren. Die römischen Gesetze erlaubten auch dem Gläubiger, sich der Person des Schuldners, welcher nicht bezahlen konnte, zu bemächtigen, und ihn so lange als einen Sklaven zu gebrauchen, bis die Schuld abbezahlt war. Ein so vielfaches Elend brachte die Armen bald zum Murren, und da ihre Bitten nichts halfen, so fiengen sie an zu drohen. Die Bemühungen des Tarquinius, seine Krone wieder zu bekommen, schienen ihnen eine vortheilhafte Gelegenheit darzubieten, diejenigen Rechte wieder zu erhalten, deren man sie unvermerkt beraubt hatte. Als die Konsuln daher Leute anwerben wollten, um sich ihm zu widersetzen, so weigerten sich, zu ihrem großen Erstaunen, alle Armen, und alle die mit Schulden beladen waren, sich anwerben zu lassen, indem sie sagten, diejenigen, welche die Vortheile des Friedens

dens genössen, könnten sich auch die Beschwerlichkeiten des Kriges gefallen lassen; aber was sie beträfe, so wären sie es müde, ihr Leben für Nichts preis zu geben; oder, was noch schlimmer wäre, für Herren, die ihre Arbeiten für nichts schätzten, und auf Kosten ihres Glücks ein üppiges Leben führten. Sie erkennten, sagten sie, keine Stadt und kein Vaterland für das ihrige, welches ihnen keinen Schutz gewährte; und wenn sie Rom verließen, so würden sie bloß ihr Elend, ihre Unterdrücker und ihre Schulden verlassen. Sie bestanden also darauf, daß ihre Schulden durch ein Dekret des Senats gänzlich getilgt werden sollten, als die einzige Bedingung, auf welche sie zu Felde gehen würden. Anfangs bemühte sich der Senat, das Volk durch freundliches Zureden zu besänftigen; da er aber hierdurch nichts ausrichtete, so fieng er an, eine so wichtige Sache in ernstliche Ueberlegung zu ziehen. Einige meynten, daß man alle Schulden gänzlich erlassen müsse, als das beste und sicherste Mittel bey solchen Umständen. Andere stellten die gefährlichen Folgen einer solchen Herablassung vor, und gaben daher den Rath, man sollte bloß diejenigen anwerben, die es für gut fänden, ihre Namen herzugeben, und den Uebrigen sollte man mit Verachtung begegnen. End-

lich

lich faßten sie den Entschluß, die drohende Gefahr durch Aufschub abzuwenden, und einen Befehl ergehen zu lassen, daß kein Schuldner, so lange der Krieg dauerte, beunruhigt werden sollte. Allein das Volk, welchem der Senat diesen Aufschub als eine Gefälligkeit anbot, verwarf ihn mit Unwillen und Verachtung. Es sahe wohl, daß dieses nur eine kurze Erleichterung derjenigen Last wäre, welche es bald mit vermehrter Härte drücken würde; es wußte, daß die Annäherung des Feindes diese Gefälligkeit von dem Senat erpresset hätte, die er gleich wieder zurücknehmen würde, so bald das Schrecken vorüber wäre; und es bestand daher immer auf seiner Forderung. Die Anzahl der Mißvergnügten nahm stündlich zu; und viele von dem Volke, die weder arm noch in Schulden verwickelt waren, nahmen sich der Sache ebenfalls an, und vereinigten sich mit den Uebrigen in ihren Beschwerden, entweder weil sie von der Billigkeit ihrer Forderungen überzeugt waren, oder weil sie, gleich allen Menschen, einen natürlichen Widerwillen gegen ihre Obern hatten. In dieser Noth nahm der Senat, welcher den Staat seinem Untergange nahe sah, seine Zuflucht zu einem Mittel, welches, so glücklich es auch jetzt ablief, in der Folge der Republik zum Verderben gereichte. Da nämlich die

Konsuln ihre Gewalt nicht zureichend fanden, so thaten sie dem Volke den Vorschlag, auf eine kurze Zeit eine höchste Obrigkeit zu erwählen, welche eine unumschränkte Gewalt, nicht allein über alle Stände des Staats, sondern auch über die Gesetze selbst haben sollte. Dieses ließ sich das Volk welches den Senat verabscheuete, gerne gefallen; es opferte seine eigne Gewalt willig auf, um der Gewalt seiner Obern Abbruch zu thun. Dem zufolge also wurde Largius zum ersten römischen Diktator, denn so nannte man diese hohe Würde, durch seinen Amtsgehülfen im Konsulat ernannt. Also unterwarf sich das Volk, welches den Namen eines Königs nicht einmal aussprechen hören konnte, bereitwillig einer Obrigkeit, die eine weit größere Gewalt besaß. So sehr verführen uns oft die Namen der Dinge, und so leicht kann das Volk jede Art von Regierung ertragen, wenn sie nur mit seinen Vorurtheilen übereinstimmet. Dieses war die erste Unterbrechung des Konsulats, ungefähr zehn Jahre nach seiner ersten Anordnung.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zehnter Abschnitt.

Von der Wahl des ersten Diktators bis zur Bestellung der Tribunen des Volks.

J. d. St. 255. Largius trat alsobald, nachdem er zum Diktator erwählt war, sein Amt an. Er setzte sich von seinen Liktorn umgeben und mit allen Ehrenzeichen der königlichen Würde bekleidet, mitten unter dem Volke auf einen Thron, und ließ gleich den alten römischen Königen, die Werbung halten. Das Volk betrachtete eine Obrigkeit mit Zittern, die es mit einer uneingeschränkten Macht bekleidet hatte, und ein jeder stellte sich daher bereitwillig unter seine Fahne. Sobald die Lateiner von dieser Veränderung in der Stadt Nachricht erhielten, so verloren sie alle Hoffnungen, welche sie auf ihre Trennung gebauet hatten; sie fanden es daher für gut, einem Vergleiche Gehör zu geben, der ihnen von Seiten der Römer angetragen wurde, und darauf ward dann ein jähriger Stillstand zwischen ihnen geschlossen. Largius, welcher dem Feinde entgegen gegangen war, kehrte mit seiner Armee nach Rom zurück, und ehe seine sechs Monate verflossen waren (als die Dauer, die man der Diktatur gesetzt hatte) so legte er sein Amt nieder, mit dem allgemeinen Ruhme, daß er

er es mit untadelhafter Gelindigkeit verwaltet habe.

Es scheint, daß man im folgenden Jahre wieder einen Diktator nöthig gehabt, da wir finden, daß Posthumius diese Würde besessen, und die Römer angeführt habe, um den Krieg mit den Lateinern fortzusetzen, nachdem der Stillstand zwischen ihnen verflossen war. Man berichtet uns, daß er sich mit ihnen bey dem See Regillus in ein Treffen eingelassen, und einen vollkommnen Sieg über sie erfochten habe, ungeachtet sie fast noch doppelt so zahlreich gewesen, als er, und daß kaum der vierte Theil ihrer Armee mit dem Leben davon gekommen sey. Es würde indessen weder lehrreich noch unterhaltend seyn, alle besondern Umstände von den Schlachten dieses kriegerischen Volks, in der Kindheit seines Staats, anzuführen, da sie noch nichts mehr als ein unordentliches Handgemenge tapferer aber hartnäckiger Leute, deren Muth allein, weit mehr als ihre gute Anführung, den Sieg entschied, gewesen zu seyn scheinen. Von diesem Treffen sagt man unter andern, der Diktator habe eine von den Fahnen; oder vielmehr Kriegszeichen, unter die Feinde geworfen, um seine Leute zu einem kühnen Angriff, um sie wieder zu bekommen, anzufeuern: er habe ferner befohlen,

daß die Zäume den Pferden abgenommen werden sollten, damit sie mit desto grösserer Wuth auf den Feind losrennen möchten. Generale, die solche Befehle geben konnten, mochten wohl sehr kühne Leute seyn, aber sie waren gewiß schlechte Anführer. Aber zum Glücke fochten sie gegen einen Feind, der noch unwissender war, als sie selbst; so daß die Lateiner ihre Nebenmacht erkannten, und noch einmal um einen Stillstand anhielten; worauf der Diktator, nachdem er einen Triumph gehalten, sein Amt niederlegte.

Die Soldaten, die nun schon zum zweytenmale triumphirend aus dem Felde zurückkehrten, hatten nunmehr einigen Grund, eine Erlassung ihrer Schulden zu erwarten, und die Sicherheit für sich selbst zu genießen, welche sie dem gemeinen Wesen verschaffet hatten. Allein, wider alle ihre Hoffnungen wurden die Gerichtshöfe aufs neue eröffnet, und die Verfolgung der Schuldner mit größerer Härte, als vormals fortgesetzt. Dieses erregte also ein neues Murren, und der Senat, welcher dieses gewahr wurde, wählte, um sich dagegen in Bereitschaft zu setzen, den Appius Klaudius, einen Mann von strengen Sitten, der aufs genaueste über die Gesetze hielt und eine unbewegliche Unerschrockenheit besaß, zu einem von

den

den Konsuln des folgenden Jahrs: um aber doch zugleich seine Strenge zu mäßigen, gab er ihm den Servilius, einen Mann von sehr menschenfreundlichen und sanften Gesinnungen, der eben so sehr von dem Volke geliebt, als Appius gehasset wurde, zum Gehülfen. Als die Klagen des Volks daher in Ueberlegung genommen wurden, so waren diese beyden Konsuln, wie sich leicht abnehmen läßt, ganz entgegengesetzter Meynung. Servilius, welcher das Elend der Armen bedauerte, wollte, daß man alle Schulden, oder wenigstens die Interessen derselben erlassen sollte. Appius hingegen bestand mit seiner natürlichen Strenge darauf, daß die Gesetze seines Vaterlandes unverletzlich beobachtet werden müßten, und sagte, denjenigen, welche Geld schuldig wären, die Last abnehmen, hieße nur, sie denen, welche es zu fordern hätten, aufwerfen; daß man dadurch die Ueppigkeit und den Müßiggang auf Kosten fleißiger und sparsamer Leute begünstigen, und daß eine jede gefällige Nachsicht des Senats die unverschämten Forderungen des Volks nur vermehren würde.

Als das Volk diese verschiednen Meynungen der Konsuln in Betracht ihrer Beschwerden erfuhr; so bewies es dem Servilius auf alle mögliche Weise seine Dankbarkeit, indeß es den Appius al-

lenthalben mit Drohungen und Verwünschungen verfolgte. Es fieng daher jetzt an, aufs neue Zusammenkünfte anzustellen, des Nachts geheime Berathschlagungen zu halten, und auf irgend eine neue Revolution bedacht zu seyn, als auf einmal ein unerwartetes Schauspiel des Elendes alle seine Leidenschaften rege machte, und seine gereizte Rachbegier zu Feuer und Flamme entzündete.

Ein römischer Soldat, der schon bey Jahren zu seyn schien, nahm seine Zuflucht mitten unter das Volk. Er war mit Ketten beladen, aber in seinen Gebehrden sah man die Spuren besserer Tage; seine Kleidung war ganz zerlumpt; sein Gesicht war bleich und von Hunger verzehrt; sein langer und verwilderter Bart und sein zerstörtes unordentliches Haar machten seinen Anblick noch fürchterlicher. Jedermann kannte ihn indessen, als einen tapferen Mann, der sich oft im Felde sehr hervorgethan hatte; er zeigte die Wunden, die er im Kriege erhalten, und seinen Rücken der von ganz frischen Geisselhieben noch blutete. Das ganze Volk wurde durch dieses Schauspiel zum Mitleiden gebracht, noch mehr aber, als er seine Geschichte erzählte. Er hatte dem letzten Feldzuge gegen die Sabiner beygewohnt, und unterdessen hatte er nicht nur sein kleines Erbgut ver-

nachläßigen müssen, sondern die Feinde hatten ihm noch dazu das Seinige weggenommen, und sein Haus in Brand gesteckt. Er hatte sich also genöthigt gesehen, um sein Leben zu erhalten, Schulden zu machen, und hiernächst sein Erbgut zu verkaufen, um sie zu bezahlen. Weil dieses aber noch nicht hinreichend gewesen war, alles abzutragen, so hatte sein unempfindlicher Gläubiger ihn ins Gefängniß geschleppt, wo er nicht allein mit Ketten beladen, sondern noch überdem aufs grausamste gegeisselt wurde. Diese Erzählung und seine Wunden, welche noch bluteten, erregten alsobald einen Aufruhr unter dem Volke; es rannte voller Wuth, um sich, nicht allein an dem Verbrecher, sondern an allen ihren Unterdrückern zusammen zu rächen. Appius war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten. Servilius legte die Zeichen des Konsulats ab, warf sich mitten unter die Aufrührer, und suchte sie durch Bitten, Schmeicheleyen und Befehle zu besänftigen; er machte sich anheischig, daß der Senat ihren Beschwerden abhelfen sollte; er versprach, daß er selbst mit dem größten Eifer ihre Sache treiben wollte; und unterdessen, um sie von seinen guten Absichten zu überzeugen, befahl, er, daß kein Bürger, Schulden halber gefangen ge-

halten werden sollte, bis der Senat fernere Verordnungen ergehen ließe.

Diese Vorstellungen des Servilius hatten für diesesmal die Wirkung, daß sie ihr Murren einigermassen stilleten; und der Senat wollte seine Berathschlagungen anfangen, als die Nachricht einlief, daß eine Armee der Volscier gerades Weges auf Rom los marschiere. Eine solche Gelegenheit hatte das Volk mit der begierigsten Erwartung gewünscht; und es entschloß sich daher, jetzt den Vornehmen zu zeigen, wie wenig die Macht der Reichen ausrichten könne, wenn sie nicht durch die Stärke des gemeinen Volks unterstützt wird. Als daher die Werbung gehalten werden sollte, so weigerten sich Alle einmüthig, sich aufschreiben zu lassen; und diejenigen, welche Schulden halber gefangen gehalten waren, zeigten zugleich ihre Ketten, und fragten mit einem höhnischen Lachen, ob dieses die Waffen wären, mit welchen sie dem Feinde entgegen gehen sollten. In diesem Zustande einer innerlichen Anarchie und der Furcht vor einem auswärtigen Angriffe, schwebte Rom am Rande des Verderbens, als Servilius, welcher, als Konsul, die Armee kommandiren sollte, noch einmal seine Bitten bey dem Volk erneuerte,

daß

daß es ihn doch in dieser Noth nicht verlassen möchte. Um es noch mehr zu gewinnen, ließ er ein neues Edikt ergehen, daß kein Bürger, so lange der Krieg dauerte, in Verhaft genommen werden sollte; und versicherte zugleich, daß man nach ihrer Rückkunft allen ihren Beschwerden abhelfen würde. Durch diese Versprechungen, so wohl als durch die Liebe, die er bey dem Volke hatte, gelang es ihm noch einmal, es zu bereden. Die Bürger kamen haufenweise herbey, um sich unter ihm anwerben zu lassen; er führte sie darauf alsobald gegen den Feind, und erfocht einen vollkommnen Sieg. Aber unter allen denen, welche ihren Muth im Treffen sehen ließen, thaten sich die Schuldner und vormaligen Mißvergnügten am meisten hervor. Servillus, um ihre Tapferkeit zu belohnen, erlaubte ihnen, das feindliche Lager zu plündern, ohne, wie gewöhnlich, einen Theil der Beute für die Schatzkammer zurück zu behalten; und dieß war vielleicht die Ursach, warum der Senat ihm bey seiner Rückkehr nicht verstatten wollte, einen Triumph zu halten.

Kaum war der Schrecken vor den Feinden aus dem Wege geräumt, als die vorigen Grausamkeiten aufs neue getrieben wurden. Appius, der immer trotzig und unbiegsam blieb, fuhr

fort, die Gläubiger in der Erneuerung ihrer Rechte zu unterstützen, und die Schuldner wurden nicht anders, wie vorher, ins Gefängniß geschleppt und beschimpft. Vergebens riefen sie den Servilius um Beystand an, welcher, nachgebend und wankend, zu viel von seiner Gewalt dem Appius einräumte. Vergebens beriefen sie sich auf die Versprechungen, die der Senat ihnen gethan hatte; denn dieser, taub gegen ihr Geschrey, sah es ruhig an, wie die Schuldner sogar bis auf den Markt von ihren unbarmherzigen Herren verfolgt, und diese nur durch den Pöbel verhindert wurden, sie ins Gefängniß zu schleppen. Die Annäherung eines Feindes, der noch zahlreicher war, als der, welchen man vor kurzem besiegt hatte, that der Wuth ihrer Nachbegierde Einhalt. Die Sabiner, die Equier und Volscier, als wenn sie willens gewesen wären, die Absichten des Volks zu unterstützen, thaten aufs neue einen muthigen Einfall, indeß die Bürger sich weigerten, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, wenn man nicht vorher ihren Beschwerden abgeholfen hätte.

Bey diesen gefährlichen Umständen sah der Senat sich genöthigt, zu dem alten Hülfsmittel, nämlich zu der Wahl eines Diktators seine Zuflucht

zu nehmen. Appius, welcher diesen Vorschlag gethan hatte, hoffte, daß er selbst würde gewählt werden; allein der Senat, welcher glaubte, daß eine so große Macht in den Händen eines Mannes, der sich derjenigen, die er schon besaß, auf eine so gewaltsame Weise bediente, gefährlich seyn würde, wählten den Markus Valerius, einen alten Senator, einen sanften, mitleidigen, bey dem Volke sehr beliebten Mann, der von dem großen Befreyer, dessen Namen er führte, abstammte. Valerius, welcher heimlich dem Volke zugethan war, erwählte den Quintus, den Bruder des großen Abgottes desselben, des Servilius, zu seinem Magister Equitum. (General der Reuterey). Er versammelte darauf die Stände, und versicherte sie, wenn sie ihm freywillig folgen wollten, daß ihre Beschwerden nicht nur gehoben, sondern auch ihr Vermögen durch die Beute des Feindes noch vergrössert werden sollte. Er befreyete sie unterdessen von allen unmittelbaren Verfolgungen ihrer Gläubiger, und befahl ihnen, mit ihm zu Felde zu gehen. Ein Diktator besaß eine so unumschränkte Gewalt, und das Volk hatte eine so große Ehrfurcht gegen dieselbe, daß es sich nicht nur von seiner Ahndung fürchtete, sondern auch seine Versprechungen für verbindlich zu halten

schien.

schien. Man ließ sich daher willig auf seinen Befehl anwerben, und marschierte gegen die Feinde ab. Diese wurden bald zum Gehorsam gebracht, und die Ländereyen, die man ihnen abgenommen hatte, wurden unter die Soldaten ausgetheilt.

Nach seiner Rückkehr ersuchte der Diktator den Senat, daß er nun dasjenige erfüllen möchte, worauf er dem Volke so feyerlich sein Wort gegeben hätte; aber Appius, der immer hartnäckig auf seinem Willen bestand, wollte dieses nicht zugeben. Er warf ihm eine niederträchtige Gefälligkeit gegen den Pöbel vor, und brachte auch den größten Theil des Senats dahin, daß er seiner Meynung war. Da Valerius also fand, daß er gegen eine so mächtige Gesellschaft nichts würde ausrichten können, so legte er sein Amt nieder, indem er sagte, für einen alten Mann von siebenzig Jahren, wie er war, sey es Zeit, an Ruhe und nicht an Widersetzung zu denken.

Der Unwillen des Volks war jetzt aufs Aeußerste gebracht; es stellte geheime Berathschlagungen an, und machte einen Plan, sich von solchen Beherrschern zu trennen, deren Versprechungen eben so nichtswürdig, als ihre Tyranney schrecklich wäre. Die gewaltsamsten Maaßnehmungen sind für das Volk immer die angenehmsten, und

einige

einige giengen in ihrer Verwegenheit so weit, daß sie sogar sagten, man müsse die Schuldigen ums Leben bringen. Der Senat und die Konsuln, welche wohl einsahen, was ihre Wuth für Wirkungen haben würde, wenn sie aus einander gelassen würden, beschlossen, sie noch länger im Felde zu behalten, unter dem Vorwande, daß der Feind noch nicht bezwungen sey, und sich zu neuen Einfällen rüste. In dieser Noth wußten die Soldaten nicht, was sie thun sollten; der Eid, welchen sie bey der Werbung geschworen hatten, verbot ihnen, die Waffen niederzulegen, oder ihre Fahnen zu verlassen, und doch konnten sie sich, wegen der frisch erlittenen Beleidigungen auch nicht entschließen, im Felde zu bleiben. Sie schlugen also einen Mittelweg ein; sie beschlossen. eine Stadt zu verlassen, die ihnen keinen Schutz gab, und einen neuen Pflanzort außer ihren Gränzen anzulegen. Sie brachen also aus ihrem Lager auf; veränderten ihre Anführer, und begaben sich unter dem Kommando eines Plebejers, Namens Sicinius Bellutus, auf einen Berg, welcher von der Zeit an Mons Sacer genannt wurde, an dem Ufer des Anio ungefähr anderthalb Stunden von Rom.

Die Nachricht von diesem Abfall erfüllte die ganze Stadt mit Tumult und Bestürzung; diejenigen,

nigen, welche es mit der Armee hielten, gaben sich alle Mühe, über die Mauern zu steigen, um sich mit derselben zu vereinigen, denn die Thore waren auf Befehl des Senats geschlossen. Die Väter, welche Söhne unter den Aufrührern hatten, beklagten sich über ihre ungerathene Aufführung; die Weiber heulten über die Abwesenheit ihrer Männer; und alles fürchtete sich vor einem bürgerlichen Kriege. Der Senat befand sich in keiner geringern Unruhe, als die Uebrigen: einige riethen zu gewaltsamen Maaßnehmungen, und wollten, daß man Gewalt mit Gewalt vertreiben sollte; andere waren der Meynung, daß man sanftere Mittel anwenden müsse, und daß selbst ein Sieg über solche Feinde schlimmer seyn würde, als eine Niederlage. Endlich wurde der Entschluß gefaßt, Jemanden abzuschicken, der die Armee bitten sollte, in die Stadt zurück zu kehren, und ihre Beschwerden zu entdecken, mit dem Versprechen, daß alles Vergangenen nicht gedacht werden sollte. Diese Botschaft, die in der That zu früh war, als daß sie hätte einige Wirkung haben können, wurde von der Armee mit der größten Verachtung abgewiesen; so daß der Senat nun aufs neue zu überlegen anfieng, was für Maaßnehmungen er zu ergreifen habe, und ob man weiser

thun

thun würde, Gewalt oder Herablassung anzuwenden.

Nachdem der Senat also neue Konsuln erwählt hatte, (ob dieses gleich viele Schwierigkeiten machte, weil anfangs keiner sich zum Konsulat melden wollte) so fieng er an, die Sache so ernstlich zu überlegen, als es ihre Wichtigkeit erfoderte. Menenius Agrippa, eener der weisesten und besten Senatoren, war der Meynung, daß man dem Volke nachgeben müsse; daß die römischen Besitzungen ohne dasselbe weder vergrössert noch erhalten werden könnten. Der vorige Diktator, Valerius, unterstützte seine Meynung mit einer Wärme, die bey einem Manne von so hohem Alter etwas Ungewöhnliches war. Er warf dem Senat seine Falschheit vor, und drang darauf, daß es nothwendig sey, dem Volk einen Antheil an denjenigen Vortheilen zu gönnen, welche die Reichen sich allein anmaßen wollten. Appius, auf der andern Seite, der noch immer seinen Grundsätzen fest anhieng, erklärte sich mit großer Heftigkeit dagegen, dem Volke nur im geringsten nachzugeben. Er sagte, wenn man dem Volke, da es sich als Feind betrüge, dasjenige zugestehen wollte, was man ihm, da es noch Freund gewesen wäre, abgeschlagen, so würde das ein Beweis ihrer

Furcht

Furcht und nicht ihrer Gerechtigkeit seyn: die jungen Patricier mit ihren Klienten wären noch wohl im Stande, die Stadt zu vertheidigen, wenn gleich ihre undankbaren Einwohner es für gut finden sollten, sie zu verlassen: der Pöbel wisse nie in seinen Forderungen stille zu stehen, sondern jede Bewilligung würde nur neue Forderungen und grössere Verdrüßlichkeiten hervorbrin- Der größte Theil der Senatoren, welchen vornehmlich das Volk schuldig war, verlangte nur dergleichen scheinbare Gründe, um seiner Habsucht zum Deckmantel zu dienen; auch die Jüngern, welchen von dem Redner geschmeichelt wurde, riefen ihm mit einem unanständigen Eifer ihren Beyfall zu. Die Konsuln also, welche, ungeachtet dieser scheinbaren Einwendungen, die Nothwendigkeit, dem Volke nachzugeben einsahen, ließen für dießmal die Versammlung aus einander gehen, um den gewaltsamen Maaßnehmungen, welche der Senat zu ergreifen so begierig war, vorzubeugen, wobey sie zu gleicher Zeit den jüngern Senatoren die Warnung gaben, daß man, wenn sie ins Künftige keine grössere Mäßigung beobachteten, ein Gesetz geben würde, wodurch allen, die unter einem gewissen Alter wären, der Zutritt in den Senat versagt werden sollte.

Diese Drohnng äußerte bey der nächsten Zusammenkunft ihre gute Wirkung; denn in derselben wurde, ungeachtet der standhaften Widersetzung des Appius, und ungeachtet des fürchterlichen Streichs, der dem Vermögen so vieler Mitglieder bevorstand, der Entschluß gefaßt, sich mit dem Volke in Unterhandlungen einzulassen, und ihm solche Anerbietungen zu thun, die es zur Rückkehr bewegen würden. Es wurden dem zufolge zehn Bevollmächtigte abgeschickt, unter welchen Largius und Valerius, welche Diktatorn gewesen, und Menenius Agrippa, der bey dem Senat und dem Volke gleich beliebt war, die vornehmsten waren. Die Würde dieser Abgesandten, und die guten Gesinnungen, die sie immer gegen das Volk geäussert hatten, verschafte ihnen eine sehr ehrerbietige Aufnahme bey der Armee, und man fieng gleich an, eine lange Unterredung zu halten. Largius und Valerius wandten auf der einen Seite ihre ganze Redekunst an; wogegen Licinius und Lucius Junius, welche die Wortführer der Soldaten waren, ihr Elend mit der ganzen Kraft derjenigen männlichen Beredtsamkeit, welche die Tochter der Natur ist, ins Licht setzten. Diese Unterredung hatte nun schon eine lange Zeit gedauert, als Menenius Agrippa, ein schlauer Mann, der

selbst von Abkunft ein Plebejer gewesen war, und der daher am besten wußte, was für eine Art von Beredtsamkeit den mehrsten Eingang bey dem Volke finden würde, das Wort ergriff, und die berühmte Fabel vortrug, welche Livius uns so schön erzählt hat. „Vor Alters, sagte er, als noch je„der Theil des menschlichen Leibes vor sich selbst „denken konnte, und jeder seinen eignen Willen „hatte, beschlossen sie alle einmüthig, sich gegen „den Bauch zu empören. Sie wüßten gar nicht „sagten sie, warum sie von dem Morgen bis an „den Abend in seinem Dienste arbeiten sollten, in„deß der Bauch, zu gleicher Zeit, mitten unter ih„nen ganz ruhig läge, und sich in Trägheit von ih„ren Arbeiten mästete. Sie entschlossen sich also, „ein für allemal, ihm künftig ihre Dienste zu ver„sagen. Die Füße gelobten, daß sie ihn nicht län„ger tragen; die Hände, daß sie ihn nicht länger „füttern; und die Zähue, daß sie keinen Bissen „Speise, wenn er auch in den Mund gesteckt würde, „mehr käuen wollten. Diesen Entschluß gefaßt, „zeigten sie alle, eine Zeitlang, ihre Entschlossen„heit und hielten ihr Wort. Aber bald fanden „sie, daß sie, anstatt den Bauch auf diese Weise „zu kränken, nur sich selbst zu Grunde richteten; „sie wurden ganz matt und entkräftet, und sahen

„end-

„endlich, aber zu spät, ein, daß sie dem Bauch „allein ihre Stärke zu arbeiten und selbst den Muth „zur Empörung zu danken hätten.“

Diese Fabel, deren Anwendung gleich in die Augen fällt, that alsobald die gewünschte Wirkung auf das Volk. Alle riefen einmüthig aus, Agrippa sollte sie nach Rom zurückführen, und schickten sich schon an, ihm zu folgen, als der vorerwähnte Lucius Junius sie zurückhielt. Er stellte ihnen vor, wenn sie gleich die gefälligen Anerbietungen des Senats mit Dank erkennen müßten, so hätten sie doch keine gewisse Sicherheit gegen seine künftige Rache; es sey daher zur Sicherheit des Volks nothwendig, daß jährlich gewisse Obrigkeiten aus seinem eignen Mittel erwählt würden, welche die Macht hätten, denjenigen von ihnen, welchen Unrecht geschähe, Genugthuung zu verschaffen, und die Sache des Volks vor Gerichte zu führen.

Das Volk, welches immer der Meynung dessen ist, der zuletzt das Wort geführt hat, gab diesem Vorschlage den größten Beyfall; weil aber die Bevollmächtigten keine Gewalt hatten, ihn zuzugestehen, so schickten sie nach Rom, um das Gutdünken des Senats darüber zu vernehmen. Dieser, welcher der Uneinigkeiten unter sich müde war, und vor den Klagen des Volks keine Ruhe

hatte, war einmal entschlossen, sich Frieden zu verschaffen, es möchte kosten, was es wollte. Er willigte daher einmüthig darein, daß sich das Volk neue obrigkeitliche Personen erwählen durfte, welche den Namen Tribune des Volks führen sollten. Appius war der Einzige, welcher sich mit vieler Heftigkeit gegen diese Neuerung erklärte.

Der Tribunen des Volks waren anfangs fünfe an der Zahl; nachher aber wurden noch eben so viele hinzugethan. Sie wurden immer jährlich von dem Volke erwählt, und fast allemal aus seinem eignen Mittel. Sie hatten die Macht, solche Verordnungen des Senats, von welchen sie glaubten, daß sie das Volk bedrücken würden, für nichtig zu erklären; und um ihre Bereitwilligkeit, den geringsten der Bürger zu beschützen, anzuzeigen, stunden ihre Häuser Tag und Nacht offen, damit man immer seine Klagen bey ihnen anbringen könnte. Sie hatten anfangs ihren Sitz vor den Thüren des Rathhauses, und wurden bey jeder Verordnung herein gerufen, die sie dann entweder mit dem Worte veto, ich verbiete es, für ungültig erklärten, oder durch die Unterschrift des Buchstabens T. der ihr die Gültigkeit gab, bestätigten. Ihre Personen mußte jedermann heilig halten, und ob sie sich gleich durch keins von den

gewöhnlichen Zeichen der obrigkeitlichen Würde unterschieden, als den elfenbeinernen Stuhl oder die Liktorn, welche andere obrigkeitliche Personen begleiteten, so hatten sie doch eine weit größere Gewalt, indem sie alle Verordnungen des Senats vernichten konnten. Sie hatten indessen ausser den Mauern der Stadt nichts zu sagen; und es war ihnen nicht erlaubt, sie auf einen Tag zu verlassen. Was aber ihre Gewalt noch mehr einschränkte, war, daß ein jeder von ihnen die Unternehmungen der Uebrigen verhindern konnte; und dieses wurde nachher als das schicklichste Mittel befunden, sich ihnen zu widersetzen; denn wenn der Senat nur Einen auf seine Seite gebracht hatte, so waren die Absichten der Uebrigen vereitelt. Sicinius Bellutus, Lucius Junius, Kajus Licinius, Albinus und Icilius Ruga waren die ersten Tribunen, welche durch die Stimmen des Volks erwählt wurden. Der Senat machte auch eine Verordnung, wodurch alle Schulden des Volks getilgt wurden; und da also die Ruhe und Einigkeit auf beyden Seiten wieder hergestellt war, so kehrte das Volk, nachdem es den Göttern des Berges geopfert hatte, im Triumph wieder in die Stadt zurück.

Eilfter Abschnitt.

Von der Wahl der Tribunen bis zur Anordnung der Decemvirn.

J. d. St. 260.

Wir haben bisher das Volk wider die übermäßige Gewalt des Senats kämpfen sehen; jetzt aber fangen wir eine Periode an, in welcher der Senat gegen die anwachsende Macht des Volkes kämpfet; eine Periode, in welcher das letztere, da es seine Kräfte zu fühlen anfieng und einmal in Bewegung gesetzt war, alles mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich niederriß. Der erste Vortheil, welchen die Tribunen erhielten, war der, daß es ihnen erlaubt wurde, aus dem Volke zween jährliche Bedienten, die sie in den Beschwerlichkeiten ihres Amtes unterstützen sollten, zu erwählen. Diese wurden Aedilen genannt, da ein Theil ihrer Amtsverrichtungen darinne bestand, daß sie für die Erhaltung der öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen und Kanäle Sorge tragen mußten; dabey mußten sie auch einige Rechtssachen entscheiden, die bisher allein durch die Konsuln entschieden waren. Sie mußten diejenigen anzeigen, die mehr Ländereyen inne hatten, als die Gesetze ihnen erlaubten; allen öffentlichen Unsittlichkeiten steuern und Schaden ver-

verhindern. Korn und Oel in Zeiten der Noth herbeyschaffen, und verhindern, daß diejenigen, welche dergleichen Lebensbedürfnisse ankauften, keinen ausschließenden Handel mit demselben anfiengen. Nachdem das Volk diese Vorrechte erhalten hatte, und alle seine Beschwerden gehoben waren, so marschierte es jetzt gegen die Volscier und Antiater; eroberte Korioli, eine von ihren vornehmsten Städten; und schlug bald darauf den Feind mit einer großen Niederlage. In diesem Treffen that sich besonders der Marcius, der nachher den Zunamen Koriolanus bekam, hervor.

Das Volk, welches durch das Nachgeben des Senats und durch einen Triumph über die Feinde nur noch unruhiger geworden war, hatte bald neue Gelegenheit zu zeigen, wie geneigt es sey, frische Beschwerden anzufangen. Während der letzten Trennung hatte man den Ackerbau gänzlich versäumt, welches denn im folgenden Jahre eine Hungersnoth nach sich zog. Der Senat that alles, was nur irgend in seinem Vermögen war, um der Noth abzuhelfen; allein das Volk, welches von dem Mangel sehr hart gedrückt wurde, und die Schuld davon lieber jedem andern, als sich selbst beymessen wollte, schrieb die ganze Ursache seines Elendes der Habsucht der Patricier zu; es beschul-

digte dieselben, daß sie alles Getreide aufgekauft hätten, in der Absicht, es mit großem Gewinst zu verkaufen, und sich dadurch wegen der Tilgung der Schulden schadlos zu halten. Doch das war es noch nicht alles, was ihnen Schuld gegeben wurde. Der Senat hatte, um die Anzahl der Bürger bey dieser Hungersnoth zu vermindern, einen guten Theil derselben nach Velitra, einer volscischen Stadt, die vor kurzem durch eine Pest sehr entvölkert war, abgeschickt. Dieses erregte ein allgemeines Murren unter dem Volke, welches die Tribunen nur zu vermehren suchten. Sie sagten, dieses sey bloß ein listiger Kunstgriff, sich solche Bürger vom Halse zu schaffen, die den Absichten der Vornehmen im Wege stünden; es wäre beynahe eben so viel, als wenn sie die tapfersten Leute des Staats ohne irgend ein Vergehen verbannet hätten; und da sie also das Volk geschwächet, so hätten sie ihre eigne Macht um desto mehr vergrössert. Dergleichen Reden wurden mit vielem Fleiß ausgebreitet; es ward daher eine Versammlung des Volks zusammen berufen, in welcher die Konsuln und die Tribunen ein ums ander Reden hielten. Ein Streit, der mit so vielem Ungestüm von beyden Seiten geführt ward, wurde in jedem Augenblick immer hitziger: die Konsuln

behaupteten, daß die Tribunen kein Recht hätten, zu der Versammlung zu reden; die Tribunen bestunden hingegen darauf, daß ihr Amt heilig sey, und daß sie in der Ausübung ihrer Pflicht nicht unterbrochen werden dürften. Hierinn stimmte das Volk ihnen einmüthig bey; denn was auch immer seine Anführer ihm vorschlagen mochten, so war es immer bereit es zu bestätigen. Es wurde daher ein Gesetz gemacht, daß kein Mensch sich unterstehen sollte, die Tribunen, wenn sie an das Volk eine Rede hielten, zu unterbrechen; ein Gesetz, welches ihre Macht um ein Großes vermehrte, da sie jetzt, anstatt, wie vorher, von der Versammlung Verhaltungsbefehle zu bekommen, das Recht hatten, sie nach ihrem Gefallen zu leiten.

Die Stadt genoß hierauf einer vorübergehenden Ruhe; einige von dem Volke hielten sich in ihren Häusern still, um mit Geduld und Unterwerfung den Hunger zu ertragen; indeß andere Einfälle in das Gebiet der Feinde thaten, und mit der Beute zurückkehrten. Allein der Ueberfluß erregte bald nachher die Unruhen aufs neue, welche der Hunger, so lange er währte, gestillt, aber nicht gehoben hatte. Eine große Flotte, die mit Getreide beladen aus Sicilien kam, (einen

großen Theil dieses Getreides hatte der sicilianische König Gelon den Römern geschenkt, und das übrige hatte der Senat auf Kosten des Staats angekauft) belebte den Muth des Volks, und reizte aufs neue seine Begierde nach Streitigkeiten. Als man im Senat darüber berathschlagte, auf was für Weise dieser große Vorrath ausgetheilt werden sollte, so kam es zu sehr heftigen Trennungen. Einige wollten, man sollte den ärmern Bürgern eine hinlängliche Quantität umsonst überlassen; andere, man sollte es um einen geringen Preis verkaufen, und also die Ausgaben der Schatzkammer wieder ersetzen; als aber die Reihe an den Koriolanus kam, seine Meynung zu sagen, so bestand er mit großem Eifer darauf, daß man nicht das allergeringste davon austheilen müsse, bis die neuerlichen Eingriffe des Volks in die Rechte des Senats wieder verbessert, und die ehemalige Ordnung im Staat wieder hergestellt wäre. „Warum, rief er, leiden wir es, daß der Staat zwischen zwoen Mächten getrennt ist, deren Uneinigkeiten bloß dazu dienen, ihn desto mehr zu zerrütten? Können wir es geduldig ertragen, zu sehen, „wie die Tribunen in Rom Gesetze geben, und mit „uneingeschränkter Gewalt herrschen, da wir uns „nicht einmal Königen unterwerfen konnten? Wenn

„die

„die unruhigen und aufrührischen Köpfe nicht in „Rom leben wollen, gut, so laßt sie noch einmal „auf ihren Berg hinausgehen; es ist besser gar „nicht zu regieren, als seine Regierung mit den „Hefen des Volks zu theilen.“ Eine so aufwiegelnde Rede und ein so gewaltsamer Vorschlag, setzte auf einmal die Uneinigkeit wieder in volle Flammen. Der Pöbel, in der Hitze seines Unwillens, würde die Senatoren selbst angefallen haben, wenn nicht die Tribunen seiner Wuth Einhalt gethan, und sie allein auf den Koriolanus, dem sie den Untergang schwuren, gelenkt hätten. Koriolanus blieb dem ungeachtet immer uuerschüttert; er war von Natur kühn, mäßig und unbiegsam, und mit diesem natürlichen Temperament verband er die erworbenen Tugenden einer großen Ehrerbietung für die Gesetze, einer großen Einsicht in die Kriegswissenschaft, und einer unmässigen Liebe für seine Mitbürger, oder vielmehr den Theil derselben, dessen Parthey er hielt. Er bezeigte also gegen die Aufforderungen der Tribunen, vor ihnen zu erscheinen, die größte Verachtung. Sie schickten daher ihre Aedilen ab, die ihn ergreifen und vor das Volk bringen sollten; aber ein Haufen junger Patricier stellte sich um ihren Liebling her, stießen sie zurück und trieben sie mit Schlägen hinweg.

weg. Dieses war das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr; der Tumult vermehrte sich von allen Seiten, und es würde ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen seyn, wenn nicht die Konsuln dem Volke die vollständige Genugthuung versprochen hätten. Die Tribunen verlangten, daß er, als ein Rebell und Verächter der heiligen Gewalt des römischen Volks, von dem tarpejischen Felsen heruntergestürzt werden sollte; und verdammten ihn, ohne einmal die Stimmen des Volks zu sammeln. Sie wollten sich auch noch einmal seiner Person bemächtigen; aber die Patricier erretteten ihn wieder aus ihren Händen.

Ein Betragen, das auf der einen Seite so entschlossen und auf der andern so anmaßend war, erhielt das Volk gewissermaßen in Zweifel; es fürchtete sich, den Tribunen gegen diejenigen beyzustehen, die seine Generale und Anführer gewesen waren, und sah dem Streit mit zitternder Unentschlossenheit zu. Diese Saumseligkeit des Volks, den Tribunen beyzustehen, brachte die Tribunen endlich auf die Gedanken, daß sie wohl gar zu gewaltthätig zu Werke gegangen wären; sie verlangten daher jetzt, daß er sich vor dem Volke stellen, und daß seine Sache vor derjenigen Gewalt geführt werden sollte, von welcher

sich

sich nicht weiter appelliren ließ. Die Patricier, die zwar von der Unschuld des Kariolanus überzeugt waren, aber der Stadt gerne den Frieden wieder geben wollten, willigten darein, und es ward ihm also ein Tag bestimmt, an welchem er sich vertheidigen sollte. Kariolanus fragte die Tribunen, was für ein Verbrechen sie denn Willens wären, ihm Schuld zu geben; worauf sie antworteten, sie wären Willens ihn anzuklagen, daß er sich zum Oberherrn und Tyrannen aufzuwerfen gesucht habe. Als er dieses hörte, versprach er mit Freuden, sich vor das Gericht zu stellen, weil er sich seiner Unschuld in Betracht dieser Anklage bewußt war.

Als der bestimmte Tag erschien, so war jedermann voll der größten Erwartung, und der Markt war von einer außerordentlichen Menge Menschen angefüllt, die aus der Nachbarschaft vom Lande zusammengelaufen waren. Die Tribunen theilten unterdessen das Volk nach den Tribus ab, indem sie es mit Stricken von einander sonderten, und befahlen, daß es Mann für Mann, und nicht centurienweise, wie seit dem Servius Tullius immer gewöhnlich gewesen war, seine Stimmen geben sollte. Hierdurch wurden, wie wir eben bemerkt haben, die Patricier al-

les

les ihres Einflusses beraubt, weil das Volk ihnen an Anzahl sehr weit überlegen war; demungeachtet ließ sich der Senat, der nicht gerne die Sache des Koriolanus zu seiner eignen machen wollte, doch endlich diese Ausdehnung der Macht des Volks gefallen; um aber indessen doch den Schein zu haben, daß er ihn bis aufs äußerste vertheidigt hätte, so stieg einer von den Konsuln auf das Rostrum, oder den öffentlichen Redeplatz, um zu seinem Besten eine Rede zu halten; er breitete sich weitläuftig über die vielen Dienste aus, die er dem Staate geleistet hätte; er sagte, daß man auf einige Worte, die ihm in der Hitze der Leidenschaft entwischt wären, nicht achten müsse; er legte im Namen des ganzes Senats Fürbitte für ihn ein, und verlangte von den Tribunen, daß sie einzig und allein bey ihrer versprochnen Anklage, daß er nämlich nach der höchsten Gewalt gestrebt habe, stehen bleiben möchten. Der Tribun Sicinius erwiederte hierauf, daß er gegen den Verbrecher alles anführen wollte, was dazu beytragen könnte, seine Strafbarkeit zu beweisen; daß der Staat gar zu vieles von seinem Einfluß und der Menge seiner Klienten zu befürchten hätte, als daß er nicht alle Mittel anwenden sollte, damit er nach der Gerechtigkeit gerich-

gerichtet würde; daß er weit mehr verpflichtet sey, für die Sicherheit des Staats zu sorgen, als dem Senat eine nichtsbedeutende Gefälligkeit zu erweisen; und daß der bloße Versuch, die Macht des Volks zu unterdrücken, welches das größte Recht hätte, sich selbst zu regieren, ein Verbrechen sey. Koriolanus stellte sich hierauf mit einer solchen Unerschrockenheit vor das Volk, welche ein besseres Schicksal verdient hätte. Seine annehmliche Person, seine eindringende Beredtsamkeit, das Geschrey derer, denen er im Kriege das Leben gerettet hatte, machten die Zuhörer geneigt, ihm zu verzeihen; er machte den Anfang damit, daß er alle die Schlachten, in welchen er gefochten, und die verschiednen Stellen, die er bekleidet hatte, erzählte; er zeigte die verschiednen Kronen, welche seine Generals ihm zur Belohnung seiner Verdienste geschenkt; er entblößte vor aller Augen die unzähligen Wunden, die er in Erwerbung derselben bekommen; er führte alle die Mauern und Wälle an, die er zuerst erstiegen, alle die Bürger, denen er das Leben gerettet hatte; und rief diejenigen derselben, welche gegenwärtig waren, bey ihren Namen auf, daß sie die Wahrheit seiner Erzählung bezeugen sollten. Diese fleheten mit den rührendsten Bitten und Betheurungen

gen ihre Mitbürger an, sie möchten doch ein Leben verschonen, wodurch ihnen das Leben erhalten wäre; und wenn sie ein Opfer für den öffentlichen Unwillen annehmen wollten, so wären sie selbst bereit, für ihn zu sterben. Eine solche Vertheidigung, die von aller der Kühnheit, welche das Bewußtseyn der Unschuld einflößt, unterstützt wurde, bewegte einen jeden Zuhörer, an Verzeihung zu denken; einige riefen sogar, ein so braver Mann verdiene einen Triumph, und nicht den Tod; und dieses Gericht allein sey schon ein Vorwurf für die Nation. Der schwindelnde Pöbel war daher im Begriff, ihn loszusprechen, als Decius, einer von den Tribunen, ein Mann von fliessender Beredtsamkeit, auftrat, um ihm zu antworten. „Was auch immer der Senat thun mag, „rief er, um zu verhindern, daß wir nicht auf „die Reden dringen sollen, welche Koriolanus in „jener ehrwürdigen Versammlung vorgebracht, um „das Volk seiner Vorrechte zu berauben, so fehlt „es uns doch außerdem gar nicht an Beschuldigungen gegen ihn; wir wollen also dessen, was „er gesagt hat, nicht erwähnen, wir haben Thatsachen, welche wir gegen den Beklagten anführen können, und wir verlangen, daß er sich „gegen dieselben rechtfertige. Wir haben ein altes

„Gesetz,

„Gesetz, daß alle Beute, welche dem Feinde abge„nommen worden, dem ganzen Staat angehören, „und in die Schatzkammer geliefert werden soll, „ohne daß der General etwas davon anrühre. „Dieses an sich selbst so billige Gesetz, das unsere „Vorfahren so unverletzlich beobachtet haben, hat „dieser Mann, der hier als Beklagter vor euch „stehet, übertreten. Vor nicht gar langer Zeit „that er einen Einfall in das Gebiet der Antia„ter, und ob er gleich eine sehr große Beute an „Sclaven, Vieh und Lebensmitteln mitbrachte, „so ist doch der Staat nichts gebessert, nichts rei„cher dadurch geworden: er theilte sie bloß unter „seine Freunde und Begleiter aus; Leute, die er „wahrscheinlicher Weise nur deswegen zu bereichern „gedachte, um desto besser im Stande zu seyn, an „unserm Untergange zu arbeiten. Alle Tyrannen „haben es auf diese Art angefangen, daß sie sich „erst in Ansehn gesetzt haben, indem sie sich einen „großen Anhang gemacht, von Leuten, die gerne „die öffentliche Achtung aufopfern, wenn sie sich „selbst nur bereichern können. Hierauf also grün„den wir unsere Anklage; laßt ihn jetzt, wenn er „kann, die Sache läugnen; laßt ihn Beweise vor„bringen, nicht durch ein eitles Gepränge mit sei„nen Narben, sondern solche, die uns von seiner

„Unschuld überzeugen.“ Die Beschuldigung war ganz unerwartet. Koriolanus hatte in der That, als das Volk sich nicht anwerben lassen wollte, einen Einfall in das Gebiet der Feinde, die bis an die Mauern von Rom gestreift waren, gethan, und es geplündert. Diese Beute, die ihm mit so großem Recht gehörte, hatte er deswegen nie in die Schatzkammer gebracht, weil sie der Erwerb einer Privatunternehmung war. Da er also nicht im Stande war, dasjenige, was man gegen ihn angeführt hatte, zur Befriedigung des Volks zu beantworten, und zugleich die unvermuthete Beschuldigung ihn ganz verwirrt gemacht hatte, so sammelten die Tribunen alsobald die Stimmen, und Koriolanus wurde zu einer immerwährenden Verbannung verdammt.

Nie hatte das Volk eine innigere Freude bezeugt, selbst wenn es über einen besiegten Feind triumphirte, als bey dieser Gelegenheit, da es gewissermaßen die Macht des Senats gänzlich übern Haufen geworfen hatte; sintemal es von dieser Zeit an sich das Recht anmaßete, einen jeden Senator, den es anzuklagen Lust hatte, vor sich zu fodern. Der Senat, auf der andern Seite, sah sich zu einer niedrigen Abhänglichkeit von dem Pöbel gebracht, aller persönlichen Sicherheit, und

aller

aller vormaligen Rechte, sich unter einander zu richten, beraubt. Dieses Urtheil über ihren tapfersten Vertheidiger erfüllte einen jeden mit Schmerz, Bestürzung und Bekümmerniß. Koriolanus allein schien mitten unter dem Tumult, ein gleichgültiger Zuschauer zu seyn. Er begab sich nach Hause, von den Klagen unzähliger der ehrwürdigsten Senatoren und römischen Bürger begleitet, um seiner Gemahlin, seinen Kindern und seiner Mutter Veturia das letzte Lebewohl zu sagen. Da diese nun, in der ersten Heftigkeit des Schmerzens, um ihm herum hiengen, als wenn es ihnen unmöglich wäre, sich von ihm zu trennen, riß er sich, mit einer männlichen Standhaftigkeit aus ihren Armen los, und ermahnte sie, ihr Schicksal standhaft zu ertragen, aber nicht mehr an ihn zu denken. Er empfahl hierauf seine kleinen Kinder ihrer Fürsorge, und sie alle der Fürsorge des Himmels, und verließ darauf die Stadt, ohne irgend einen Begleiter in seinem Unglück, um zu den Feinden der Römer seine Zuflucht zu nehmen. Auf diese Weise bedienten sich die Plebejer, welche die Tribunen bloß zu ihrer Vertheidigung erhalten hatten, derselben, um andere ins Verderben zu stürzen; und beraubten nach und nach, unvermerkt die Patricier aller ihrer ehemaligen Vorrechte.

Koriolanus, der sich jetzt genöthigt sah, sich in ein anderes Land zu begeben, suchte weniger einen Aufenthalt, wo er vor Rom sicher leben könnte, als eine Gelegenheit, sich zu rächen. Seine ganze Standhaftigkeit und die guten Lehren, welche seine Mutter ihm in der frühesten Jugend gegeben hatte, waren nicht im Stande, seinen Unwillen über die erlittene Beleidigung, oder die Begierde, seine Feinde zu bestrafen, wenn es auch den Untergang seines Vaterlandes nach sich ziehen sollte, zu unterdrücken. Tullus Attius, ein Mann, der unter den Volsciern vieles zu sagen hatte, und ein heftiger Feind der Römer war, schien ihm ein geschicktes Werkzeug zu Beförderung seiner Rache zu seyn. In dem Entschlusse, sich an ihn zu wenden, begab er sich nach Antium, der Stadt, in welcher Tullus die höchste Obrigkeit war. Er kam mit Anbruch der Nacht daselbst an, begab sich gerades Weges nach seinem Hause, und setzte sich neben den Heerd bey die Hausgötter; ein Ort, der unter den Heiden für heilig gehalten wurde. Sobald Tullus hörte, daß ein Fremder, dessen Aeusseres eine ganz ungewöhnliche Würde verriethe, in seinem Hause eine Zuflucht gesucht hätte, so kam er zu ihm, und fragte ihn um seinen Namen,

und

und was er bey ihm suche. „Mein Name,“ sagte der Römer, „ist Kajus Marcius: mein Zuname „Koriolanus; die einzige Belohnung, die mir „für alle meine Dienste übrig bleibt. Man hat „mich aus Rom verbannet, weil ich ein eifriger „Freund desselben war; ich komme jetzt, um hier „eine Zuflucht zu suchen, wo ich immer ein Feind „gewesen bin. Wenn du geneigt bist meine Dienste „zu gebrauchen, so sollst du mich dankbar fin„den; wenn du aber lieber die Beleidigungen, „die ich deinem Vaterlande zugefügt, rächen willst, „so siehe mich bereit.“ Tullus, der von seiner Würde und bekannten Tapferkeit gerührt ward, reichte ihm alsobald die Hand der Freundschaft, und machte seine Sache zu der seinigen. Das erste, was sie nun zu thun hatten, war, daß sie die Volscier bewogen, ihr Bündniß mit den Römern zu brechen. In dieser Absicht sandte Tullus viele von seinen Bürgern nach Rom, um einigen Spielen, die um diese Zeit gefeyert wurden, zuzusehen; zu gleicher Zeit aber ließ er dem Senat geheime Nachrichten geben, daß die Fremden gefährliche Absichten hätten, die Stadt zu verbrennen. Dieß that die gewünschte Wirkung; der Senat lies den Befehl ergehen, daß alle Fremde, sie möchten seyn, wer sie wollten, noch

vor Untergang der Sonne die Stadt verlassen sollten. Diesen Befehl stellte Tullus seinen Landsleuten als einen Bruch des Bündnisses vor, und brachte es dahin, daß eine Gesandschaft nach Rom geschickt wurde, die sich über diesen Bruch beklagen, alle die Länder, welche den Volsciern gehörten, und ihnen gewaltsamer Weise weggenommen waren, wieder fordern, und im Fall ihnen dieses abgeschlagen würde, einen Krieg ankündigen mußten. Die Gesandschaft ward von dem Senat mit Verachtung aufgenommen, er befahl den Gesandten, ihren Landsleuten wieder zu sagen, daß Drohungen gar nicht der rechte Weg wären, etwas bey den Römern auszurichten; daß sie diejenigen Besitzungen, die sie durch Tapferkeit erworben, mit dem Schwerdt behaupten würden; und daß, wenn die Volscier zuerst die Waffen ergriffen, die Römer sie zuletzt niederlegen würden.

Nachdem also der Krieg von beyden Seiten erklärt war, so wurden Koriolanus und Tullus von den Volsciern zu ihren Generalen gemacht. Diese fielen dann gleich in das römische Gebiet ein, plünderten und verheerten alle diejenigen Ländereyen, welche den Plebejern angehörten; die aber den Senatoren gehörten, rührten sie nicht

an. Unterdessen gieng es mit der Werbung zu Rom nur langsam; die beyden Konsuln, welche von dem Volke aufs neue erwählt waren, schienen wenig Geschicklichkeit im Kriege zu besitzen, und fürchteten sich sogar, einem General die Spitze zu bieten, von welchem sie wußten, daß er im Felde ihr Meister war. Die Bundsgenossen zeigten ebenfalls ihre Furcht, und zauderten sehr mit der Ueberschickung ihrer Hülfstruppen; so daß Koriolanus ungehindert ihnen eine Stadt nach der andern wegnahm. Arkum, eine römische Kolonie, unterwarf sich ihm zuerst; darauf griff er die Lateiner an, welche Rom vergebens um Beystand anflehteten. Die Städte Tolerium, Larici, Pes, und Bola wurden insgesammt durch Sturm erobert, ihre Güter geplündert, und die Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht; diejenegen, welche sich ergaben, erfuhren eine gelinde Begegnung; diejenigen aber, welche sich widersetzten wurden niedergemacht. Das Glück folgte ihm bey jedem Unternehmen, und er war jetzt so berühmt durch seine Siege, daß die Volscier ihre Städte ohne Besatzung verliessen, um ihm ins Feld nachzufolgen; indem sie unter seiner Anführung sich des glücklichsten Erfolges versichert hielten. Sogar die Soldaten von der Ar-

mee seines Gehülfen giengen zu ihm über, und wollten keinen andern General erkennen. Da ihm also im Felde nichts widerstehen konnte, und er eine zahlreiche Armee unter seinem Kommando hatte, so schlug er endlich sein Lager neben den kluilischen Gräben, etwas über zwo Stunden von Rom auf. Die Stadt, welche vorher so aufrührisch gewesen, war jetzt voller Furcht und Verzweiflung. Das Volk, welches von den Mauern den Feind seine Felder verheeren sah, bat mit Thränen und Flehen um Frieden. Es fieng jetzt an, den Senat zu bitten, daß er das Edikt, wodurch Koriolanus verbannet war, widerrufen möchte, und erkannte die Ungerechtigkeit seines vorigen Verfahrens. Der Senat verachtete eine solche Niederträchtigkeit, und war entschlossen, wo möglich, die Ungerechtigkeit des Staats fremden Feinden nicht zu verrathen, oder einem Verräther diejenige Gunst zu erweisen, die er ihm versagt hatte, da er bloß der Verrätherey angeklagt war. Allein was halfen seine Entschliessungen, da er nicht die Macht hatte, sie zu unterstützen? Koriolanus kam täglich näher, und war nun vor den Mauern der Stadt, fest entschlossen, sie zu belagern. Dieß beugte endlich den stolzen Geist der Patricier gänzlich; sowohl der Senat als das Volk kamen

einmüthig darinnen überein; Gesandten an ihn abzuschicken, die ihm die Zurückberufung in sein Vaterland antragen sollten, im Fall er mit seiner Armee abziehen würde. Koriolanus empfieng ihre Vorschläge in Gegenwart seiner vornehmsten Officiers, und mit dem gestrengen Wesen eines Generals, welcher Gesetze vorschreiben wollte. Er sagte ihnen mit der äussersten Härte, das er jetzt General der Volscier sey, und bloß auf deren Nutzen zu sehen hätte: wenn sie also hoffen wollten, einen Frieden zu erhalten, so müßten sie alle die Städte, welche ursprünglich diesem Volke gehörten, zurückgeben, und sie, wie die Lateiner, zu römischen Bürgern machen. Hierzu gab er ihnen dreyßig Tage Bedenkzeit. Die Zwischenzeit wandte er dazu an, den Lateinern verschiedne andere Städte wegzunehmen; als sie verflossen war, kam er zurück, und schlug aufs neue sein Lager vor den Mauern von Rom auf.

Es wurde nun eine andere Gesandtschaft an ihn abgeschickt, die ihn beschwor, er möchte doch von seiner Vaterstadt nichts verlangen, was den Römern gar nicht geziemte zuzugestehen. Koriolanus aber der von Natur unbiegsam und strenge war, bestand auf seinen ersten Forderungen, und gab ihnen nur drey Tage Zeit, ihre Ueberlegungen

Ende zu bringen. Eine so nachdrückliche und kurz entscheidende Botschaft erfüllte die ganze Stadt mit Bestürzung. Jedermann eilte jetzt zu den Waffen; einige stellten sich auf die Schanzen; andere bewachten die Thore, damit sie nicht insgeheim von den Anhängern, die Koriolanus in der Stadt hatte, geöffnet würden, andere befestigten ihre Häuser, gleich als wenn der Feind sich schon der Mauern bemächtigt hätte. In dieser allgemeinen Verwirrung war weder Zucht noch Kommando. Die Konsuln, die sich blos durch die Furcht regieren liessen, waren wegen ganz anderer Verdienste, als der Geschicklichkeit im Kriege, erwählt worden. Von den Tribunen, die kurz vorher noch so trotzig gewesen waren, wurde jetzt nichts mehr gehört; alles nahm Theil an dem allgemeinen Schrecken; und es schien, als wenn die so sehr gepriesene Tapferkeit der Römer mit ihrem General in das Lager der Volscier übergegangen sey. In dieser Noth blieb nun nichts anders übrig, als eine andere Gesandschaft, die noch ehrwürdiger und feyerlicher war, als die beyden vorigen, indem sie aus den Pontifexen, den Priestern und den Augurn bestand. Diese kamen in ihren gottesdienstlichen Kleidern und mit einem ehrwürdigen und traurigen Betragen aus der Stadt, und begaben sich in das Lager des Siegers,

sie beschworen ihn bey allem, was heilig war, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern schuldig sey, und bey derjenigen, die er vielleicht gegen diejenigen hätte, welche als Diener der Götter jetzt zu seinen Füßen lägen, seinem Vaterlande den Frieden wieder zu geben: aber alles umsonst; sie fanden ihn eben so strenge und unerbittlich, wie vorher. Er bezeugte diejenige Hochachtung gegen sie, welche die Heiligkeit ihres Standes foderte; aber er sandte sie zurück, ohne das Geringste von seinen Foderungen nachzulassen.

Als das Volk sie unverrichteter Sache wieder zurückkommen sah, so fieng es an den Staat für verloren zu geben. Die Tempel waren mit alten Männern, mit Weibern und Kindern angefüllt, die, vor den Altären niedergeworfen, die heissesten Gebete für die Erhaltung des Vaterlandes gen Himmel schickten. Man hörte nichts als Jammer und Klagen, man sah nichts als Scenen des Schreckens und der äussersten Betrübniß. Endlich kam man auf die Gedanken, daß dasjenige, was nicht hatte durch die Vermittelung des Senats oder die Beschwörungen der Priester gewirkt werden können, vielleicht durch die Thränen seiner Gemahlin, oder die Befehle seiner Mutter ausgerichtet werden könnte. Diese Ge-

sandt-

sandtschaft fand allgemeinen Beyfall und der Senat selbst bestätigte sie mit seinem Ansehen. Veturia, die Mutter des Koriolanus, trug anfänglich einiges Bedenken, ein solches Werk, wozu die Liebe zum Vaterlande sie verband, zu übernehmen, weil sie das unbiegsame Gemüth ihres Sohnes kannte, und nur befürchtete, daß sie seinen Ungehorsam in einem neuen Lichte, durch Verwerfung der Befehle einer Mutter, zeigen würde. Indessen unternahm sie doch endlich die Gesandschaft, und begab sich, in Begleitung vieler der vornehmsten römischen Frauen, mit der Volumnia, seiner Gemahlin und seinen beyden Kindern, aus der Stadt. Koriolanus, welcher diesen traurigen Aufzug von Frauenzimmern von ferne ankommen sah, war willens ihnen eine abschlägige Antwort zu geben, und rief seine Officiere zu sich, um Zeugen seiner Entschlossenheit abzugeben: als man ihm aber sagte, daß seine Mutter und seine Gemahlin mit dabey wären, so stieg er alsobald von seinem Tribunal herab, um sie zu bewillkommen und zu umarmen. Zuerst konnten die Frauen vor Thränen und Umarmungen nicht zu Worten kommen, und der rauhe Soldat selbst, so hart er war, konnte sich nicht enthalten, an ihrem Schmerz Theil zu nehmen. „Sage mir, Koriolanus, rief seine

„Mutter, wie soll ich diese Zusammenkunft anse„hen? umarme ich meinen Sohn, oder meinen „Feind? bin ich deine Mutter, oder deine Gefan„gene? Warum habe ich leben müssen, um diesen „Tag zu sehen? meinen Sohn als einen Ver„bannten, und, welches noch viel trauriger für „mich ist, ihn als den Feind seines Vaterlandes „zu sehen? Wie ist es ihm möglich gewesen, seine „Waffen gegen den Ort zu kehren, der ihm das „Leben gegeben hat? Wie kann er seine Wuth ge„gen diejenigen Mauern richten, die sein Weib, „seine Kinder und seine Götter besitzen? Aber ich „allein habe meinem Vaterlande seinen Unterdrü„cker gegeben; wär ich nie eine Mutter geworden, „so würde Rom noch frey seyn. Dieses unglück„liche Bewußtseyn wird mich martern, so lange „mein Leben noch dauert, und das kann nicht „lange mehr dauern. Allein, wenn ich gleich zum „Tode bereit bin, so versage doch diesen elenden „Leidenden dein Mitleid nicht gänzlich, und be„denke, wie schrecklich ihr Schicksal seyn wird, „wenn sie nicht nur Verbannte, sondern auch „dazu Gefangene seyn müssen.“ Koriolanus schien während dieser Rede von streitenden Leidenschaften beunruhigt zu werden; seine Mutter, welche sah, wie sehr er gerührt war, unterstützte

ihre Worte noch mehr durch die unwiderstehlichste Beredtsamkeit und ihre Thränen: seine Gemahlin und seine Kinder hingen um ihn her, und baten ihn um Schutz und Erbarmen; unterdeß das schöne Gefolge ihrer Begleiterinnen ihre Klagen mit den ihrigen verei igten, und sowohl ihr eignes als ihres Vaterlandes Elend beweinten. Koriolanus schwieg ein:n Augenblick still, unter dem heftigen Kampfe zwischen der Ehre und den Trieben der Natur. Endlich, als wenn er aus seinem Traume erwacht wäre, lief er zu seiner Mutter, die vor ihm niedergefallen war, hob sie auf und rief aus: „O meine Mutter, du hast „Rom gerettet, aber deinen Sohn verloren!“ Er gab demnach der Armee Befehl, abzuziehen; indem er gegen die Officiere vorgab, daß die Stadt zu stark sey, als daß sie erobert werden könnte. Tullus, welcher lange seinen Ruhm beneidet hatte, säumte nicht, sein gelindes Verfahren gegen seine Landsleute anzuschwärzen. Nach ihrer Rückkehr wurde Koriolanus in einem Aufstande des Volks getödtet, und nachher, da man diese That zu spät und vergebens bereute, ehrenvoll begraben.

Große und viele öffentliche Freudenbezeugungen wurden nach dem Abzuge der volscischen Armee in Rom angestellt. Der Senat erlaubte den

Frauen

Frauen, sich so viel Ehren auszubitten, als sie nur wollten; allein sie foderten weiter nichts, als daß der weiblichen Glücksgöttin ein Tempel geweihet würde, welcher an eben dem Orte erbauet wäre, wo sie ihr Vaterland befreyet hätten; dieses geschah, und der Tempel wurde auf Kosten des Staats erbauet. Unterdessen fieng die Tapferkeit, welche eine Zeitlang überwältigt war, wieder an, sich im Felde zu zeigen. Da Koriolanus nicht mehr am Leben war, so wagten sie es, den Volsciern die Spitze zu bieten, welche in der That, wegen ihrer eignen und ihrer Bundsgenossen Streitigkeiten, einigermaßen eine fremde Macht unnöthig machten, um sie zu überwinden. Die Römer erfochten im folgenden Jahre sowohl über sie, als über die Hernicier einen herrlichen Sieg. Unter andern kam ihr General Tullus ums Leben.

Spurius Kassius Viscellinus hatte vornehmlich die Ehre, diesen Sieg erhalten zu haben. Er war ein Mann, der von Natur die größte Eitelkeit besaß, und sie durch Großthuerey an den Tag legte: äußerst ehrgeizig, und eben so geneigt auf seine Verdienste einen zu hohen, als auf die Verdienste anderer einen zu geringen Werth zu setzen. Er war dreymal Konsul gewesen, und hatte zweymal

mal auf Verordnung des Senats einen Triumph gehalten; diese Vorzüge, womit er einiges Ansehn bey dem Volke verband, erregten seinen Ehrgeiz so weit, daß er damit umgieng, sich zum Könige von Rom zu machen. Um sich zu dieser Absicht desto geschickter zu machen, entschloß er sich, da ihm der Senat die Macht gegeben hatte, den besiegten Nationen nach seinem Gutbefinden Friedensbedingungen vorzuschreiben, sich dieselben durch die schmeichelhaftesten Vergünstigungen zu verbinden. Er gab ihnen also den dritten Theil von dem, was er erobert hatte, zurück; er bewilligte ihnen den Titel römischer Bürger, und begegnete den Ueberwundenen, in aller Absicht, nicht anders, als er einer siegreichen Armee gethan haben würde. Um sich in jedem Theile des Staats Freunde zu machen, gab er den Lateinern die eine Hälfte von den noch übrigen eroberten Ländern, und behielt die andere für die armen Bürger in Rom zurück. Hiermit noch nicht zufrieden, entschloß er sich, seine Gunst bey dem Volke dadurch zu vermehren, daß er gewisse Ländereyen, die schon lange im Besitz der Reichen gewesen waren, und von welchen er behauptete, daß sie dem ganzen Staat angehörten, unter die Armen austheilte. Als er demnach am folgenden Tage

nach

folgenden Tage nach seinem Triumph, der Gewohnheit gemäß, von seinen Verrichtungen Rechenschaft gab, so breitete er sich über seine außerordentliche Sorgfalt und seine weise Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten aus; über seine große Vermehrung der römischen Unterthanen und Bürger, und über seine besondern Geschicklichkeiten, den Staat zu verwalten; er bemerkte ferner, daß die Eroberungen der Römer, so ausgebreitet sie auch seyn möchten, doch wenig zu bedeuten hätten, wenn die Reichen allein die Vortheile derselben genössen; wenn indeß, daß der Senat und die Patricier im Ueberfluß lebten, die alten Soldaten in Dürftigkeit und Verborgenheit schmachteten. Er sey daher der Meynung, man müsse alle die Ländereyen, welche den Feinden abgenommen und jetzt in den Händen der Reichen wären, aufs genaueste schätzen, und sie dann unter die geringen Bürger gleich vertheilen. Dieses war der erste Ursprung des berühmten Ackergesetzes, welches nachher so große Unruhen unter dem Volke anrichtete. Nichts konnte grösser seyn, als der Unwillen des Senats, da er es vorschlagen hörte; da er vorher seiner öffentlichen Rechte beynahe gänzlich beraubt war, so sah er sich jetzt in seinen Privatbesitzungen angegriffen: alle die Güter, die ihre Vorfahren oder sie selbst sich

durch Tapferkeit oder Fleiß erworben hatten, wurden jetzt dazu bestimmt, ihnen entrissen, und unter die trägen, liederlichen und nichtswürdigen Bürger ausgetheilt zu werden. Eine Berathschlagung nach der andern wurde angestellt, um die Maaßnehmungen abzureden, wodurch man die Wirkungen dieses Gesetzes und die ehrgeizigen Absichten des Kassius vereiteln könnte. Das Volk war auf seiner Seite nichts weniger aufrührisch; die Tribunen, und diejenigen, welche mehr als die geringsten Bürger im Vermögen hatten, wollten sich nicht gerne den niedrigsten von denen, über welche sie sich die Regierung anmaßeten, gleich machen lassen; die Klienten der Reichen sahen das Interesse ihrer Patronen als ihr eignes an: allein ungeachtet alles dessen, bestand der größte Theil des Volks hartnäckig und mit dem größten Eifer auf der Bestätigung dieses Ackergesetzes, und drohte dem Staate den Untergang, im Fall man sich weigerte es zuzugestehen. Sogar einige von den Herniciern und den Volsciern wurden bey dieser Gelegenheit herbeygerufen, um den Tumult zu vermehren, oder den Urheber, im Fall ihm sein Vorhaben fehlschlagen sollte, zu unterstützen. Der Senat sah endlich ein, daß es nothwendig sey, nachzugeben, und gab daher dem Volke das Versprechen, daß

die Ländereyen seinem Verlangen gemäß, vertheilt werden; daß aber die Alliirten und Bundsgenossen die an dem Erwerb derselben keinen Theil hatten, von der Vertheilung ausgeschlossen seyn sollten. Dieses Versprechen besänftigte das Volk für diesmal, und gab dem Senat bequeme Zeit, die gehörigen Maaßregeln zu nehmen, um den ersten Urheber zu bestrafen. Diesem zufolge bestimmten denn die Quästorn auf seinen Befehl einige Zeit nachher dem Kassius einen Tag, an welchem er sich gegen die Anklage, daß er damit umgegangen sey, sich zum König zu machen, vor der Versammlung des Volks verantworten sollte. Ein so unerwarteter Streich setzte diesen Demagogen durch die gerechtesten Besorgnisse in große Unruhe, vornehmlich da er die Tribunen sowohl als die Patricier wider sich hatte. Er erschien vor der Versammlung in einer Kleidung, die seinen damaligen Umständen gemäß war, und bemühte sich, das Volk zu seinem Besten zum Mitleiden zu bewegen. Er sagte, die Patricier verfolgten ihn so wegen seines großen Eifers für die Sache des Volks; er sey der einzige Freund, den es jetzt hätte, und sein Interesse sey mit dem seinigen aufs genaueste verbunden. Allein er sah sich von allen verlassen. Der Senat hatte die gerechteste Ursache,

ihn zu verfolgen; die Tribunen beneideten ihm seine große Gunst bey dem Volke, und wollten sich seiner Sache nicht annehmen; und das Volk welches mit den Patriciern, wegen ihrer letztern Gefälligkeit gegen seine Forderungen, sehr zufrieden war, überließ ihn ihrer Wuth. Da er also vieler Verbrechen schuldig befunden ward, die alle dahin abzielten, die Staatsverfassung zu verändern, so wurde er, ungeachtet seiner vielen wahren Dienste und der Fürbitten seiner Freunde und Klienten, von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt, von eben dem Volke, dessen Vortheil zu befördern er so eifrig bemüht gewesen war. Zu spät ward es seinen Irrthum gewahr, und bedauerte seinen Verfechter mit einem solchen Grade von Betrübniß, der nur desto stärker von seiner Undankbarkeit zeugte.

J. d. St. 274. Bald nach dem Tode des Kassius fieng das Volk wieder an, sehr stark auf die Vollziehung des Ackergesetzes zu dringen; allein der Senat wußte es, durch eine Ausflucht, die seiner Weisheit unwürdig war, so einzurichten, daß die Konsuln sich zu einem Feldzuge gegen die Aequier rüsten musten. Das Volk weigerte sich anfänglich, sich anwerben zu lassen, bis endlich die Konsuln auf ein neues Mittel fielen, daß

sie

sie nämlich alle Landhäuser derer, die sich weigerten, niederreisen liessen. Dieses that die gewünschte Wirkung; das Volk kam haufenweise herbey, und bot sich an, um seine Güter vom Verderben zu retten, worauf es denn mit dem gewöhnlichen guten Glücke der Römer gegen den Feind angeführt wurde. Unterdeß also, daß der Streit in der Stadt fortwährte, breiteten die römischen Waffen sich immer weiter in Italien aus; denn der Geist der Freyheit, welcher beyde Partheyen belebte, trug nur dazu bey, ihren Muth desto mehr zu entflammen.

Diese Kunstgriffe, die Sache von einer Zeit zur andern zu verschieben, währten auf Seiten des Senats beynahe fünf Jahre lang fort, und eben so hartnäckig bestand das Volk auf seinen ungestümen Forderungen: jener wurde durch sein Privatinteresse und den Nutzen des Staats gereizt; und dieses wurde durch das gegebene Versprechen und das Bewußtseyn seiner überlegenen Macht in seiner Hartnäckigkeit bestärkt. Mitten unter diesen Unruhen erlitten die Römer unter dem Kommando des Virginius eines ihrer Konsuln, eine Hauptniederlage von der etrurischen Armee; und obgleich Fabius gerade zu rechter Zeit ihm zu Hülfe kam, so streiften doch die Feinde, bey seinem Rückzuge,

sogar bis vor die Thore von Rom. Dieß diente dazu, die Unzufriedenheit und die Feindseligkeiten der Bürger zu vermehren, indem die Senatoren noch immer ihr Versprechen nicht erfüllten, und das Volk sich nicht wollte werben lassen. In dieser Noth erbot sich die Familie der Fabier, vier teusend an der Zahl, die Gränzen des römischen Gebiets zu vertheidigen. Sie erbauten ein Kastel an der feindlichen Gränze, thaten häufige Einfälle, und bereicherten sich sehr durch die Beute. Die Kürze dieses Werks wird es nicht verstatten, alle die kleinen Vorfälle und unerheblichen Treffen welche in diesen Kriegen zwischen den Römern und den kleinen benachbarten Staaten sich ereigneten, zu erzählen. Es wird genug seyn, zu sagen, daß sie sich insgesammt mit dem gleichen guten Glücke endigten, daß nämlich die Feinde um Frieden baten, und die Römer ihr Gebiet erweiterten. Die Fabier waren indeß nicht so glücklich, indem sie alle bis auf den letzten Mann, in einem Hinterhalte, welchen die Vejenter ihnen legten, niedergehauen wurden. Von dieser edlen Familie blieb bloß einer am Leben, dessen Nachkommenschaft in den folgenden Zeiten dem Staate gleicher Weise große Dienste leistete.

Aber nicht allein das Gebiet der Römer wurde während dieser Kriege und bürgerlichen Unruhen vergrößert, sondern auch ihre Bürger wurden immer zahlreicher. In der dießjährigen Zählung fand sichs, daß sie sich auf hundert und eilf tausend Mann beliefen, welche fähig waren, die Waffen zu tragen, nebst dreymal so viel Weibern, Kindern und Sklaven. Diese Vermehrung des Volks ohne Handel, diente bloß dazu, die Unruhen der Stadt zu vergrößern. Jedes Jahr brachte irgend einen neuen Tumult zwischen den uneinigen Ständen des Staats hervor. Das Volk, welches jetzt die obrigkeitlichen Personen erwählte, hatte nicht Geschicklichkeit oder Rechtschaffenheit genug, immer fähige Männer auszusuchen, und kaum legte irgend ein Konsul sein Amt nieder, daß nicht das Volk gleich bey der Hand gewesen wäre, ihn wegen seiner Nachläßigkeit oder Ungeschicklichkeit anzuklagen. Auf diese Weise klagte man den Konsul Menenius an, weil er die Familie der Fabier hätte umkommen lassen; er war freylich ein ungeschickter General, aber an dem Vergehen, welches ihm Schuld gegeben ward, ganz unschuldig. Aber dieß half ihm nichts; er wurde zu einer Geldstrafe von ungefähr dreyßig Thalern verurtheilt, eine Summe, die er, so mäßig sie auch in unsern Zei-

ten ist, nicht im Stande war, zu bezahlen. Er schloß sich daher, aus Abscheu vor der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit seiner Mitbürger in seinem Hause ein, und hungerte sich zu Tode.

Im folgenden Jahre wurden die beyden Konsuln des vorigen Jahrs, Manlius und Fabius, auf gleiche Weise von den Tribunen vorgeladen, vor dem Volke zu erscheinen. Das Ackergesetz war der Gegenstand, welcher noch immer verfolgt wurde, und sie wurden angeklagt, daß sie die Vollziehung desselben auf eine unverantwortliche Weise verzögert hätten. Die nämliche Beharrlichkeit auf der einen und Hartnäckigkeit auf der andern Seite setzte die Stadt aufs neue in Gährung, und drohete einer von beyden Partheyen den Untergang, als der Tribun Genucius, welcher das Gesetz wieder auf die Bahn gebracht hatte, in seinem Bette, ohne irgend ein Zeichen gewaltsamer Ermordung, todt gefunden ward. Dieser Umstand, welcher den Verdacht des Volks hätte erregen sollen, diente bloß dazu, seinen Aberglauben in Furcht zu setzen; es kam auf die Gedanken, daß die Götter seiner Sache zuwider wären, und war geneigt zu seinem vorigen Gehorsam wieder umzukehren. Die Konsuln, um sich diese glückliche Gelegenheit zu Nutze zu machen, fiengen

gen an, neue Werbungen anzustellen, denn es war nunmehr eine festgesetzte Staatsmaxime geworden, die bösen Säfte des Volks dadurch abzuführen, daß man mit einem Theile desselben zu Felde zog. Sie stiegen daher, von den Liktorn umgeben, auf ihre Tribunale, und fanden auch so lange gar keinen Widerstand in der Werbung, bis sie endlich, da die Reihe an einen gewissen Centurio, Namens Volero; kam, welcher sich nicht wollte als gemeiner Soldat aufschreiben lassen, Befehl gaben, ihn auszuziehen, und zu geisseln. Diese unüberlegte Strenge entzündete nicht nur den Unwillen des Volks aufs neue, sondern gab auch nachher zu einem neuen Streit über die Macht der Konsuln und die Vorrechte des Volks Gelegenheit. Der Gefangene wurde von dem Pöbel in Freyheit gesetzt; die obrigkeitlichen Personen fortgejagt; und um sie noch mehr zu demüthigen, wurde Volero bald nachher zu einem Tribun des Volks erwählt.

Die Wahl dieses Demagogen schien eine große Beleidigung der Patricier zu seyn; er war nicht allein entschlossen, das Ackergesetz durchzusetzen, sondern auch ein anderes anzuordnen, nach welchem das Volk seine Stimmen nach Tribus und nicht nach seinen Kurien oder Centurien ge-

ben sollte. Dieses war ein anderer tödtlicher Streich für die Macht der Patricier; denn wenn das Volk centurienweise seine Stimme gab, so kam alles ganz allein auf die Patricier an, und wenn es kurienweise geschah, wobey allein die Einwohner der Stadt ihre Stimmen gaben, so hatten sie auch wegen der großen Anzahl ihrer Klienten das Uebergewicht; so aber, wenn nach diesem Gesetz ein jeder römischer Bürger, aus was für einem Theile des römischen Gebiets er auch kam, seine besondere Stimme gab, die eben so viel galt, als die des vornehmsten Senators, hatten die Patricier allen Einfluß gänzlich verloren, und es blieb ihnen weiter nichts dabey übrig, als sich bloß leidend zu verhalten. Es fand daher anfänglich bey dem Senat den stärksten Widerstand, und eben so sehr
J. d. St. wurde von dem Volke darauf gedrun-
255. gen. In diesem Streit nahm sich der Konsul Appius Klaudius, des vorigen Appius Sohn, der eine Art von angeerbten Haß gegen das Volk besaß, der Sache besonders eifrig an. In einer von den öffentlichen Versammlungen widersetzte er sich den Absichten des Volks mit so vieler Hitze, und legte die aufrührische Denkungsart der Tribunen so klärlich an den Tag, daß sie ihm befahlen, die Versammlung zu verlassen, und als er

sich das zu thun weigerte; Befehl gaben, daß man ihn ins Gefängniß bringen sollte.

Eine solche Ausdehnung ihrer Macht, welche die Tribunen sich herausnahmen, setzte alle Senatoren, die zugegen waren, in Erstaunen; sie ergriffen die Waffen, um ihn zu vertheidigen, und so wie das Volk in dem vorigen Falle die Liktorn zurückgeschlagen hatte, so wurden sie jetzt von den Patriciern zurückgetrieben. Dieß schien das Signal zu einem neuen Aufruhr zu seyn; Steine, Fackeln und alle Waffen, welche die Wuth nur herbeyschaffen konnte, an einem Orte, wo die Bürger niemals Waffen trugen, wurden gegen einander gebraucht. Aber Quintus, der andere Konsul, ein Mann von sanften und friedfertigen Gesinnungen, lief mitten zwischen die Streitenden, und brachte es durch Bitten und Flehen bey einigen, und durch Drohungen bey andern dahin, daß sie für diese Nacht ihre gegenseitigen Feindseligkeiten einstellten. Allein den folgenden Tag wurde der Tumult mit noch grösserer Wuth, als vorher, erneuert: Appius focht an der Spitze seiner Klienten und anderer jungen Patricier mit allem seinen angebornen Trotz und Ungestüm. Aber der Tribun Lektorius nahm mit einer unzähligen Menge von dem geringern Theile des Volks das Kapitolium in Besitz, woselbst sie sich befestigten und

dem

dem Anscheine nach fest entschlossen waren, sich gegen ihre Widersacher aufs äußerste zu wehren. Ihr Verfahren schien jetzt noch entschlossener zu seyn, als bey dem vorigen Abfalle auf dem aventinischen Berge; dann damals hielten sich die Empörer in einiger Entfernung von Rom; jetzt waren sie in dem Herzen der Stadt. Die Besänftigung dieses Tumults war ebenfalls dem Quintus aufbehalten, welcher durch seine sanften Vorstellungen so viel ausrichtete, daß das Gesetz dem Senat zur Entscheidung vorgetragen wurde. Diese ehrwürdige Gesellschaft beschloß, nach vielen Streitigkeiten, die wohl mehr des Scheins halber, als aus Ungewißheit geführt wurden, daß man in den Willen der Tribunen und des Volks willigen und unverzüglich das Gesetz festsetzen müsse. Es gieng mit einmüthiger Bewilligung aller Stände durch, und von dieser Zeit an wurden die Obrigkeiten des Volks nach den Tribus erwählt. So ließ also das Volk allmählig den Patriciern nichts als den Schatten von Macht übrig; und selbst dieser entschloß sich, das Volk, welches jetzt gelernt hatte, wie es sich vrreinigen müsse, ihnen zu rauben.

Unterdessen war Appius, wie wir aus seiner vorigen Aufführung leicht schließen können, weit entfernt, mit dieser neuen Bewilligung von Gewalt

zufrie-

zufrieden zu seyn: er bewies eine Verachtung gegen das Volk, die mehr die Wirkung der Gewohnheit als der Vernunft zu seyn schien, und machte dem Senat wegen seiner Kleinmüthigkeit sehr heftige Vorwürfe. Dem Volke war dieses gar nicht unbekannt, und es wünschte nur eine Gelegenheit, ihm seinen Unwillen empfinden zu lassen. Diese fand sich bald, da er zum General gegen die Volscier bestimmt ward, welche, wie gewöhnlich, die unbewachten Gränzen des römischen Gebiets durch ihre Einfälle beunruhigt hatten. Da Appius also jetzt die Armee kommandierte, so hatte er ein offenes Feld, die natürliche Härte seines Gemüths zu äußern. Die römische Kriegszucht, welche selbst, wenn sie noch so sehr gemildert ward, ausnehmend harte war, machte er durch seine Strenge fast unerträglich. Die Soldaten gehorchten nur saumselig einem General, den sie hasseten; und er vermehrte dagegen seine Strenge, nach Verhältniß ihrer Saumseeligkeit. Sie sahen daher seine Strenge jetzt mehr als eine boshafte Rache, als eine heilsame Züchtigung an, und erwarteten den Feind, bloß damit sie Gelegenheit hätten, ihm dieses nicht an seiner Person, sondern an seinem Ruhm zu vergelten. Sobald die Volscier also kamen, so flohen die Römer davon. Er führte sie ins Feld, um eine Rede an sie zu halten,

ten, und die ganze Arme weigerte sich, ihm Gehör zu geben. Hierauf wollte er sie von dem Feinde zurückziehen, allein statt eines ordentlichen Rückzuges floh alles in Unordnung davon. Endlich fand er ein Mittel, denjenigen Theil seiner Truppen, der ihm noch übrig war, fest zu halten, indem er ihn an einem sichern Orte lagerte. Hier stellte er sie in ihre Glieder, schalt sie wegen ihrer Feigheit, und gab der Nachwelt ein auffallendes Beyspiel von der Strenge der römischen Kriegszucht, und von der Genauigkeit des militärischen Gehorsams. Erst ließ er alle Centurionen, welche geflohen waren oder ihre Glieder verlassen hatten, stäupen und darauf enthaupten; hiernächst gab er seinen Soldaten die heftigsten Verweise, daß sie ihre Waffen im Stiche gelassen hätten, hob darauf durch das Loos den zehnten Mann heraus, und ließ ihn in Gegenwart seiner zitternden Gefährten hinrichten. Soldaten, die einen so großen Eifer für die Freyheit in Friedenszeiten, und eine so tiefe Unterwerfung gegen ihre Generale im Kriege bewiesen, waren dazu gemacht, die Welt zu erobern. Appius indessen setzte seine Strenge nicht lange ungestört fort; denn einige Zeit nachher betrieben die Tribunen wieder mit vieler Hitze das Ackergesetz, und da er sich noch immer eifrig dagegen setzte, so bestimmten sie ihm einen Tag, an welchem

chem er sich gegen die Anklage, daß er der erklärte Feind der öffentlichen Freyheit sey, vertheidigen sollte. Appius gehorchte; allein er erschien vor dem Volke nicht auf die gewöhnliche Weise, in einer demüthigen Kleidung und Stellung, sondern redte für sich mit einer Zuversicht, welche ein vorgängiger fester Entschluß zu sterben ihm einflößte. Die Tribunen, welche fanden, daß seine Unschuld zu sichtbar sey, als daß man hätte eine gegründete Anklage gegen ihn vorbringen können, verschoben seine Verurtheilung auf einen andern Tag; er kam ihr aber durch den Selbstmord zuvor, welcher jetzt sehr gewöhnlich in Rom geworden war.

J. d. St. 292.

Der Tod des Appius und einige Kriege, oder vielmehr Einfälle, welche die Römer in das Gebiet der Volscier thaten, erklärten auf einige Zeit den Eifer des Volks für das Ackergesetz; aber bald nachher erregten die Tribunen neue Unruhen, und hatten die Kühnheit zu behaupten, daß das Volk nicht nur an den Ländereyen, sondern auch an der Regierung des Staats Theil haben, und daß ein Kodex geschriebener Gesetze zusammen getragen werden müsse, um die Gränzen der Pflichten der Bürger zu bestimmen. Die Widersetzung, welche dieses von Seiten der Patricier fand, war nicht weniger hitzig; sie trieben das auf-

rühri-

rühriſche Volk, von dem Cäſo, dem Sohn des Quintus Cincinatus, der ſich bald durch ſeine Tapferkeit und Frugalität einen ſo großen Ruhm erwarb, angeführt, vom Markte herunter. Die Tribunen beſchloſſen, an dieſem jungen Patricier ein Exempel zu geben, um andre ins künftige vor dergleichen Beleidigungen abzuſchrecken; und beſtimmten ihm daher einen Tag, ſich vor dem Volke zu vertheidigen. Da er der Sohn eines Mannes war, der bey beyden Partheyen in der größten Hochachtung ſtand, ſo verfuhr man mit ihm gelinde, daß es ihm erlaubt ward, Bürgen zu ſtellen. Er entfloh darauf in Etrurien, und ſein Vater, Quintius Cincinnatus, ſah ſich daher genöthigt, faſt alle ſeine Güter zu verkaufen, um den Bürgen ihre geſtellte Kaution zu erſetzen; worauf er ſich auf ein geringes Landgut und in eine kleine Hütte jenſeits der Tiber begab, und daſelbſt ein zufriednes Leben führte, indem er ſeine wenigen Morgen Landes mit eignen Händen pflügte, und die Früchte ſeines Fleißes einerndtete. Die Tribunen indeſſen waren nicht damit zufrieden, daß ſie den Cäſo aus der Stadt vertrieben hatten; ſie fuhren immer fort, mit Ungeſtüm auf das Ackergeſetz zu dringen, und ſtreuten das Gerücht aus, daß der Senat damit umgienge, ſie ums Leben zu bringen. Dieſer

Kunſt-

Kunstgriff hatte vornehmlich die Absicht, den Senat in Furcht zu setzen, damit er sich nach ihrem Willen bequemen möchte, allein er hatte bloß die natürlichere Wirkung, daß er das Volk noch aufrührischer machte, und seine Erbitterung vergrößerte.

In diesem Zustande der Bewegung und allgemeinen Unordnung fehlte nicht viel, daß Rom in die Gewalt eines fremden Feindes gefallen wäre. Herdonius, ein Sabiner, ein Mann von unerschrockner Kühnheit und großem Ehrgeiz, faßte den Anschlag, die Stadt, unterdeß sie durch innerliche Unruhen zerrüttet wurde, zu überfallen und zu plündern. In dieser Absicht brachte er eine Armee von viertausend Mann, die aus seinen Klienten und verlaufenen Sklaven bestand, zusammen, und ließ sie in der Nacht auf Kähnen die Tiber herabfahren, so daß das Volk erstaunte, als es den folgenden Morgen sah, daß eine fremde Armee das Kapitolium, die Citadelle von Rom, in Besitz genommen hatte. Herdonius that auf seiner Seite alles, was in seinem Vermögen stund, um die geringern Bürger und die Sklaven zu bereden, daß sie auf seine Seite treten möchten. Diesen versprach er die Freyheit und jenen einen reichen Antheil an den Eroberungen und der Beute. Die Tribunen waren in dieser Noth weit davon entfernt, das Volk zu den Waffen aufzu-

muntern; sie wandten im Gegentheil alle ihre Beredtsamkeit an, um es zu bereden, nicht eher zu fechten, bis die Patricier sich durch einen Eid verbindlich gemacht hätten, zehn Männer zu erwählen, welche die Macht hätten, Gesetze zu geben, und dem Volke einen gleichmäßigen Antheil an allen Vortheilen, welche künftig dem Staat zuwachsen würden, zu verstatten. So hart diese Bedingungen waren, so sahen die Konsuln sich doch durch die Noth gezwungen, sie zu versprechen; und Valerius, einer von ihnen, stellte sich an die Spitze derer, die sich anboten, marschirte auf das Kapitolium los, und rief dabey aus: „Wer sein Vaterland zu retten wünscht, der komme und folge mir!“ Ein großer Haufen von Volk folgte ihm zum Angriff nach, und das Kapitolium ward endlich durch Sturm erobert, aber der Konsul kam dabey ums Leben. Herdonius tödtete sich selbst, die Sklaven wurden hingerichtet, und die Uebrigen zu Gefangenen gemacht.

Allein, wiewohl die Stadt also von den auswärtigen Feinden befreyet war, so hatte sie doch auf keine Weise Ruhe von ihren innerlichen Streitigkeiten. Die Tribunen drangen jetzt bey dem noch lebenden Konsul auf die Erfüllung seines Versprechens; allein es scheint, daß das Ackergesetz eine Forderung war, an deren Bewilligung der Senat nicht

nicht denken konnte. Der Konsul machte daher viele Zögerungen und Entschuldigungen, bis er endlich, da er nicht länger vermeiden konnte, eine ausdrückliche Erklärung von sich zu geben, sagte, da beyde Konsuln das Versprechen gethan hätten, so könne er allein nichts thun. Es wurde daher eine Versammlung angesetzt, um einen neuen Konsul zu erwählen; und der Senat fiel auf den Quintius Cincinnatus, dessen Sohn kürzlich vor dem Volke verklagt und entflohen war, damit das Volk keine Hoffnung haben möchte, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Cincinnatus hatte, wie ich schon erzählt habe, seit einiger Zeit alle ehrbegierigen Absichten aufgegeben, und lebte in der Einsamkeit auf seinem kleinem Landgute. Hier fanden ihn die Deputirten des Senats hinter dem Pfluge und in der schlechten Kleidung eines arbeitenden Landmanns. Er schien sehr wenig durch ihre ehrerbietigen Begrüßungen und die prächtigen Kleider, die sie ihm brachten, gerührt zu werden; und als sie ihm den Willen des Senats bekannt machten, ließ er vielmehr Bekümmerniß blicken, daß man seiner Hülfe bedürfte: er zog von Natur die Annehmlichkeiten des stillen Landlebens dem beschwerlichen Glanz eines öffentlichen Amtes vor, und sagte bloß zu seiner Frau, als sie ihn wegführten: „Ich fürchte,

„meine Attilia, daß unser kleines Feld auf dieses Jahr unbestellt bleiben wird.“ Nachdem er also einen zärtlichen Abschied genommen hatte, begab er sich in die Stadt, wo er beyde Partheyen in großer Erbitterung gegen einander fand. Dieser neue Konsul war indessen entschlossen, es mit keiner von beyden zu halten; sondern sich vielmehr durch die genaueste Sorgfalt für das Beste seines Vaterlandes, anstatt das Zutrauen irgend einer Parthey zu gewinnen, die Hochachtung aller zu erwerben. So brachte er es durch Drohungen und ein zu rechter Zeit angebrachtes Nachgeben bey den Tribunen dahin, daß sie ihr Gesetz eine Zeitlang aussetzten, und betrug sich so, daß er das Schrecken des Volks war, so oft es sich weigerte Kriegsdienste zu nehmen, und es am stärksten aufmunterte, wenn seine Unterwerfung es verdiente. Seine Politik bestand darinnen, daß er die Bürger, welche das Kapitolium wieder erobert hatten, unter den Waffen erhielt, als wenn sie durch ihren Eid verpflichtet wären, ihm zu folgen, und ihnen drohete, sie in ein Winterlager zu führen, woran sie gar nicht gewöhnt waren, im Fall sie ihm nicht gehorchten; wodurch er die Tribunen so sehr in Furcht setzte, daß sie das Gesetz aufgaben, unter der Bedingung, daß er das Winterlager nicht auf-

schlüge:

schlüge: kurz er führte sein Amt mit so vieler Geschicklichkeit, Mäßigung, Menschenliebe und Gerechtigkeit, daß das Volk sein Verlangen nach neuen Gesetzen zu vergessen schien, und der Senat ihn noch länger zum Konsul zu haben wünschte. Nachdem er also die Ruhe, die er selbst so sehr liebte, dem Volke wiedergegeben hatte, so verließ er den Glanz der Ehre, um sie mit desto größerer Annehmlichkeit auf seinem kleinen Landgut zu genießen.

Cincinnatus hatte noch nicht lange sein Amt niedergelegt, als ein neues Bedürfniß des Staats schon wieder seine Hülfe nöthig machte: die Aequier und die Volscier, die, ungeachtet sie immer den Kürzern zogen, doch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle in das römische Gebiet. Minutius, einer von den Konsuln, die dem Cincinnatus in der Regierung gefolgt waren, wurde ihnen entgegen geschickt; da er aber von Natur furchtsam war, und sich mehr fürchtete, überwunden zu werden, als daß er hätte wünschen sollen, selbst zu siegen, so ließ er sich mit seiner Armee in ein enges Thal zwischen zween Bergen treiben, aus welchen kein andrer Ausgang offen war, als durch den Feind. Dieser aber wurde gleich von den Aequiern befestigt; wodurch die römische Armee von allen Seiten so einge-

J. d. St. 295.

schlossen ward, daß ihr nichts übrig blieb, als sich dem Feinde zu ergeben, oder Hunger auszustehen, oder auf der Stelle zu sterben. Einige Ritter, welche Mittel fanden, sich heimlich durch das Lager der Feinde davon zu machen, waren die ersten, welche die Nachricht von diesem Unglücke nach Rom überbrachten. Nichts konnte größer seyn als die allgemeine Bestürzung, da man dieses hörte; der Senat dachte zuerst an den andern Konsul; allein da man noch nicht genug Erfahrung von seinen Fähigkeiten hatte, so richtete jedermann seine Augen auf den Cincinnatus, und man beschloß, ihn zum Diktator zu machen. Cincinnatus, der einzige Mann, welchem Rom jetzt alles anvertrauen konnte, wurde wieder, wie vorher, von den Abgesandten des Senats in seinem kleinen Felde angetroffen, welches er mit frohem Fleiße bearbeitete. Er erstaunte anfangs über die Zeichen einer unumschränkten Macht, womit die Abgeschickten ihn bekleideten; noch mehr aber über die Ankunft des Vornehmsten im Senat, der ihm bey seiner Annäherung aus der Stadt entgegen kam. Eine so unerwartete Würde hatte indessen gar keinen Einfluß auf die Einfalt oder Redlichkeit seiner Sitten; und da er nunmehr die höchste Gewalt in Händen hatte, und seinen Magister Equitum ernennen mußte, so wählte er einen armen Mann

Namens

Namens Tarquitius, der, gleich ihm die Reichthümer verachtete, wenn sie zur Schande leiteten. Tarquitius war von patricischer Familie, aber, wiewohl er eine ausnehmende Tapferkeit besaß, so hatte er doch bisher, weil er nicht im Stande war so viel Geld aufzubringen, um sich ein Pferd zu kaufen, immer nur zu Fuße gefochten, voll Begierde seinem Vaterlande zu dienen, wenn es gleich in dem niedrigsten Posten seyn sollte. Also wurde die Rettung einer großen Nation einem Landmanne, der vom Pfluge genommen, und einem gemeinen Soldaten, der aus dem Hefen der Armee ausgesucht war, anvertrauet. So bald der Diktator in die Stadt kam, nahm er eine heitere Miene an, und bat alle diejenigen, welche fähig wären die Waffen zu tragen, sich auf dem Kampus Martius, (dem Orte, wo die Truppen geworben wurden,) mit den nöthigen Waffen und Mundvorrath auf fünf Tage einzufinden. An der Spitze dieser Truppen marschirte er in großer Eile die ganze Nacht durch, und hatte schon vor Tages Anbruch den Feind im Gesichte. Wie er sich ihm näherte befahl er seinen Soldaten, ein lautes Geschrey zu erheben, um des Konsuls Armee von dem Beystande, welcher ihr zu Hülfe kam, zu unterrichten. Die Aequier geriethen in nicht geringes Erstaunen, als sie sich zwischen zween feindlichen Ar-

meen erblickten, noch mehr aber, als sie sahen, daß Cincinnatus die stärksten Verschanzungen um sie her machte, damit sie nicht entwischen könnten, und sie eben so einschloß, wie sie den Konsul eingeschlossen hatten. Um dieses zu verhindern, kam es zu einem sehr hitzigen Treffen; allein die Aequier, die von beyden Seiten eingeschlossen, und nicht im Stande waren, weder Wiederstand zu thun, noch zu entfliehn, sahen sich genöthigt, sich zu ergeben. Sie überließen es dem Gutdünken des Diktators ihnen Bedingungen vorzuschreiben. Er schenkte ihnen das Leben, nöthigte sie aber, zum Zeichen der Sklaverey, unter dem Joche herzugehen, welches aus zweenen gerade aufgerichteten Spießen, über welchen ein anderes queer über gelegt war, in Gestalt eines Galgens, bestand. Ihre Officiere und Generale machte er zu Kriegsgefangenen, um seinen Triumph mit ihnen auszuschmückrn. Die Plünderung des feindlichen Lagers überließ er gänzlich seinen Soldaten ohne das geringste für sich selbst zu behalten, oder der befreyeten Armee etwas zu überlassen. Nachdem er also eine römische Armee vom unvermeidlichen Untergange gerettet, nachdem er einen mächtigen Feind überwunden, nachdem er seine Stadt erobert und befestigt, und, was noch mehr ist, nachdem er allen Antheil an der Beute ausgeschlagen, legte er seine Diktatur

tatur nieder, nachdem er sie nur vierzehn Tage verwaltet hatte. Der Senat wollte ihn gerne reichlich beschenken, aber er schlug alle seine Anerbietungen aus, und begab sich wieder vergnügt auf sein Landgut und in seine Hütte, zufrieden mit der Mäßigkeit und der Ehre.

Im folgenden Jahre rückten die Aequier, welche ihren verlornen Ruhm gerne wieder gewinnen wollten, aufs neue ins Feld und bemächtigten sich wieder ihrer Stadt. Auf der andern Seite, wenn in Rom Werbungen angestellt werden sollten; um sich ihrem Fortgange zu widersetzen, weigerten die Tribunen sich, das Volk Dienste nehmen zu lassen. Die Noth war indeß so dringend, daß eine Armee aufgebracht werden mußte; und als daher die Senatoren das Volk widerspänstig fanden, so erboten sie sich; selbst, mit ihren Klienten und Anhängern, dem Feinde entgegen zu gehen. So viele alte ehrwürdige Männer, die man so lange als die Väter des Staats angesehen hatte, und die jetzt mit schwachen Kräften abmarschirten, einem Feind entgegen, welchen die jungen und frischen Leute sich weigerten anzugreifen, rührte das Volk so sehr, daß es sich, Trotz seiner Aufwiegler, erbot zu Felde zu gehen, wofür es sich nur als eine Belohnung ausbat, daß die Anzahl seiner

J. d. St. 296.

Tribunen von fünfen bis auf zehn erhöhet würde. Einige von den Senatoren sahen dieses als ein Mittel an, die Zahl ihrer Feinde zu vermehren; aber Cincinnatus, welcher ein reiferes Urtheil über die Sache fällete, versicherte sie, daß es das unfehlbarste Mittel seyn würde, diejenige Macht, welche sie so lange eingeschränkt hätte, zu schwächen; denn wenn ihrer zehn erwählt würden, so hätte man den stärksten Grund zu hoffen, daß man einen Theil derselben auf seine Seite bringen würde, da ein einziger Tribun die Entschließung aller übrigen umwerfen könne. Der Senat gab daher seiner Meynung gerne Beyfall, und benachrichtigte die Tribunen in der Absicht, daß man diese Bewilligung als eine Gefälligkeit ansehen möchte, daß man nach langer Ueberlegung endlich für gut gefunden hätte, in ihr Begehren zu willigen.

Diese Bewilligung schien auf eine Zeitlang das Volk zu befriedigen, aber es war noch kein Jahr verflossen, als die Tribunen, welche anfänglich fest zusammen hielten, noch größere Eingriffe thaten, und es wagten, so gar durch ihre eigene Macht eine Versammlung des Senats anzustellen. Sie verlangten auch, daß es dem Volke erlaubt werden sollte, auf dem Berge Aventinus,

der

der drey Viertelstunde im Umfang hatte, und noch ohne Innhaber war, zu bauen. Dieses ließ sich der Senat, wiewohl erst nach heftigen Streitigkeiten, gefallen, in Hoffnung, daß es ein Mittel seyn würde, die Unruhen, welche sie von der Weigerung des Ackergesetzes befürchteten, zu verhindern. Aber in dieser Hoffnung sahen sie sich betrogen; denn bald nachher erneuerten die Tribunen ihre vorigen Klagen, und ihre Unverschämtheit, und die Streitigkeiten wurden mit so weniger Mäßigung geführt, daß jede Berathschlagung gemeiniglich nicht mit Gründen, sondern mit Schlägen beschlossen wurde. Die Kühnheit dieser Demagogen gieng nunmehr so weit, daß sie sogar den Konsuln selbst einen Tag bestimmten, sich vor dem Volke zu rechtfertigen. Nach reiferer Ueberlegung fanden sie es jedoch für gut eine so unverschämte Anklage aufzugeben; zu gleicher Zeit aber beschlossen sie, in ihren unermüdeten Bemühungen für das Ackergesetz nicht nachzulassen. Es wurde demnach ein Tag angesetzt, an welchem diese wichtige Materie ausgemacht werden sollte; und es fand sich eine große Menge Leute von allen Ständen ein, um entweder ihre Stimme zu geben oder ihre Meynung zu sagen. Die Tribunen redeten weitläuftig von der Gerechtigkeit eines

solchen

solchen Gesetzes; verschiedene von dem Volke erzählten, was für große Dienste sie gethan, und was für nichtswürdige Belohnungen sie dafür erhalten hätten; die ganze Versammlung wurde hierdurch zum Vortheil des Gesetzes eingenommen aber noch mehr, als Siccius Dentatus, ein Plebejer, der schon bey Jahren, aber von bewundernswürdiger Leibesgestalt und kriegrischem Ansehen war, hervortrat, um seine erdulteten Beschwerden und seine Verdienste zu erzählen. Dieser alte Soldat machte sich kein Bedenken, die verschiednen Thaten seiner Jugend zu erheben, und in der That berechtigten ihn seine Verdienste gewissermaßen zur Praleren. Er hatte seinem Vaterlande vierzig Jahre im Kriege gedient; er war dreyßig Jahre Officier gewesen, erst ein Centurio und nachher Tribun; und hatte hundert und zwanzig Schlachten beygewohnt, in welchen er bloß durch die Stärke seines Arms, einer Menge von Menschen das Leben gerettet; er hatte vierzehn Bürger- drey Mauer- und acht goldne Kronen erhalten, und noch außerdem drey und achtzig Ketten, sechzig Armbänder, achtzehen vergoldete Spieße, und drey und zwanzig Pferdedecken, von welchen neune Belohnungen dafür waren, daß er einen Feind im Zweykampf überwunden hatte;

dabey

dabey hatte er fünf und vierzig Wunden, alle vorne und keine einzige hinten bekommen, vornehmlich zwölfe an dem Tage, als das Kapitolium wieder erobert war. Dieses waren seine Ehren; und doch hatte er, ungeachtet alles dessen, nie das geringste von denenjenigen Ländereyen bekommen, die man den Feinden abgenommen hatte; sondern führte noch immer ein dürftiges und verachtetes Leben, indeß andre die nämlichen Ländereyen im Besitz hatten, die er durch seine Tapferkeit erworben, ohne einige Dienste, welche sie zu denselben berechtigten, oder im geringsten etwas zu ihrer Eroberung beygetragen zu haben. Ein so hartes Schicksal machte einen sehr starken Eindruck auf das Volk; es verlangte einmüthig, daß das Gesetz vollzogen, und ein so großes Verdienst nicht unbelohnt bleiben sollte. Vergebens traten einige von den Senatoren auf, um dagegen zu reden; das Geschrey des Volks ließ sie gar nicht zu Worten kommen. Als die Vernunft daher nicht länger gehört werden konnte, so nahm, wie gewöhnlich, die Leidenschaft ihre Stelle ein; und die jungen Patricier stürzten wüthend unter die Menge, zerbrachen die Urnen, worinne man die Stimmen sammelte, und zerstreuten diejenigen, die sich ihnen widersetzten. Sie wurden die-

serwegen einige Zeit nachher von den Tribunen mit einer Geldstrafe belegt; aber ihre Entschlossenheit hintertrieb indessen doch für dießmal das Ackergesetz.

Es ereignete sich gewöhnlich in Rom, daß innerliche Unruhen durch auswärtige Angriffe beruhigt wurden, und die Annäherung der Aequier, welche nur noch vier Meilen von der Stadt entfernt waren, gab auch diesmal der Republik den Frieden wieder. In diesem Kriege erwarb sich Siccius Dentatus, der alte Soldat, welcher die Rede an das Volk gehalten hatte, größere Ehre, als der Konsul, welcher den Sieg erhielt. Er erhielt nämlich Befehl, in der Absicht ihn ums Leben zu bringen, den Feind von einer Seite anzugreifen, wo ihm gar nicht anzukommen war; er that anfangs gegen die Gefahr und die Unmöglichkeit eines so verzweifelten Unternehmens Vorstellungen; allein da ihn der Konsul darauf der Feigheit beschuldigte, so führte er seine achthundert Veteranen auf den Ort zu, mit dem Entschluß, durch seinen Tod ein Muster des Gehorsams abzulegen; wie er in seinem Leben ein Beyspiel der Entschlossenheit gegeben hatte. Das Glück war ihm günstiger, als er erwartet hatte; denn da er einen Weg in das feindliche Lager entdeckte,

welcher

welcher dem Konsul unbekannt gewesen war, so führte er seine Veteranen durch denselben heran; und unterdeß die ganze Armee den Feinden auf der einen Seite zu schaffen machte, griff er ihr Lager auf der andern an, so daß die Römer einen vollkommenen Sieg erfochten. Dentatus unterdeßen, welcher überzeugt war, daß er zu diesem gefährlichen Unternehmen bloß in der Absicht, ihm Tod oder Schande zu bringen, abgeschickt worden, vermochte bey seiner Rückkehr genug, um zu verhindern, daß der Konsul keinen Triumph halten durfte, und es dahin zu bringen, daß er selbst zum Tribun erwählt wurde; ingleichen daß ein Gesetz gemacht wurde, vermöge dessen diejenigen obrigkeitlichen Personen ins künftige bestraft werden sollten, welche ihre Gewalt mißbrauchten, und daß beyde Konsuln wegen ihres Verhaltens gegen ihn eine Geldbuße erlegen mußten. So wurde sowohl durch das Glück als die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patricier jährlich mehr vermindert. Alle ihre Ehren welkten jetzt hinweg; ihre Besitzungen selbst, diese Früchte einer langen Arbeit, ruheten auf sehr schwachen Stützen, und das nächste Lüftchen, welches das Volk erregen würde, drohete sie übern Haufen zu werfen.

Zwölfter

Zwölfter Abschnitt.

Von der Wahl der Decemvirn bis zur Abstellung ihres Amts.

J. d. St. 302. Der römische Staat hatte nun beynahe sechzig Jahre zwischen den streitenden Ständen, woraus er bestand; hin und her geschwankt, bis endlich beyde Partheyen, als wenn sie müde gewesen wären, geneigt waren, von den gegenseitigen Aeußerungen ihrer Ansprüche auszuruhen. Auf das Ackergesetz schien man jetzt wenig zu achten, und alle Feindseligkeiten, die es hervorgebracht hatte, schienen sich zu legen. Aber es ist immer den Menschen eigen gewesen, daß, nach dem Verhältniß der Größe ihrer Besitzungen, stets neue Begierden in ihnen aufsteigen. Die Bürger aller Stände fiengen daher jetzt an, sich über die willkührlichen Entscheidungen ihrer Obrigkeiten zu beklagen, und wünschten, nach einem geschriebenen Gesetzbuche regiert zu werden, welches, da es einem jeden bekannt wäre, dazu dienen könnte, so wohl Ungerechtigkeiten zu verhindern, als sie zu bestrafen. Hierzu vereinigte sich der Se- Senat und das Volk, in der Hoffnung, daß solche Gesetze den Unruhen, welche den Staat so lange zerrüttet hatten, ein Ende machen würden. Man kam

demnach

demnach darinnen überein, daß Gesandten nach den griechischen Städten in Italien und nach Athen geschickt werden sollten, um solche Gesetze von daher zu holen, welche man durch die Erfahrung als die billigsten und nützlichsten befunden hätte. In dieser Absicht wurden drey Senatoren, Posthumius, Sulpicius und Manlius ausgesucht, und Galeeren, der Majestät des römischen Volks gemäß, zu ihrer Ueberfahrt ausgerüstet. Indeß diese außerhalb Landes waren, um diesen Auftrag auszurichten, wurde Rom zu Hause durch eine schreckliche Pest verheeret, und während ihrer Abwesenheit mit einer ganz andern Bekümmerniß, als der Wunsch ihrer Rückkunft erregte, erfüllet. Innerhalb eines Jahres ungefähr ließ die Pest nach, und die Gesandten kamen mit den Gesetzen zurück, die sie aus den civilisirtesten Staaten Griechenlandes und Italiens gesammlet hatten. Diese wurden nachher in zehn Tafeln geordnet, welche mit den beyden andern, welche noch hinzukamen, den berühmten Kodex, welcher die Gesetze der zwölf Tafeln genannt wurde, ausmachen, von denen noch jetzt viele Fragmente übrig sind.

Die Gesandten waren nicht so bald wieder angekommen, als die Tribunen verlangten, daß eine gewisse Anzahl Männer erwählt würde, um die

neuen Gesetze in die gehörige Form zu bringen, und der Vollziehung derselben Gewicht zu geben. Nach langen Streitigkeiten, ob diese Wahl nicht sowohl aus dem Volke mit, als aus den Patriciern angestellt werden sollte, kam man zuletzt dahin überein, daß zehn der vornehmsten Senatoren erwählt werden sollten, deren Gewalt ein Jahr dauern und der Gewalt der Konsuln und Könige gleich seyn sollte, und zwar ohne Appellation; daß alle andere obrigkeitlichen Personen ihre Aemter niederlegen sollten, bis die Gesetze sie wieder auf die gehörige Weise besetzen würden; und daß die neuen Gesetzgeber unterdessen ihr Amt mit allen Zeichen der unterbrochenen Macht der ersteren verwalten sollten. Die erwählten Personen waren Appius und Genucius, die man auf das folgende Jahr zu Konsuln erwählt hatte; Posthumius, Sulpicius und Manlius, die drey Abgesandten; Sextus und Romulius, vormalige Konsuln; und Julius, Veturius und Horatius, drey der angesehensten Senatoren. So bekam die ganze Staatsverfassung auf einmal eine neue Gestalt, und es sollte jetzt der gefährliche Versuch gemacht werden, eine Nation nach Gesetzen, die nach den Sitten und Gewohnheiten einer andern gebildet waren, zu regieren.

Die Decemvirn, welche jetzt eine unumschränkte Macht in Händen hatten, kamen darinnen überein, abwechselnd die Regierung zu verwalten, und daß ein jeder auf einen Tag die Justiz handhaben sollte. Sie machten auch aus, um allen Neid und Anstoß zu vermeiden, daß nur derjenige allein, welcher jedesmal wirklich die Macht in Händen hätte, die Zeichen derselben führen, und daß ein jeder von den übrigen nur einen geringen Bedienten, welcher Accensus hieß, vor sich her gehen haben sollte, um ihn von dem gemeinen Haufen zu unterscheiden.

Diese neue Regierungsform kam dem Volke anfänglich ausnehmend angenehm vor; auch war die Mäßigung der Decemvirn selbst nicht wenig lobenswürdig. Appius besonders erwarb sich die größte Gunst bey dem Volke, sein gefälliges Wesen, seine republikanischen Aeußerungen und seine große Mäßigung machte das Volk seiner Vorfahren, und daß es ehemals bey dem bloßen Namen Appius gezittert hatte, vergessen. Die Decemvirn arbeiteten das erste Jahr mit großem Fleiß: sie mußten nicht allein aus einer großen Mannichfaltigkeit von griechischen Gesetzen eine Auswahl treffen, sondern sie sahen sich auch genöthigt, sich dieselben durch einen gewissen Her-

modorus von Ephesus auslegen zu lassen, da sie selbst die Sprache nicht verstanden; ein starker Beweis, wie wenig weit die Römer damals noch in den feinen Künsten gekommen waren. Endlich aber brachten sie doch, mit Hülfe ihres Auslegers, ein Gesetzbuch zu Stande, welches theils aus denen, die sie aus Griechenland mitgebracht hatten, theils aus den Verordnungen ihrer eignen Könige bestand, und in zehn Tafeln verfasset war. Diese wurden von dem ganzen Volke gebilligt, man ließ sie in Tafeln von Erz eingraben, und an demjenigen Orte des Marktplatzes, welcher am meisten in die Augen fiel, aufhängen, damit sie jedermann lesen könnte.

Da die Decemvirn also ihr Werk vollendet hatten, so erwartete man, daß sie nunmehr ihr Amt niederlegen würden; allein sie hatten einmal die Annehmlichkeiten der höchsten Gewalt kennen gelernt, und wollten sie daher nicht gerne fahren lassen. Sie wandten deshalb vor, daß noch einige Gesetze fehlten, um ihre Absicht zu vollenden, und suchten daher bey dem Senat um eine Verlängerung ihres Amtes an; womit derselbe auch zufrieden war. Die neue Wahl der Decemvirn war hiernächst der Gegenstand der öffentlichen Ueberlegungen. Appius, der heimlich von Begierde nach der höchsten Gewalt brannte, stellte sich, als wenn

er

er der Beschwerden des Amtes ganz müde wäre, und wünschte nur einen geschickten Nachfolger zu bekommen. Dabey aber wandte er unter der Hand alle Mittel und alle bey dem Volke beliebten Kunstgriffe an, von welchen er wußte, daß sie ihm, wenn er sich um das Amt bewürbe, die Wahl versichern würden. Dem zufolge erstaunten seine Amtsgehülfen, als sie ihn an dem Wahltage zuerst auf der Liste derer, die sich zur Wahl angaben, erblickten; und noch mehr, als sie sahen, daß er von dem größten Theil des schwindelnden Volkes, welches seinen Ehrgeiz für Liebe gegen das Volk hielt, erwählt ward. Seine Freunde wurden auch durch seinen Einfluß erwählt. Fabius, Kornelius, Servilius, Minucius, Antonius und Rabulius, welche Patricier waren, nebst den Plebejern Petillius, Oppius und Duellius machten das zweyte Decemvirat aus. Diese drey letztern wurden auf Vermittelung des Appius aus dem Volke genommen, welcher, um sich bey dem Volke beliebt zu machen, anmerkte, es sey sehr billig, daß das Volk Theil daran habe, diejenigen Gesetze anzuordnen, nach welchen dasselbe regiert werden sollte.

Nachdem also Appius wieder in sein hohes Amt eingesetzt war, so wendete er alle seine Gedanken darauf, es furchtbar und immerwährend zu

machen: er wandte sich daher an seine Gehülfen, und da sie alle seine Kreaturen waren, so eröfnete er ihnen sein Vorhaben, die Macht, die man ihm übergeben hatte, zu behalten. Da sie schon vorläufig von ihm unterrichtet waren, so stimmten sie bereitwillig in seinen Vorschlag ein, und verbanden sich durch die feyerlichsten Schwüre, niemals uneinig unter einander zu werden; niemals ihre Macht aufzugeben; und sich niemals der Meynungen weder des Senats noch des Volks zu bedienen, als in Fällen, wo es die äußerste Nothwendigkeit erforderte. Jetzt nahm also das Decemvirat eine ganz andere Gestalt an, als im vorigen Jahre: anstatt daß vorher nur einer von den Steckenbündeln und Beilen begleitet würde, erschien jetzt ein jeder mit diesen Zeichen des Schreckens und der Macht. Anstatt daß sie vorher sanfte, gerechte und gefällige Obrigkeiten gewesen waren, sah sie das Volk jetzt in Ungeheuer von Raubsucht, Ueppigkeit und Grausamkeit verwandelt. Sie bedienten sich bloß der äußerlichen Form der Gerechtigkeit, viele Bürger hinrichten zu lassen, und andere ihres Vermögens zu berauben, oder aus ihrem Vaterlande zu verbannen. Sie stifteten Leute von ihrem Anhange an, welche anklagen und Berichte abstatten mußten, und dann bereit waren, solche Zeugnisse abzulegen,

als

als ihnen anbefohlen war; und diejenigen, welche in irgend einer Rechtssache zu ihrem Rechte zu gelangen, wünschten, hatten keine andere Hoffnung dazu, als wenn sie in ein strafbares Verbündniß mit ihren Richtern traten. So verbreitete sich eine allgemeine Verderbniß über das Volk, indeß die Guten und Weisen sich selbst aus Rom verbanneten, oder innerlich seinen elenden Zustand beseufzeten.

Allein da eine solche Macht nicht lange bestehen konnte, ohne einige von den gewöhnlichen Kunstgriffen des Betruges anzuwenden, deren sich die Tyranney zuweilen bedienen muß, so suchten auch die Decemvirn dem Volke zu zeigen, daß sie ihrer Pflicht eingedenk wären, indem sie noch zwo neue Tafeln von Gesetzen zu den bereits bekannt gemachten hinzufügten, welche, wie wir bereits angemerkt haben, zusammen die Gesetze der zwölf Tafeln ausmachten. Unter diesen letztern befand sich ein Gesetz, welches alle Heirathen zwischen den Patriciern und den Plebejern verbot, wodurch sie den Bruch zwischen den beiden Ständen zu vergrössern hoften, um sich ihre gegenseitigen Feindseligkeiten zu Nutze zu machen. Ihre Absichten waren indeß leicht zu entdecken; aber das Volk ertrug sie mit Geduld, denn die Zeit, da ihr Amt zu Ende gieng, war jetzt vor der Thür, und man erwartete, daß sie alsdann

ihre gemißbrauchte Gewalt niederlegen würden. Allein sie legten die Maske bald ab, und setzten, ohne sich um die Bewilligung des Senats oder des Volks im Geringsten zu bekümmern, aller Ordnung zuwider, im folgenden Jahre das Decemvirat fort. Eine so anstößige und eigenmächtige Aufführung erregte neue Unzufriedenheit, und diese ermangelte nicht, sie zu neuen Beweisen ihrer Tyranney zu reizen.

Die Stadt war, in Betracht aller derer, welche etwas zu verlieren hatten, beynahe eine Einöde geworden, und die Raubsucht der Decemvirn hörte nicht eher auf, als bis sie keine Gegenstände mehr fanden, an denen sie sie auslassen konnten. In diesem Zustande der Sklaverey, des Verbrennens und des gegenseitigen Mißtrauens fand sich kein Bürger, der einen edlen Streich für die Freyheit seines Vaterlandes gewagt hätte. Diese Tyrannen fuhren fort, ohne Einschränkung zu herrschen, indem sie beständig nicht nur von ihren Liktorn allein, sondern auch von einem zahlreichen Haufen von Anhängern, Klienten, und sogar Patriciern, welche ihre Laster in ihr Bündniß gezogen hatten, bewachet wurden.

In dieser traurigen Lage des Staats, erneuerten die Aequier und die Volscier, diese beständigen

Feinde

Feinde der Römer ihre Einfälle, entschlossen sich, die innerlichen Uneinigkeiten des Volks zu Nutze zu machen, und näherten sich, bis auf fünf Stunden, der Stadt. Dieses war ein unerwarteter Streich für die Decemvirn, welche für sich selbst keine Macht hatten eine Armee anzuwerben; und daher ungern bey dem Senat, dessen Berathschlagungen jetzt so lange ausgesetzt waren, Hülfe suchen mußten. Bey diesen dringenden Umständen ward also der Senat endlich zusammenberufen, wobey Appius, in einer vorher ausgedachten Rede, die Angelegenheit, derentwegen sie zusammengekommen wären, vortrug. Er verlangte darauf, daß ein jeder seine Meynung sagen möchte, in der Ordnung, wie er sie aufrufen würde. Valerius aber, des Poplikola Enkel, trat eher auf, als die Reihe an ihn kam; allein Appius, befahl ihm, sich wieder niederzusetzen. Valerius wollte nicht gehorchen, sondern zog mit vieler Heftigkeit gegen die Tyranney der Decemvirn los, und gegen ihre Unverschämtheit, daß sie erwarteten, der Senat, dessen Gewalt sie zerstört hätten, würde jetzt auf Mittel denken, seine Verräther zu unterstützen. Seine Rede wurde von dem Markus Horatius unterstützt, der mit noch größerer Freymüthigkeit ihre schrecklichen Eingriffe in die Rechte ihres Vaterlan-

des, ihre Ungerechtigkeiten, ihre Räubereyen und ihre Grausamkeiten vorstellte. Appius schien anfänglich diese Rede geduldig anzuhören; aber endlich konnten seine Leidenschaften, die schon längst gewöhnt waren, immer befriedigt zu werden, sich nicht länger in den Schranken halten; er brach mit der äußersten Heftigkeit los, rasete gegen diejenigen, die sich ihm widersetzten, und drohete dem Horatius, daß er ihn von dem tarpejischen Felsen herunter stürzen lassen wollte. Alle Senatoren schrien über diese Beeinträchtigung der Freymüthigkeit einer freyen Untersuchung, als den größten Eingriff in ihre Vorrechte und eine unerträgliche Ausübung der Gewalt. Der Decemvir, welcher jetzt seine ungestüme Hitze ein wenig bereuete, suchte sich hierauf zu entschuldigen, indem er sagte, daß er gern alle mögliche Freymüthigkeit bey den Ueberlegungen über die Sache, worauf es jetzt ankäme, verstatten wolle, allein er könne unmöglich eine Rede anhören, welche, ohne den Punkt, worüber man sich berathschlagte, zu berühren, bloß dazu gemacht zu seyn schiene, Aufruhr anzustiften. Er und seine Gehülfen hätten eine uneingeschränkte Gewalt von dem Volke bekommen, bis das große Werk der Gesetzgebung vollendet wäre; bis dahin wären sie entschlossen, sich ihrer Macht in ihrer ganzen

ganzen Ausdehnung zu bedienen, und würden alsdenn dem Volke von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen. Hierdurch gaben sie nun ihre Absichten deutlich genug zu erkennen. Alle Senatoren, die noch nicht von ihnen verdorben waren, vornehmlich Klaudius, des Appius Vaters Bruder, redeten mit Abscheu von ihrem Verfahren; aber viele von den Anwesenden, welche die Decemvirn vorher abgerichtet hatten, und noch andere, welche die Furcht dazu vermochte, bezeigten sich geneigt dem Appius in dem, was er vorschlagen würde, Beyfall zu geben. Er verlangte daher, daß ihm und seinen Gehülfen die Macht gegeben würde, die Armee, welche gegen die Aequier zu Felde gehen sollte, zu werben und zu kommandiren, und es wurde demnach alsobald eine Verordnung des Senats gemacht, welche diesen Vorschlag bestätigte.

Die Decemvirn, welche jetzt im Besitz sowohl der ganzen Kriegsmacht als der bürgerlichen Gewalt waren, theilten die Armee in drey Theile, deren einer mit dem Appius in den Stadt blieb, um sie in Furcht zu halten; die andern beyden wurden von seinen Gehülfen kommandirt, und der eine marschirte gegen die Aequier, der andere gegen die Volscier ab. Die römischen Soldaten

hatten jetzt die Gewohnheit angenommen, die Generale, mit welchen sie nicht zufrieden waren, dadurch zu bestrafen, daß sie sich von den Feinden überwinden liessen. Sie bedienten sich derselben auch bey dieser Gelegenheit, und verließen schändlicher Weise ihr Lager, so bald der Feind sich demselben näherte. Nie ward die Nachricht von einem Siege mit größerer Freude zu Rom vernommen, als die von dieser Niederlage; die Generale wurden, wie es immer geht, wegen der Verrätherey ihrer Leute getadelt; einige verlangten, daß sie abgesetzt werden sollten, andere schrien, man müsse einen Diktator erwählen, um die Truppen zum Siege anzuführen; unter andern aber sagte besonders der alte Siccius Dentatus, der Tribun, seine Meynung mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit; er redete mit vieler Verachtung von den Generalen, und zeigte alle Fehler ihrer Zucht im Lager und ihres Verhaltens im Felde. Appius unterdessen versäumte nichts, um die Gesinnungen des Volks zu beobachten. Dentatus wurde vorzüglich von ihm zur Rache ausersehen; und unter dem Vorwande, ihm eine besondere Ehre zu erweisen, machte er ihn zum Legaten und gab ihm das Kommando über die Truppen, welche zur Ergänzung der Armee aus Rom abgeschickt wurden.

Die

Die Würde eines Legaten wurde bey den Römern für heilig gehalten, da sie das Ansehen eines Generals mit der Ehrfurcht, die man der Priesterschaft schuldig war, vereinigte. Dentatus, welcher seine Absicht gar nicht argwohnte, begab sich unverzüglich ins Lager, wo er mit allen äußerlichen Zeichen der Hochachtung empfangen wurde. Aber die Generale fanden bald Mittel, ihre Rachgier zu befriedigen. Er ward an der Spitze von hundert Mann abgeschickt, um einen bequemen Ort zum Lager auszusuchen, da er die Generale ganz offenherzig versichert hatte, daß ihre gegenwärtige Stellung nichts tauge. Die Soldaten aber, die man ihm zur Begleitung mitgegeben hatte, waren Meuchelmörder; Elende, die sich schon lange von den Decemvirn zu Werkzeugen ihrer Rachgier hatten gebrauchen lassen, und sich auch jetzt anheischig machten, ihn zu ermorden, wiewohl nicht ohne alle die Besorgnisse, welche sein Ruhm, da man ihn den römischen Achilles nannte, in ihnen erregen konnte. Mit diesem Vorhaben führten sie ihn von dem Wege ab in die hohle Vertiefung eines abgelegenen Berges, wo sie ihn von hinten zu anfielen. Dentatus wurde jetzt zu spät die Verrätherey der Decemvirn gewahr, und entschloß sich daher, sein Leben so theuer zu verkaufen,

fen, als er nur könnte. Er stellte sich daher mit dem Rücken gegen einen Felsen und wehrte sich gegen diejenigen, welche am nächsten auf ihn eindrangen. Ob er gleich jetzt schon alt war, so hatte er doch noch nicht alle seine vormalige Stärke und Tapferkeit verloren, und tödtete nicht weniger als funfzehn, und verwundete dreyßig mit eigner Hand. Die Mörder, welche durch seine erstaunliche Tapferkeit in Furcht gesetzt wurden, warfen daher jetzt ihre Wurfspieße aus einiger Entfernung auf ihn, die er alle mit unerschrockener Entschlossenheit auf seinem Schilde auffieng. Das Gefecht, so ungleich es auch eine Zeitlang an der Zahl war, dauerte eine Zeitlang mit zweifelhaftem Erfolge fort, bis endlich die Mörder das Mittel ergriffen, daß sie oben auf den Felsen stiegen, an welchen er sich gelehnt hatte, und von demselben Steine auf ihn herabwarfen. Dieses glückte ihnen; der alte Soldat fiel endlich unter ihren vereinigten Kräften, und zeigte durch seinen Tod, daß er es seiner Tapferkeit und nicht seinem Glücke zu danken hatte, wenn er so ofte siegreich davon gekommen war. Die Decemvirn stellten sich, als wenn sie an der allgemeinen Betrübniß über einen so braven Mann Theil nähmen, und liessen ihn mit den größten militärischen Ehrenbezeugungen begraben; aber

die

die Größe ihrer scheinbaren Betrübniß, mit ihrem bekannten Haß verglichen, machte nur, daß das Volk sie noch mehr verabscheuete. Ein noch abscheulicheres Verfahren, als das vorige, diente dazu, endlich den festen Entschluß in den Bürgern zu erwecken, ihr Joch gänzlich abzuwerfen, und die Freyheit wieder herzustellen.

Appius, welcher noch immer in Rom war, sah eines Tages, als er auf seinem Tribunal saß, und Recht sprach, ein Mädchen von ausnehmender Schönheit in einem Alter von ungefehr funfzehn Jahren, wie es, von einer alten Frau, ihrer Amme, begleitet, in eine von den öffentlichen Schulen gieng. Die Reize dieses Mädchens, welche durch alle die Unschuld der jungfräulichen Sittsamkeit noch erhöhet wurden, erregten zuerst seine Aufmerksamkeit und entflammten seine Begierden. Den folgenden Tag, als sie wieder vorbey gieng, fand er sie noch schöner, als vorher, und seine Begierden wurden noch heftiger entzündet. Er entschloß sich daher jetzt, seine Leidenschaft zu befriedigen, die Folgen davon möchten auch seyn, welche sie wollten, und fand Mittel, den Namen und die Familie des Mädchens zu erfahren. Sie hieß Virginia, und war die Tochter des Virginius, eines Centurio, der sich jetzt bey der Armee im

Lager aufhielt. Sie war mit dem Icilius, der vorher Tribun des Volks gewesen war, verlobt, und dieser gedachte sie, nach Endigung des Feldzuges zu heirathen. Appius war anfangs willens, diese Ehe zu verhindern, und sie selbst zu heirathen; aber die Gesetze der zwölf Tafeln hatten die Heirathen zwischen den Patriciern und den Plebejern verboten, und diesen konnte er nicht zuwider handeln, da er sie selbst angeordnet hatte. Es blieb ihm daher nichts übrig, als ein strafbarer Genuß, welchen er also, da er so lange gewöhnt war, seine Leidenschaften zu befriedigen, fest entschlossen war sich zu verschaffen. Nachdem er sich vergebens Mühe gegeben, die Treue ihrer Amme zu bestechen, so nahm er zu einem andern Hülfsmittel seine Zuflucht, welches noch gottloser war. Er stiftete einen gewissen Klaudius an, der schon lange das Werkzeug seiner Lüste gewesen war, zu behaupten, daß das schöne Mädchen seine Sklavinn sey, und die Sache ihm, wenn er auf seinem Tribunal Gericht hielte, zur Entscheidung vorzutragen. Klaudius spielte seine Rolle vollkommen so, wie es ihm aufgetragen war; er begab sich in die Schule, wo sich Virginia zwischen andern Mädchen befand, bemächtigte sich ihrer, als seines Eigenthums, und wollte sie mit Gewalt wegschleppen, wurde aber durch

das Volk, welches auf ihr Geschrey herbey lief, daran verhindert. Zuletzt, nachdem die erste Hitze der Widersetzung vorüber war, führte er das weinende Mädchen vor das Tribunal des Appius, und trug daselbst seine Ansprüche auf eine sehr scheinbare Weise vor. Er behauptete, sie sey in seinem Hause von einer Sklavin geboren worden, die sie an die Frau des Virginius, welche unfruchtbar gewesen, verkauft habe. Er habe verschiedene sehr glaubwürdige Zeugen, um die Wahrheit dessen, was er sagte, zu beweisen: indessen aber, bis diese zusammen kommen könnten, sey es nicht mehr als billig, daß die Sklavin ihm, als ihrem eigentlichen Herrn, in Verwahrung gegeben würde. Appius schien von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche getroffen zu werden; er sagte, wenn der vermeynte Vater des Mädchens anwesend wäre, so wollte er darein willigen, die Auslieferung des Mädchens noch eine Zeitlang zu verschieben, allein die Gesetze erlaubten es ihm in diesem Falle nicht, sie ihrem rechtmäßigen Herrn vorzuenthalten. Er sprach sie daher dem Klaudius, als seine Sklavin, zu, daß er sie so lange behalten könnte, bis Virginius im Stande seyn würde, zu beweisen, daß er der wahre Vater sey. Dieser Ausspruch wurde mit großem

Geschrey und lauten Vorwürfen von dem Volk aufgenommen; die Weiber besonders versammleten sich um die unschuldige Virginia, als wenn sie dieselbe vor der Wuth des Richters schützen wollten; indeß Icilius, ihr Liebhaber, sich kühnlich widersetzte, und den Klaudius nöthigte, unter das Tribunal des Decemvirs zu flüchten. Alles drohete jetzt einen offenbaren Aufstand, so daß Appius, welcher den Ausgang fürchtete, es fürs Beste hielt, sein Urtheil bis auf die Ankunft des Virginius, welcher damals ungefähr sechs Stunden von Rom bey der Armee war, zu verschieben. D r folgende Tag wurde zur Untersuchung angesetzt; und unterdessen schrieb Appius an die Generale, sie sollten den Virginius festsetzen, weil seine Ankunft in die Stadt nur dazu dienen mögte, einen Aufruhr unter dem Volke anzurichten. Diese Briefe aber wurden von den Freunden des Centurio aufgefangen, die ihm von dem Vorhaben, welches man gegen die Freyheit und die Ehre seiner Tochter gefaßt hätte, umständlichen Bericht abstatteten. Sobald Virginius dieses erfuhr, bat er, unter dem Vorwande, daß ihm ein naher Anverwndter gestorben sey, um Erlaubniß, das Lager zu verlassen, und eilte nach Rom voller Unwillen und

heisser

heisser Begierde nach Rache. Den folgenden Morgen dennoch erschien er mit seiner weinenden Tochter, beide in tiefster Trauer gekleidet, zum Erstaunen des Appius, vor dem Tribunal. Klaudius, der Ankläger, war auch daselbst, und trug zuerst seine Forderungen vor. Er sagte, es sey bekannt, daß die Kinder der Sklaven den Herren ihrer Aeltern gehörten, und Virginia sey in der Sklaverey geboren. Er bemerkte, daß das Mitleiden vielleicht viele bewegen möchte, ihre Ansprüche fahren zu lassen, daß er aber alle geringeren Betrachtungen der Gerechtigkeit aufopfern wollte. Er brachte darauf eine Sklavin hervor, die er bestochen hatte, zu schwören, daß sie die Virginia an die Frau ihres vermeynten Vaters verkauft habe; und schloß seine Ansprüche damit, daß er behauptete, er könnte ihr Zeugniß noch durch viele andere bestätigen, wenn es nöthig wäre. Virginius antwortete hierauf, seine Frau hätte viele Kinder gehabt; eine Menge von Leuten hätten sie in ihrer Schwangerschaft gesehen; wenn er die Absicht gehabt hätte, ein untergeschobnes Kind anzunehmen, so würde er lieber einen Knaben als ein Mädchen genommen haben; es sey jedermann bekannt, daß seine Frau ihr Kind selbst gesäugt habe; und es sey unbe-

greiflich, daßein solcher Anspruch erst jetzt, nachdem schon funfzehn Jahre verflossen wären, vorgebracht würde. Unterdeß, daß der Vater dieses mit einer ernsten unwilligen Miene sagte, stand Virginia ihm zitternd zur Seite, und gab mit Bitten einer überredenten Unschuld seinen Vorstellungen noch mehr Gewicht. Das Volk schien sich schon, auch ohne seine Gründe, hinlänglich mit der Härte seines Schicksals zu begnügen, bis Appius, welcher befürchtete, daß seine Reden gefährliche Eindrücke auf die Menge haben möchten, ihn unterbrach, unter dem Vorwande, daß er von der wahren Beschaffenheit der Sache hinlänglich unterrichtet sey. „Ja, sagte er, mein „Gewissen verbindet mich, zu erklären, daß ich „selbst ein Zeuge von der Wahrheit der Aussage „des Klaudius bin. Der größte Theil dieser Ver„sammlung weiß, daß ich zum Vormunde dieses „jungen Mannes gesetzt ward, und ich erfuhr „sehr bald, daß er ein Recht auf dieses Mäd„chen habe; aber die öffentlichen Geschäffte des „Staats und die Uneinigkeiten des Volks ver„hinderten mich damals, ihm zu seinem Recht „zu verhelfen. Indessen ist es jetzt noch nicht zu „spät; und vermöge der Gewalt, welche mir „zum gemeinen Besten anvertrauet worden, spreche

„ich

„ich die Virginia dem Kläger Klaudius, als sein „Eigenthum, zu. Geht also, Liktorn, treibet das „Volk aus einander, und macht dem Herrn Raum, „daß er seine Sklavin in Besitz nehmen kann.“ Die Liktorn gehorchten ihm, und trieben bald das Volk, das sich um das Tribunal hergedrängt hatte, zurück; und nun bemächtigten sie sich der Virginia, und wollten sie in die Hände des Klaudius überliefern, als Virginius, welcher nun sah, daß alles verloren sey, sich in den Ausspruch zufrieden zu geben schien. Er bat daher den Appius ganz demüthig, daß er ihm doch erlauben möchte, das letzte Lebewohl von derjenigen zu nehmen, die er so lange als sein Kind angesehen hätte, und denn wollte er, zufrieden, mit neuer Munterkeit zu seiner Pflicht zurückkehren. Der Decemvir willigte in diese Bitte, doch mit der Bedingung, daß ihr Abschied in seiner Gegenwart vorgehen sollte. Virginius schloß, von den quälendsten Schmerzen durchdrungen, seine halb todte Tochter in seine Arme, unterstützte eine Zeitlang ihren Kopf auf seiner Brust, und trocknete die Thränen ab, die von ihrem liebenswürdigen Gesichte herabrollten. Endlich griff er aus einer von den Buden, die am Markte waren, und welcher er eben sehr nahe war, von einer Fleischerbank ein Messer, und rief

seiner Tochter zu: „Mein geliebtestes verlornes „Kind, dieß allein kann deine Ehre und Freyheit „retten.“ Mit diesen Worten stieß er ihr das Messer in die Brust, hielt es darauf von dem Blute seiner Tochter rauchend in die Höhe, und rief: „Appius, bey diesem Blute der Unschuld weihe „ich deinen Kopf den Göttern der Hölle.“ Indem er dieses sagte, rennt er, das blutige Messer in der Hand, und jedem, der sich ihm widersetzen würde, den Tod drohend, durch die Stadt, rief dem Volke wüthend zu, es sollte für seine Freyheit die Waffen ergreifen, und eilte sodann ins Lager, um in der Armee eine gleiche Flamme zu entzünden.

Er kam nicht so bald, von einem Haufen seiner Freunde begleitet, ins Lager, als er die Armee von allem, was vorgegangen sey, unterrichtete, wobey er zugleich das blutige Messer immer in der Hand hielt. Er bat sie und die Götter um Vergebung, daß er eine so unmenschliche That verübt habe, schrieb aber alles der schrecklichen Noth der Zeiten zu. Er beschwur sie bey dem Blut, welches ihm theurer sey, als sein eignes, ihr sinkendes Vaterland zu retten; indem er bemerkte, daß kein Soldateneid sie gegen Anführer verbinden könnte, die insgesammt unrechtmäßige Tyrannen wären,

und

und auf keine wahre Gewalt Anspruch machen konnten. Die Armee, welche schon vorher zu einem Abfall geneigt war, bezeugte mit großem Geschrey ihren Beyfall, brach aus dem Lager auf, ließ ihre Generale im Stiche, und postirte sich wieder auf den aventinischen Berg, wohin sie sich vor ungefähr vierzig Jahren auch begeben hatte. Die andere Armee, welche gegen die Sabiner hatte agiren sollen, schien einen gleichen Unwillen zu empfinden, und kam in großen Haufen zu ihr über.

Appius that unterdessen alles, was er konnte, um den Unruhen in der Stadt zu wehren; da er aber fand, daß der Aufruhr unmöglich gestillt werden konnte, und daß seine beyden tödlichsten Feinde, Valerius und Horatius, am geschäftigsten waren, ihm Widerstand zu thun, so war er anfangs willens durch die Flucht Sicherheit zu suchen; endlich aber wagte er es doch, durch den Oppius, einen seiner Gehülfen aufgemuntert, den Senat zu versammeln, und drang darauf, daß alle diejenigen, welche von den Decemvirn abgefallen waren, bestraft würden. Der Senat aber war weit entfernt, ihm die Unterstützung, um welche er ansuchte, zu leisten; er sah die Gefahren und das Elend vorher, welches

der Stadt bedrohete, im Fall man sich der erbitterten Armee widersetzte; und schickte daher Abgesandten an dieselbe ab, welche ihr die Wiederherstellung der alten Regierungsform anbieten mußten. Diesem Vorschlage gab das ganze Volk voller Freuden seinen Beyfall, und die Armee kehrte mit willigem Gehorsam fröhlich, wenn gleich nicht mit den Zeichen, doch mit dem Vergnügen eines Triumphs, in die Stadt zurück.

So endigte sich das Decemvirat, nachdem es keine volle drey Jahre gedauert hatte. Ich habe das Gemälde ihrer Regierung nach den römischen Geschichtschreibern entworfen, mit allen den bittern Beschuldigungen, welche sie gewöhnlich gegen dieselbe vorbringen. Wenn sie indessen in irgend einem Theile ihrer Geschichte ein offenbares Vorurtheil verrathen, so thun sie es hier. Die Vorwürfe der Räubereyen und des Mordes, welche sie den Decemvirn machen, bleiben alle, einen oder zween ausgenommen, nur beym Allgemeinen stehen, und was sie davon anführen, scheint nicht ganz einen so hohen Grad des Unwillens zu verdienen. Aber die Gränzen, die ich mir in diesem Werke vorgezeichnet habe, sind zu kurz, als daß ich mich in eine Untersuchung ihrer Wahrhaftigkeit einlassen könnte, und vielleicht

ist es auch, bey einer so grossen Entfernung der Zeit, am weisesten gehandelt, wenn man die Nachrichten so annimmt, als sie uns von den gleichzeitigen Geschichtschreibern überliefert worden, und nicht affektirt einen besondern Scharfsinn darinn zu zeigen, daß man sich bemühet, eine Sache, die viele Jahrhunderte hindurch für eine ausgemachte Wahrheit gehalten worden, aufs neue zu berichtigen. Alles, was ich hier noch anmerken kann, ist, daß die Gesetze, welche diese zehn Männer bekannt machten, für eine vortrefliche Sammlung gehalten wurden; und auch in den folgenden Zeiten haben sie immer, sowohl in Rom als in dem größten Theil von Europa, selbst bis auf den heutigen Tag, in dem größten Ansehen gestanden.

Dreyzehnter Abschnitt.

Von der Vertreibung der Decemvirn bis zur Verbrennung der Stadt Rom durch die Gallier.

Nachdem sich das Volk also von einem Joche, welches es sich selbst aufgebürdet, befreyet hatte, erwählte es den Valerius und Horatius zu Konsuln auf den fol- J. d. St. 304.

genden Theil des Jahrs; und den Virginius und Icilius zu Tribunen. Die Bestrafung der Decemvirn war das erste, was die Aufmerksamkeit dieser bey dem Volke so beliebten Obrigkeiten beschäftigte; und sie bestimmten dem Appius einen Tag, an welchem er sich gegen die Anklagen der Tyranney und des Mordes verantworten sollte. Oppius, einer von seinen Gehülfen, der nach ihm die größte Schuld auf sich geladen hatte, wurde ebenfalls angeklagt; aber beide sahen gar zu wohl vorher, was sie sowohl von den Richtern, die ihre erklärten Feinde waren, als von dem Volke, welches sie nur gar zu ofte gegen sich aufgebracht hatten, für Gnade zu erwarten hätten. Sie entschlossen sich daher, derjenigen Wuth, welcher sie nicht entgehen konnten, zuvor zu kommen, und brachten sich beide selbst im Gefängniß ums Leben. Die andern achte verbannten sich selbst von freyen Stücken aus Rom; und Klaudius, der vorgegebene Herr der Virginia, wurde nach ihnen daraus vertrieben. So verfolgte die Nachbegier der Tribunen diese Männer, welchen sie den Untergang geschworen hatten, und schienen mit diesen Strafen noch nicht zufrieden zu seyn. Sie waren im Begriff, es denen, die sie der Grausamkeit wegen abgesetzt hatten, selbst an Wuth zuvor zu thun;

und

und der Senat fieng schon an zu zittern, als er sah, daß so viele von seinen Mitgliedern dem Untergange geweihet waren. Aber Duilius, einer von den Tribunen, welcher mehr Mäßigung besaß, als die übrigen, benahm ihnen ihre Furcht, indem er öffentlich erklärte, es sollte kein Blut mehr bey dieser Gelegenheit vergossen werden; man habe den Tod der Virginia genugsam gerächet, und er wolle nicht, daß man noch weitere Verfolgungen dieserwegen anstelle.

Dieses stellte den Senat fürs erste gewissermaßen zufrieden; allein er fand bald neue Ursachen, ungehalten zu werden. Die beyden neuen Konsuln schienen die Sache der Patricier gänzlich verlassen zu haben, und eben so popular als die Tribunen selbst, bloß darauf zu denken, die Wünsche des Volks zu erfüllen. Sie machten ein Gesetz, vermöge dessen ein jeder Plebejer, nach seiner besondern Fähigkeit in alle Wahlen und öffentlichen Berathschlagungen, sie möchten seyn, von was für Art sie wollten, eben so viel Einfluß haben sollten, als irgend einer von den Patriciern; welches endlich allem Unterschiede zwischen ihnen ein Ende machte. Ein Gesetz, welches der Gewalt des Senats so nachtheilig war, erregte, wie man leicht denken kann, eine Begierde, die Konsuln zu demü-

demüthigen, welche bloß die Absicht hatten ihren eignen Einfluß durch die Unterdrückung des Senats zu vergrößern. Hierzu bot sich bald eine Gelegenheit an; denn die Konsuln, welche gegen die Aequier und Sabiner zu Felde gezogen waren, erfochten einen vollkommnen Sieg, und forderten dafür einen Triumph. Der Senat war entschlossen, ihnen denselben nicht zu verstatten, und erklärte sie für unwürdig, diese Ehre zu erhalten. Die Konsuln apellirten an das Volk, beklagten sich sehr heftig über den Senat, und wirkten bloß auf das Ansehen des Volks ein Gesetz aus, wodurch ihnen der Triumph zuerkannt wurde. So fuhren die beyden Stände des Staats einige Jahre lang fort, sich immer andern zu widersetzen; die Patricier vertheidigten den geringen Schatten von Vorzug, der ihnen noch übrig war; und das Volk that täglich neue Forderungen, da seine Begierden immer stärker wurden, je mehr man ihm zugestanden hatte.

Unterdessen brachten diese innerlichen Unruhen eine Schwäche in dem Staat, und eine grössere Zuversicht bey den auswärtigen Feinden hervor. Die Kriege mit den Aequiern und Volsciern dauerten noch immer fort, und da sie jährlich einige unbeträchtliche Vortheile über die Römer erhielten,

so giengen sie endlich so weit, daß sie bis vor die Mauern von Rom streiften. Aber nicht allein die Tapferkeit der Römer schien durch diese Streitigkeiten vermindert zu seyn, sondern auch ihre andern Tugenden, vornehmlich ihre Gerechtigkeit. Um diese Zeit hatten die Einwohner zwoer benachbarten Städte, Ardea und Aricia, einen Streit über gewisse Ländereyen, auf welche sie beyde schon lange Ansprüche gemacht hatten. Endlich, da sie gar nicht eins werden konnten, trugen sie dem Senat und dem Volke von Rom die Sache zur Entscheidung vor. Der Senat hatte noch nicht allen Grundsätzen der alten römischen Gerechtigkeit abgesagt, und weigerte sich, den Streit zu entscheiden. Allein das Volk übernahm die Sache ohne Umstände; und da ein gewisser Skaptius, ein alter Mann, sagte, daß eben diese Ländereyen von Rechts wegen den Römern zugehörten, so erklärte er sich selbst, durch die Mehrheit der Stimmen für den rechtmäßigen Besitzer, und schickte die beyden streitigen Partheyen, völlig überzeugt, daß sie selbst thöricht und die Römer ungerecht gehandelt hätten, nach Hause.

Die Tribunen erregten nun immer noch mehr Unruhen; und da sie schon den vornehmsten Antheil an der Verwaltung einiger Theile der Regierung

rung mit bekommen hatten, so konnten sie nicht eher ruhen, bis man ihnen auch ihren Theil an dem Ganzen einräumte. In dieser Absicht also brachten sie zwey Gesetze in Vorschlag; das eine, daß es den Plebejern erlaubt seyn sollte, sich mit den Patriciern zu verheirathen; und das andere, daß es ihnen erlaubt seyn sollte, auch das Konsulat zu verwalten. Die Senatoren nahmen diese Vorschläge mit ihrem gewöhnlichen Unwillen auf, und schienen entschlossen zu seyn, eher das Aeußerste zu erdulden, als in ihre Anordnung zu willigen. Allein, da sie fanden, daß ihre Widersetzung die Unruhen des Staats nur vergrößerte, so ließen sie sichs endlich doch gefallen, in das Gesetz die Heirathen betreffend, zu willigen, in der Hoffnung, daß diese Bewilligung das Volk zufrieden stellen würde. Aber es ließ sich dadurch nur auf eine sehr kurze Zeit besänftigen; denn bey einer Annäherung des Feindes fieng es alsobald wieder an, von seiner alten Gewohnheit Gebrauch zu machen, indem es sich weigerte, Kriegsdienste zu thun. Die Konsuln sahen sich also genöthigt, mit den Vornehmsten des Senats eine Privatversammlung zu halten; wo, nach vielen Debatten, Klaudius ein Mittel vorschlug, welches aller Wahrscheinlichkeit nach das Volk bey der jetzigen Lage

der

der Sache am ersten zufrieden stellen würde. Dieses bestand darinne, nicht das Konsulat zu beflecken, dadurch, daß man es in die Hände des Volkes kommen ließe; sondern, sechs oder acht obrigkeitliche Personen anstatt der Konsuln zu erwählen, von denen die Hälfte wenigstens Patricier seyn sollten. Dieser Vorschlag, welcher nur eine kahle Ausflucht war, und wodurch dem Volke in der That dasjenige zugestanden wurde, was es verlangte, erhielt den Beyfall der ganzen Gesellschaft; und damit es nicht scheinen möchte, daß etwas vorher unter ihnen abgemacht wäre; so nahmen sie die Abrede, daß bey der nächsten öffentlichen Versammlung des Senats die Konsuln ihrer ordentlichen Gewohnheit zuwider, zuerst den jüngsten Senator um seine Meynung fragen sollten; da sie vorher immer zuerst den ältesten fragten. Als der Senat zusammen kam, so beschuldigte sie einer von den Tribunen, daß sie geheime Zusammenkünfte anstellten, und gefährliche Anschläge gegen das Volk anzettelten. Die Konsuln betheurten dagegen ihre Unschuld; und um ihre Aufrichtigkeit zu beweisen, gaben sie einem jeden von den jüngern Mitgliedern des Hauses Erlaubniß, zuerst seine Meynung zu sagen. Da diese aber still schwiegen, so traten einige von den ältern

tern Senatoren, deren Popularität bekannt war, zuerst auf, und erklärten, daß man dem Volke seine Bitte bewilligen müsse; daß niemand mehr verdiente Gewalt zu besitzen, als diejenigen, die das mehreste thäten, um sie zu erwerben; und daß die Stadt nicht eher völlig frey wäre, als bis alle Bürger zu einer vollkommnen Gleichheit gebracht würden. Hiernächst trat, der genommenen Abrede gemäß, Appius Klaudius auf, und wiewohl er im Grunde geneigt war, die Wünsche derer, welche vor ihm geredet hatten, erfüllt zu sehen, so redete er doch, um seine Absichten zu verbergen, mit vieler Heftigkeit und Erbitterung gegen das Volk, und sagte, seiner Meynung nach, dürfte das Gesetz nicht zugestanden werden. Dieses erregte einige Unruhen unter dem Volke. Aber endlich that Genucius, gleich als wenn er das Mittel zwischen dem Senat und dem Volke halten wollte, der Abrede gemäß, den Vorschlag, daß man sechs obrigkeitliche Personen, welche eben die Gewalt hätten, als die Konsuln, auf ein Jahr lang erwählen sollte, drey aus dem Senat, und drey aus dem Volke; und daß man nachher, wenn die Zeit ihrer Regierung verflossen wäre, sehen könnte, ob man besser thäte, dieses Amt fortzusetzen, oder das Konsulat auf seinen alten Fuß wieder herzustellen.

zustellen. Dieser Vorschlag wurde mit größter Begierde von dem Volke angenommen, weil er ihm etwas Neues versprach, und den Plebejern Erlaubniß gegeben ward, sich um dieses neue Amt zu bewerben. Und doch war das Volk so unbeständig, daß es keinen einzigen von den vielen Plebejern, die sich bewarben, dieser Ehre würdig hielt, sondern seine Wahl allein auf die Patricier fiel, die sich angeboten hatten. So sollte also jetzt eine neue Regierungsform versucht werden, indem das Volk eine Veränderung für eine Verbesserung hielt. Diese neuen Magistratspersonen nannte man Kriegstribunen; zuerst waren ihrer nur drey, nachher wurden sie bis auf vier, und endlich bis auf sechs vermehrt. Sie hatten die Gewalt und die Zeichen der Konsuln, weil aber ihre Macht unter mehrere getheilt war, so hatte ein jeder besonders weniger zu sagen. Die ersten, welche erwählt waren, blieben nur drey Monate in ihrem Amte, weil die Augurn in den Ceremonien ihrer Wahl einige Fehler gefunden hatten.

J. d. St. 310.

Da also die Kriegstribunen abgesetzt waren, so wurden wieder Konsuln erwählt; und um die Last ihrer Geschäffte zu erleichtern, so ordnete man ein neues Amt an, nämlich Censorn welche alle

fünf Jahre erwählt werden sollten. Ihre Verrichtungen waren, daß sie eine Schätzung von der Anzahl und dem Vermögen der Bürger aufnahmen, und sie unter ihre besondern Klassen vertheilten; daß sie auf das Leben und die Sitten ihrer Mitbürger Acht hatten; daß sie diejenigen von den Senatoren, welche sich schlecht aufführten, heruntersetzten; daß sie in eben dem Falle die Ritter ihrer Würde beraubten, und die Plebejer aus ihrer Tribus in eine geringere versetzten. Die beyden ersten Censorn waren Papirius und Sempronius, beyde Patricier; und aus diesem Stande wurden sie auch nachher beynahe hundert Jahre hindurch, beständig erwählt.

Diese neue Wahl diente dazu, den Frieden auf eine Zeitlang zwischen den Ständen wieder herzustellen, und ein Triumph, welchen der Konsul Geganius über die Volscier erhielt, vermehrte noch die allgemeine Zufriedenheit, die unter dem Volke herrschte. So wie man von den Griechen sagte, daß ein Sieg bey den olympischen Spielen den Sieger zu dem höchsten Gipfel des menschlichen Glanzes erhob, so kann man von den Römern sagen, daß ein Triumph die höchste Ehre war, von welcher sie einen Begriff hatten. Seinetwegen fochten die Generale nicht weniger als für das

Wohl des Staats; und auch das Volk, wenn es mit einem solchen Schauspiel unterhalten wurde, vergaß sein eignes Elend in einer eiteln Einbildung von der Herrlichkeit seines Vaterlandes.

Diese Stille indessen währte nicht lange; denn einige Zeit nachher, da eine Hungersnoth die Armen sehr hart bedrückte, wurden die gewöhnlichen Klagen gegen die Reichen wieder erneuert; und da diese, wie vorher, umsonst waren, so erregten sie neue Aufruhre. Man beschuldigte die Konsuln der Nachläßigkeit, daß sie nicht einen hinreichenden Vorrath von Getraide aufgeschüttet hätten; diese aber achteten das Murren des Volks nicht, zufrieden, daß sie alles mögliche thaten, um der dringenden Noth abzuhelfen. Aber ungeachtet sie sich alle Mühe gaben, die man nur von sorgfältigen und fleißigen Obrigkeiten erwarten kann, um Vorrath herbey zu schaffen und ihn unter die Armen zu vertheilen; so that es ihnen doch Spurius Mälius, ein reicher Ritter, welcher alles Korn aus Tuskanien aufgekauft hatte, weit an Freygebigkeit zuvor. Dieser Demagoge, welcher lange Zeit den Streitigkeiten des Staats zugesehen hatte, war dadurch insgeheim von der Begierde angeflammt, sich durch seine Uneinigkeiten mächtig zu machen. Er theilte daher täglich

J. d. St. 313.

große Quantitäten von Getraide unter die Armen aus, bis endlich sein Haus der Zufluchtsort aller dererjenigen wurde, welche ein arbeitsames Leben gegen eine mäßige Abhängigkeit zu vertauschen wünschten. Da er sich auf diese Weise eine hinlängliche Anzahl von Anhängern verschaffet hatte, so ließ er eine große Menge von Waffen aufkaufen und bey Nachtzeit in sein Haus bringen, und entwarf den Plan einer Verschwörung, wodurch er sich selbst zum Oberherrn machen wollte, unterdeß einige von den Tribunen, die er bestochen hatte, ihm behülflich seyn sollten, sein Vaterland der Freyheit zu berauben. Minucius, welcher um diese Zeit für die Bedürfnisse des Volkes zu sorgen hatte, entdeckte bald den Anschlag, der gegen die Freyheit des Staats gemacht war, und gab dem Senat Nachricht davon. Man entschloß sich daher augenblicklich, einen Diktator zu erwählen, welcher die Macht haben sollte, die Verschwörung zu unterdrücken, ohne eine Appellation an das Volk zu verstatten. Cincinnatus, welcher jetzt achtzig Jahr alt war, wurde noch einmal erwählt, um sein Vaterland aus der bedrohenden Gefahr zu erretten. Das erste, was er that, war, daß er den Mälius vor sich fordern ließ, welcher aber, weil er glaubte, daß ihn das Volk hinlänglich unter-

stützen

stützen würde, sich weigerte zu gehorchen. Hierauf sandte er den Ahala, seinen Magister Equitum, ab, um ihn mit Gewalt herzubringen. Dieser gieng zu ihm, da er sich eben auf dem Markte befand, drang darauf, daß er ihm zum Tribunal des Diktators folgen sollte, und da er sich weigerte, brachte er ihn auf der Stelle ums Leben. Der Diktator lobte die Entschlossenheit des Ahala, und ließ darauf die Güter des Mälius verkaufen, sein Haus niederreissen und seinen Vorrath von Getraide unter das Volk austheilen.

Die Tribunen des Volks waren voller Unwillen über den Tod des Mälius; und um einigermaßen den Senat bey der nächsten Wahl dafür zu strafen, so bestanden sie darauf, daß anstatt der Konsuln wieder Kriegstribunen erwählt werden sollten. Der Senat sah sich genöthigt, dieses zuzugeben; und obgleich die Plebejer das Recht hatten, an diesem Amte mit Theil zu haben, so wurden doch, wie bey der vorigen Wahl, wieder drey Patricier erwählt. Das folgende Jahr indessen kam die Regierung wieder auf ihren alten Fuß, indem man wieder Konsuln erwählte.

J. d. St. 315.

Während dieser Streitigkeit fuhren die Vejenter und die Volscier fort, wie gewöhnlich Ein-

fälle in das römische Gebiet zu thun, und die römischen Bundsgenossen selbst fiengen an, in ihrer Treue wankend zu werden. Fidenä, eine alte Kolonie, welche den Römern gehörte, fiel an den Tolumnius; den König der Vejenter, ab; und, um ihr Verbrechen noch größer zu machen, tödteten sie die Gesandten, welche an sie abgeschickt waren, um sich wegen ihrer Untreue zu beklagen. Um eine solche Aufführung desto exemplarischer zu rächen, ernannte man einen Diktator, und die Wahl fiel auf den Mamerkus Aemilius. Dieser erhielt einen Sieg über die Vejenter, in welchem ihr König getödtet wurde, und kehrte darauf mit allen Ehrenzeichen eines Triumphs, welcher durch die Spolien eines Königs noch ansehnlicher wurde, nach Rom zurück.

Es sollte scheinen, als wenn der Senat und die Konsuln jetzt nichts mehr für sich selbst thun können, sintemal wir finden, daß sie im folgenden Jahre schon wieder einen Diktator machten, um ihn einer gedrohten Verschwörung der vejentischen Nationen entgegen zu stellen. Servilius Priskus wurde zu dieser hohen Würde erwählt. Im folgenden Jahre lesen wir von dem Aemilius, welcher erst ganz kurze Zeit vorher Diktator gewesen war, daß er aufs neue erwählt worden. Da es

ihm

an auswärtigen Verrichtungen fehlte, so entschloß er sich, doch wenigstens zu Hause etwas zu thun, und verordnete daher, daß das Censorat, welches vorher auf acht Jahre gesetzt war, nur anderthalb Jahre dauern sollte; wofür die Censern ihm bald nachher, als er sein Amt niedergelegt hatte, eine Geldstrafe auflegten, und ihn herunter setzten. Eine solche Aufführung erregte den Unwillen des Volks; und es wurden daher in der Folge nicht Konsuln, sondern Kriegstribunen erwählt. Vier Jahre nachher wurden die Konsuln wieder eingeführt, und da die Aequier einen Einfall droheten, so erwählte man den Posthumius Tubero zum Diktator, welcher seine Diktatur mit einem Triumph beschloß. Vier Jahre nachher wurden wieder Kriegstribunen erwählt, und ihr schlechtes Glück im Kriege nöthigte das Volk, den Aemilius zum drittenmal zum Diktator zu machen, welcher einen zweyten Triumph erhielt. Hiernächst dauerten die Kriegstribunen noch zwey Jahre fort; darauf wählte man Konsuln, und denn wieder Tribunen; und so schwankte der Staat beständig zwischen den beyden Ständen, länger als funfzehn Jahre; während welcher Zeit fast nichts erhebliches, weder auswärts noch zu Hause, vorgieng; der Senat schien alle

J. d. St. 320.

J. d. St. 326.

seine Gewalt, und das Volk alle seine kriegerischen Tugenden verloren zu haben. Der erstere, welcher alle Reichthümer des Staats im Besitz hatte, schien gerne alle seine Vorrechte hingeben zu wollen, wenn er nur sein Eigenthum vor dem Ackergesetze in Sicherheit stellen könnte; und das Volk verschwendete so viel Zeit damit, die Reden seiner Tribunen anzuhören, daß es darüber arm, mißvergnügt und lärmend wurde. So oft man von der Annäherung eines Feindes redete, wurde die Gefahr so sehr vergrößert, entweder durch die Furcht oder wirkliche Schwäche des Staats, daß das verzweifelte Mittel, einen Diktator zu erwählen, das einzige war, welches man dagegen gebrauchen konnte. So daß wir in einer Zeit von zwanzig Jahren mehr als zehnmal finden, daß das Volk seine Freyheit, seine Güter und sein Leben einem seiner Mitbürger anvertrauete, und bloß seinen Tugenden die Erhaltung derselben zu verdanken hatte. Also wurde nach dem Aemilius wieder der Servilius Priskus, dessen wir schon damals als Diktator erwähnt haben, erwählt, und nach ihm der Kornelius Kossus. Es ist wahr, diese unumschränkten Obrigkeiten stellten einigermaßen die Zucht in der Armee wieder her, und vergrößerten das Gebiet

J. d. St. 335. 345.

biet

diet des Staats; aber es hieß doch die Eroberungen zu theuer erkaufen, daß man alles, was das Leben Schätzbares hat, darum hingab. Die übeln Wirkungen ihrer unumschränkten Macht wurden indessen erst viele Jahre nachher entdeckt; jetzt schien es dem Senat sehr angenehm zu seyn, aus seinem eignen Mittel eine Obrigkeit zu erwählen, welche das Volk in Furcht setzen konnte: das Volk auf der andern Seite war stolz darauf, einem Oberhaupte zu folgen, welches sie gewöhnlich zum Sieg und zur Beute anführte; denn die Diktatorn theilten gemeiniglich die Beute aus den eroberten Städten unter dasselbe aus, um ihre Gunst bey dem Volke zu vergrössern. So schien die Plünderung der Stadt Auxur, welche den Volsciern weggenommen war, es mit einem neuen Geist zu beseelen; allein dieses dauerte nicht länger, als bis neue Bedürfnisse auch neue Unterstützung foderten.

Dieser unruhige Zustand dauerte noch eine lange Zeit fort: die Partheyen wurden täglich stärker, und die Regierung schwächer; die Tribunen des Volks machten die Trennung zwischen den Ständen des Staats beständig noch größer, und gaben ihre Ausgelassenheit für Freyheit aus. Endlich aber fiel der Senat auf ein Mittel, welches

sehr vieles dazu beytrug, seine Macht zu vermehren, und zu gleicher Zeit dem Volke sehr angenehm war, ob man gleich gestehen muß, daß es dazu diente, den großen Verfall der alten römischen Tugenden zu zeigen. Die Bürger, welche zu Felde giengen, hatten bisher umsonst für ihr Vaterland gefochten; sie waren Ackerleute und Soldaten zugleich; eben die Hand, welche in der einen Zeit das Schwerdt zog, sah man in einer andern den Pflug führen; und sie waren genöthigt, sich nicht nur mit ihren eignen Waffen, sondern auch mit ihrem Unterhalte während des Feldzuges zu versehen. Diese Beschwerlichkeiten ließen sie sich indessen doch gerne gefallen, da sie die Hoffnung der Plünderung und die Ehre, im Triumph zurück zu kehren, als eine überflüßige Belohnung ansahen. Und doch ereignete es sich oft, wenn der Feldzug lange dauerte; daß ihre kleinen Aecker ungebauet liegen blieben, und sie selbst dadurch nachher in die äußerste Noth gebracht wurden. Daher sahen sie sich dann genöthigt, Schulden zu machen, und daher kam das mannichfaltige Heer von Erpressungen, Wucher und kleinen Grausamkeiten, deren die Schuldner sich bedienten, um das Volk zu unterdrücken. Um diesen Uebeln abzuhelfen, entschloß sich der Senat einmüthig,

müthig, die Truppen aus der Schatzkammer zu besolden; und in dieser Absicht setzte er eine neue Auflage fest, von welcher kein Bürger ausgenommen war. Diese Anordnung gab der römischen Methode Krieg zu führen gewissermaßen eine neue Gestalt; indem dasjenige, was man vorher Einfälle nennen konnte, jetzt regelmäßige und verlängerte Feldzüge waren. Der Senat brauchte jetzt nicht länger den Tribunen verpflichtet zu seyn, wenn er eine Armee anwerben wollte, weil das Volk, da es eine sichere Belohnung erhielt, ganz willig war. Nichts konnte daher größer seyn, als seine Freude bey dieser Gelegenheit; es umringte das Rathhaus mit großen Zurufungen, es erbot sich, den versammelten Vätern zu folgen, wohin sie es nur führen würden, und versprach, niemals wieder gegen sie zu murren.

Nachdem der Senat also mit dem Volke wieder ausgesöhnt, und Herr der Armee geworden war, die er so lange im Felde halten konnte, als er es für nöthig hielt, so beschloß er, sich an den Vejentern aufs nachdrücklichste zu rächen, und ihre Hauptstadt zu belagern, wenn gleich dieser Versuch ihre eigne in Gefahr bringen sollte. Die Stadt Veji war lange Zeit ein blühender, starker und fruchtbarer Ort J. d. St. 347.

gewe-

gewesen; sie war auf einem steilen Felsen gelegen und mit einer großen Anzahl entschlossener und muthiger Vertheidiger versehen. Sie hatte vor kurzem ihre Regierungsform aus einer republikanischen in eine königliche verwandelt; und diese Veränderung, welche ihren Bundsgenossen mißfiel, trug nicht wenig dazu bey, daß sie geduldig zusahen, wie sie von der römischen Armee umringt wurde. Die Römer hatten in der That alle mögliche Ursache, aufgebracht zu seyn. Die Vejenter waren schon lange die Nebenbuhler der Römer gewesen; sie hatten sich immer ihre innerlichen Uneinigkeiten zu Nutze gemacht, um ihr Gebiet zu verheeren, und waren sogar ihren Gesandten, die sie an sie abgeschickt hatten, um sich über diese Beleidigungen zu beklagen, schimpflich begegnet. Es schien daher jetzt fest beschlossen zu seyn, daß Veji, es möchte kosten, was es wolle, fallen sollte; und die Römer fiengen also an, es förmlich zu belagern, da es zu einem langen und mühsamen Widerstande bereit war. Die Stärke des Orts kann man aus der Dauer der Belagerung, welche zehn Jahre währte, abnehmen; während welcher Zeit die Armee beständig vor der Stadt kampirte, indem sie sich im Winter in Zelten von Thierhäuten aufhielt, und im Sommer die Ope-

rationen der Belagerung fortsetzte. Das Glück war sehr abwechselnd, und die Generale, welche nach einander die Anführung der Belagerung hatten, sehr verschieden; oft wurden alle Werke der Belagerer zerstört, und viele von ihren Leuten durch Ausfälle aus der Stadt ums Leben gebracht; zuweilen litten sie nicht wenig durch eine vejentische Armee, welche von außen her Hülfe bringen wollte. Eine so blutige Belagerung, die unaufhörlich so viel Leute wegnahm, schien Rom selbst eine Entvölkerung zu drohen; so daß man sich genöthigt sah, ein Gesetz zu machen, daß alle Unverehelichten die Wittwen der umgekommenen Soldaten heirathen sollten. Die Tribunen des Volks ermangelten auch nicht, dieses große Unternehmen durch ihr beständiges Murren und ihre Geschicklichkeit zu Hause Uneinigkeiten anzustiften, noch mehr zu erschweren. Sie tadelten die Generale, und wollten nicht zugeben, daß die Auflage, von welcher die Armee besoldet werden mußten, gehoben würde; und um dem Senat noch mehr zu schaffen zu machen, fiengen sie an, das Ackergesetz aufs neue in Vorschlag zu bringen. Solche Uneinigkeiten unter den Römern, und eine so große Hartnäckigkeit auf Seiten der Vejenter, kühlten die hitzigen Erwartungen des Senats ein

wenig

wenig ab; er zitterte für die Folgen so vieles Blutes und Geldes, welches unnützer Weise um eine Belagerung verschwendet seyn würde. Um daher noch einen entscheidenden Streich zu wagen, ehe er sein Lieblingsvorhaben fahren ließ, erwählte er den Furius Kamillus zum Diktator, und übertrug ihm volle Gewalt, den langwierigen Krieg nach seinem Gefallen einzurichten. Kamillus war ein Mann, der sich ohne alle Intrique oder Bewerbung zu den höchsten Ehren im Staat empor geschwungen hatte; er war vor einiger Zeit einer von den Censorn geworden, und wurde als das Haupt dieses Amtes angesehen; nachher ward er zum Kriegstribun erwählt, und hatte in diesem Posten verschiedene Vortheile über die Feinde erfochten. Seine große Tapferkeit und Geschicklichkeit, die er in diesen beyden Stellen bewiesen hatte, machten, daß er für den würdigsten gehalten wurde, seinem Vaterlande bey diesen dringenden Umständen zu dienen. Sobald er zum Diktator erwählt war, lief das Volk haufenweise herbey, um unter ihm Dienste zu nehmen, weil es nicht zweifelte, daß es unter einem so erfahrnen General glücklich seyn würde. Er führte demnach seine Truppen heraus, und schlug die Falisker, eines von den kleinen Völkern, die sich gegen die Römer

verbun-

verbunden hatten, mit großem Verlust: die Kapenater hatten ein gleiches Schicksal, und sahen sich genöthiget, um Schutz zu bitten. Da er sich also Meister vom Felde gemacht hatte, so wandte er alle seine Kräfte dazu an, die Belagerung von Veji muthig fortzusetzen. Weil er aber wohl einsah, daß er nicht im Stande sey, die Stadt mit Sturm zu erobern, so ließ er heimlich mit vieler Arbeit eine Mine machen, die sich mitten in der Citadelle öffnete. Da er also eines glücklichen Erfolges gewiß war, und sah, daß die Stadt nicht im Stande sey, sich zu retten, so schickte er an den Senat und ließ ihm sagen, daß ein jeder der an der Plünderung der Stadt Veji Theil nehmen wollte, sich unverzüglich zur Armee begeben sollte. Hierauf gab er seinen Leuten Anweisung, wie sie durch die Oeffnung hereindringen sollten, und darauf war die Stadt auf einmal mit seinen Legionen angefüllt, zum großen Erstaunen und Bestürzung der Belagerten, welche noch einen Augenblick vorher ganz sicher geruhet hatten. So wurde Veji, gleich einem anderen Troja, nach einer zehnjährigen Belagerung erobert, und bereicherte mit seiner Beute die Sieger; worauf Kamillus selbst, voll Entzücken über die Ehre, die Nebenbuhlerin seiner Vaterstadt bezwungen zu

haben,

haben, gleich den römischen Königen triumphirte, indem sein Wagen durch vier milchweiße Pferde gezogen ward; ein Vorzug, welcher dem größten Theil der Zuschauer anstößig war, indem sie diese für heilig und schicklicher hielten, ihre Götter damit zu ehren, als ihre Generale.

Das Volk glaubte bald nachher noch mehr Ursach zum Mißvergnügen zu finden. Seine Tribunen hatten den Vorschlag gethan, der Senat und das Volk sollten sich in zween Theile theilen, deren einer in Rom bleiben, der andere aber sich zu Veji, ihrer neuen Eroberung, niederlassen sollte. Hierwider setzte Kamillus sich sehr ernstlich, und brachte das Volk von der Ausführung dieses Vorhabens ab, wiewohl er sich dadurch seinen Zorn zuzog. Nicht weniger unzufrieden über ihn wurde es bald nachher, als es sich genöthigt sah, den zehnten Theil der gemachten Beute, welchen er vor der Belagerung dem Apollo gelobt hatte, herauszugeben. Die Soldaten hatten größtentheils das Ihrige schon lange durchgebracht; und sie würden daher nicht im Stande gewesen seyn, es wider zu erstatten, wenn nicht die römischen Frauen ihren goldnen Schmuck, der sich auf acht Talente von Golde belief, hergegeben hätten, um die nöthige Summe zusammen zu bringen. Für

diese edelmüthige Handlung wurde ihnen durch eine Verordnung des Senats der Vorzug zugestanden, daß ihnen öffentliche Leichenreden nach ihrem Tode gehalten werden durften, welches vorher nicht erlaubt gewesen war. Hierdurch wurde Kamillus noch verhaßter bey dem Volke, als er je gewesen war.

Ungeachtet dieses allgemeinen Mißfallens wurde er doch einige Zeit nachher zu einem von den Kriegstribunen erwählt, und gegen die Falisker abgeschickt, die ihre gewöhnlichen Einfälle in das römische Gebiet gethan hatten. Sein gewöhnliches gutes Glück verließ ihn auch auf diesem Feldzuge nicht; er schlug ihre Armee, und belagerte ihre Hauptstadt Falerii, welche einen langen und muthigen Widerstand drohete. Die Uebergabe dieses kleinen Orts würde kaum in diesem kurzen Abriß erwähnt zu werden verdienen, wäre es nicht wegen einer Handlung des römischen Generals, die ihm bey der Nachkommenschaft mehr Ehre gebracht hat, als alle seine andern Triumphe zusammengenommen. Ein Schulmeister, welcher über die Kinder der vornehmsten Bürger der Stadt die Aufsicht hatte, fand Mittel, sie in das römische Lager zu führen, und erbot sich, sie in die Händ des Kamillus zu überliefern, als das sicherste Mit-

tel, die Bürger zu einer baldigen Uebergabe zu bringen. Der General erstaunte über die Verrätherey eines Nichtswürdigen, dessen Schuldigkeit es war, die Unschuld zu beschützen, und nicht, sie zu verrathen; er betrachtete den Verräther eine Zeitlang mit einem finst[illegible]n Blicke, bis er endlich Worte fand, und in einen edelmüthigen Unwillen ausbrach: „Niederträchtiger Bösewicht, thue deine abscheulichen Vorschläge solchen, die dir gleichen, „und nicht mir; sind wir gleich die Feinde eurer „Stadt, so giebt es doch natürliche Bande, welche „alle Menschen verbinden, und nie sollten gebrochen werden: es giebt Pflichten, die man sowohl „im Kriege, als im Frieden, von uns fodern kann: „wir fechten jetzt nicht gegen ein zartes unschuldiges Alter, sondern gegen Männer; Männer, „die uns freylich übel begegnet sind, deren Verbrechen aber doch Tugenden sind, wenn man sie „mit dem deinigen vergleicht. Gegen solche Kunstgriffe befiehlt mir meine Pflicht bloß römische „Künste, die Künste der Tapferkeit und der Waffen „zu gebrauchen.“ Nachdem er dieses gesagt hatte, ließ er ihn alsobald ausziehen, die Hände auf den Rücken binden, und auf diese schimpfliche Weise von seinen eignen Schülern mit Schlägen in die Stadt treiben. Dieses edelmüthige Betragen des

Kamil-

Kamillus richtete mehr aus, als seine Waffen: die Obrigkeit der Stadt unterwarf sich alsobald dem Senat, und überließ es dem Kamillus, ihnen die Bedingungen der Uebergabe vorzuschreiben, welcher sie bloß um eine Summe Geldes für seine Armee strafte, und sie in den Schutz und das Bündniß der Römer aufnahm.

Ungeachtet der Verehrung, welche die Tugenden des Kamillus ihm bey Fremden zugezogen hatten, schienen sie doch wenig fähig zu seyn, ihm die Hochachtung der unruhigen Tribunen in der Stadt zu erwerben, indem sie täglich irgend eine neue Anklage gegen ihn vorbrachten. Der Anklage, daß er sich ihrer vorgeschlagenen Wanderung von Rom nach Veji widersetzt, fügten sie noch die hinzu, daß er einen Theil von der Beute dieser Stadt, vornehmlich zwey Thore von Erz, zu seinem eignen Gebrauch, zurück behalten, und bestimmten ihm einen Tag, an welchem er vor dem Volke erscheinen sollte. Kamillus, welcher fand, daß das Volk, vieler Ursachen wegen, wider ihn erbittert war, verabscheuete die Undankbarkeit desselben, und entschloß sich, die Beschimpfung eines öffentlichen Gerichts nicht abzuwarten; er nahm daher von seiner Frau und seinen Kindern Abschied, um Rom zu verlassen. Er war schon, unbegleitet und

unbeklagt, bis zu einem von den Thoren der Stadt gekommen. Hier konnte er seinen Unwillen nicht länger zurück halten, sondern wandte sich gegen das Kapitolium, hob seine Hände gen Himmel, und flehete alle Götter an, daß sein Vaterland dereinst seine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit erkennen möchte. Hierauf gieng er weiter, und begab sich nach Ardea, einer Stadt nicht weit von Rom, wo er nachher erfuhr, daß er von den Tribunen zu Rom um eine Geldbuße von funfzehn hundert Aß gestraft sey.

Die Tribunen waren nicht wenig vergnügt, daß sie über diesen großen Mann triumphirt hatten; allein sie fanden bald Ursach, sich ihre Ungerechtigkeit gereuen zu lassen, und den Beystand eines Mannes zu wünschen, der allein im Stande war, ihr Vaterland vom Untergange zu retten. Denn jetzt stund ein schrecklicherer und furchtbarerer Feind gegen die Römer auf, als sie noch je gehabt hatten. Die Gallier, eine barbarische Nation, waren ungefähr zwey hundert Jahre vorher über die Alpen in Italien eingebrochen, und hatten sich in den nördlichen Theilen desselben niedergelassen. Die wohlschmeckenden Weine und die Annehmlichkeiten des Klima hatten sie hinüber gelocket. Wohin sie nur kamen, vertrieben sie die

ursprünglichen Einwohner, da sie Leute von ausserordentlicher Tapferkeit, ungewöhnlicher Größe, fürchterlichen Anblik, barbarisch in ihren Sitten, und geneigt zu Wanderungen waren. Nicht zufrieden, den größten Theil des nördlichen Italiens sich unterworfen und bevölkert zu haben, riefen sie noch immer andere aus ihrem wüsten Vaterlande jenseits der Alpen herein, und breiteten Schrecken und Verwüstung in den fruchtbaren Gegenden dieses neu entdeckten Landes aus. Ein Haufen von diesen, die erst eben ganz wild aus ihren ursprünglichen Wohnungen angekommen waren, belagerten jetzt Klusium, eine Etrurische Stadt, unter der Anführung ihres Königs Brennus. Die Einwohner von Klusium, welche sie durch ihre große Menge, und noch mehr durch ihren wilden Anblick in Schrecken gesetzt hatten, baten die Römer um ihren Beystand, oder wenigstens um ihre Vermittelung. Der Senat, der sichs schon lange zu einer Grundregel gemacht hatte, den Unglücklichen niemals Hülfe zu versagen, war willig, vorläufig Gesandten an die Gallier abzuschicken, um sie von ihren Unternehmen abzurathen, und ihnen die Ungerechtigkeit ihres Einfalles vorzustellen. Diesemnach wurden drey junge Senatoren aus der Familie der Fabier ausgesucht, diesen Auftrag auszurich-

 zurich-

zurichten, welche aber mehr Geschicklichkeit zum Kriege als zu Unterhandlungen hatten. Brennus empfieng sie mit einer Gefälligkeit, welche nur wenig Barbarisches an sich hatte; und als er die Ursach ihrer Gesandtschaft zu wissen verlangte, so erhielt er, ihrem Auftrage gemäß, die Antwort, daß es in Italien nicht gebräuchlich sey, ohne rechtmäßige Bewegungsgründe einen Krieg anzufangen, und die Römer wünschten zu wissen, worinne die Bürger von Klusium den König der Gallier beleidigt hätten? Brennus erwiederte hierauf mit einer finstern Miene, die Rechte tapferer Leute beruheten auf ihren Waffen; die Römer selbst hätten kein anderes Recht auf die vielen Städte, die sie erobert hätten; und er hätte besondere Ursachen gegen die Klusiner aufgebracht zu seyn, da sie sich weigerten, diejenigen Ländereyen abzugeben, wozu sie weder Hände genug hätten, sie zu bebauen, noch Einwohner genug, sie zu besetzen. Die römischen Gesandten, welche nicht gewohnt waren, die Sprache eines Eroberers anzuhören, verbargen eine Zeitlang ihren Unwillen über diese stolze Antwort; aber gleich darauf begaben sie sich in die belagerte Stadt, und anstatt sich wie Gesandten zu betragen, vergaßen sie ihren heiligen Charakter und führten die Bürger in einem Ausfallegegen

gen die Belagerer an. In diesem Gefechte tödtete Fabius Ambustus einen Gallier mit eigner Hand, ward aber entdeckt, indem er ihm seine Rüstung auszog. Eine so ungerechte und ungeziemende Aufführung erregte den Unwillen des Brennus; er beklagte sich deswegen durch einen Herold bey dem Senat, und da er keine Genugthuung erhielt, so hob er alsobald die Belagerung auf, und marschierte mit seiner siegreichen Armee gerades Weges auf Rom los.

Die Landschaften, durch welche die Gallier auf ihrem schnellen Marsch den Weg nahmen, gaben alle Hoffnung der Sicherheit bey ihrer Annäherung auf; so sehr wurden sie durch ihre ungeheure Menge, ihre wilde Gemüthsart, und ihre fürchterlichen Zurüstungen zum Kriege in Schrecken gesetzt. Allein die Wuth und der Ungestüm dieses wilden Volks war bloß auf Rom gerichtet. Sie marschierten fort, ohne auf ihrem Marsch den geringsten Schaden anzurichten, und athmeten nur Rache gegen die Römer.

Sechs Kriegstribunen kommandirten damals die römische Armee: Die Anzahl derselben, welche sich auf vierzig tausend Mann belief, gab der Gallischen nicht viel nach; aber die Soldaten waren nicht eben so gehorsam, und die Generale hatten

weder Subordination, sich einander zu unterstützen, noch Zutrauen genug zu einander, sich zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit zu vereinigen. Die beyden Armeen begegneten sich an dem Fluß Allia, fünf Stunden von der Stadt, beyde voller Zuversicht zu siegen; beyde gleich abgeneigt, eine Niederlage zu überleben. Die Generale von beyden Seiten stellten ihre Truppen in Schlachtordnung; die Römer breiteten ihre Glieder aus, damit sie nicht umringt würden, und stellten ihre besten Legionen auf die Flügel. Die Gallier hingegen hatten durch eine glückliche Anordnung ihre besten Leute in der Mitte, und thaten mit diesen den allerhitzigsten Angriff. Die Mitte der römischen Armee, welche nicht im Stande war, einem so ungestümen Angriffe zu widerstehen, gab alsobald nach. Die beyden Flügel sahen sich also gewißermaßen von einander abgeschnitten, und die Mitte zwischen ihnen von den Feinden eingenommen. Sie machten zwar einige Zeit, einen schwachen Versuch, sich zu vereinigen: da sie es aber unmöglich fanden, so erfolgte eine Niederlage, in welcher die Römer alle Kraft nicht allein zu widerstehen, sondern auch zu fliehen, verlohren zu haben schienen. Nichts als Schrecken und blinde Verwirrung herrschte in ihren zerstreuten Haufen;

die elenden Ueberbleibsel ihrer Armeee ertrunken entweder, indem sie über die Tiber zu setzen suchten, oder nahmen ihre Zuflucht nach Veji, indeß nur einige wenige, mit der schrecklichen Nachricht von dieser gänzlichen Niederlage nach Rom zurückkehrten. Da man jetzt alle Hoffnung aufgab, so warfen sich die wenigen noch übrigen Einwohner, die im Stande waren, die Waffen zu tragen, in das Kapitolium, welches sie befestigten, um eine Belagerung auszuhalten. Der übrige Theil des Volks, eine arme hülflose Menge von alten Männern, Weibern und Kindern, bemühten sich entweder in einigen der benachbarten Städte ihre Zuflucht zu suchen, oder entschlossen sich, die Wuth des Siegers zu erwarten, und ihr Leben mit dem Untergange ihrer Vaterstadt zu endigen. Vornehmlich aber beschlossen die alten Senatoren und Priester, von einem religiosen Enthusiasmus beseelt, bey dieser Gelegenheit ihr Leben aufzuopfern, um die Verbrechen des Volks auszusöhnen, und setzten sich in ihren feyerlichen Kleidern, in ihren elfenbeinernen Stühlen auf den Markt. Die Gallier beschäfftigten sich unterdessen, in der Freude über ihren Sieg, damit, die Beute in dem feindlichen Lager zu theilen und zu genießen. Wären sie gleich nach dem Siege auf Rom los marschiert,

so würden sie das Kapitolium selbst erobert haben; aber statt dessen brachten sie zween Tage damit zu, sich auf dem Schlachtfelde gütlich zu thun, und mit barbarischer Freude zwischen den todten Haufen ihrer Feinde zu frolocken. Den dritten Tag nach dem Siege, der den Galliern so leicht geworden war, daß sie sich sehr darüber wunderten, erschien Brennus mit seiner ganzen Macht vor der Stadt. Er erstaunte anfangs, als er die Thore weit offen und die Mauern unbesetzt antraf, und fieng deswegen schon an zu argwöhnen, daß eine Kriegslist der Römer darunter verborgen sey. Nachdem er also die gehörige Behutsamkeit gebraucht hatte, rückte er in die Stadt, marschierte auf den Markt, und fand daselbst die alten Senatoren, wie sie in einem tiefen Stillschweigen, unbewegt und unerschrocken, da saßen. Der glänzende Anzug, der majestätische Ernst, und die ehrwürdigen Blicke dieser alten Männer, welche alle zu ihrer Zeit die höchsten Würden des Staats verwaltet hatten, flößten den barbarischen Feinden Ehrfurcht ein, sie hielten sie für die Schutzgottheiten des Orts, und fiengen an, sie blindlings anzubeten, bis endlich einer, der dreister war, als die übrigen, den Papirius, welchen wir schon in der Würde eines Diktators gesehen

haben,

haben, beym Bart fassen wollte. Einen solchen Schimpf konnte der edle Römer nicht aushalten; er hob seinen elfenbeinernen Stab auf, und schlug den Barbaren zu Boden. Dies schien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung zu seyn. Papirius fiel zuerst, und alle übrigen, ohne Gnade oder Unterschied, erfuhren ein gleiches Schicksal. So fuhren die grausamen Sieger fort, drey Tage hinter einander zu morden, ohne weder Geschlecht noch Alter zu schonen; darauf legten sie Feuer in der Stadt an, und brannten jedes Haus bis auf den Grund ab.

Die ganze Hoffnung der Römer beruhete jetzt auf dem Kapitol; alles, diese Festung ausgenommen, war ein weiter Schauplatz von Elend, Verwüstung und Verzweiflung. Alle die prächtigen Gebäude, welche vordem der Stolz von Rom waren, lagen jetzt in einem ungestalten Haufen von Ruinen begraben. Aber nicht allein Rom fühlte die äußerste Wuth der Sieger, sondern auch alle benachbarten Städte, welche ihren Anfällen zugänglich waren, erfuhren ein gleiches Schicksal, und wurden ohne Erbarmen abgebrannt. Indessen war die Citadelle noch nicht in den Händen des Feindes, und Brennus gab sich alle mögliche Mühe, sie zur Uebergabe zu bringen. Zuerst foderte er sie durch Drohungen zur Uebergabe auf,

aber vergebens; darauf entschloß er sich, sie förmlich zu belagern, und schloß sie rings umher mit seiner Armee ein. Demungeachtet hielten die Römer seine Angriffe mit großer Tapferkeit ab; die Verzweiflung hatte ihnen die Beharrlichkeit und den Muth wieder gegeben, welche ihnen in ihrem Glücke zu fehlen schienen.

Die Belagerung hatte nunmehr über sechs Monate gedauert, der Vorrath der Besatzung war beynahe verzehrt, ihre Anzahl nahm durch die beständigen Beschwerlichkeiten immer ab, und es schien weiter nichts übrig zu seyn, als zu sterben, oder sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, welches noch schlimmer war, als der Tod selbst. Sie hatten schon den Entschluß gefaßt, zu sterben, als auf einmal, durch den Anblick eines Mannes, den sie den Felsen herauf klimmen sahen, und von welchem sie bey seiner Ankunft erfuhren, daß er von ihren auswärtigen Freunden an sie abgeschickt sey; ihre Hoffnung wieder auflebte. Dieser Bote, welcher Pontius Kominius hieß, und in der Nacht durch die Tiber geschwommen, und glücklich durch die Wachen der Feinde hindurch gekommen war, klimmte mit der größten Beschwerde den kapitolinischen Felsen hinan, und brachte den Belagerten die Nachricht,

daß

daß Kamillus, ihr alter Diktator, eine Armee zu ihrem Beystande anwürbe; er erzählte ihnen, dieser General habe schon einen Haufen der Gallier bey einer ihrer Streyfereyen überfallen und sie insgesammt niedergehauen; die Ardeater und Vejenter hätten sich zu seinem Beystande bewaffnet, und ihn zu ihrem General gemacht, und er erwarte bloß ihre Bestätigung dieser Wahl, um ins Feld zu rücken, und den Barbaren ein Treffen zu liefern. Die Römer wurden zu gleicher Zeit mit Entzücken und Schaam erfüllet, da sie hörten, daß der Mann, welchen sie ehemals aus der Stadt getrieben hatten, jetzt bey diesen verzweifelten Umständen ihr Vertheidiger geworden war. Sie wählten ihn alsobald zu ihrem Diktator, und schickten sich an, die Belagerung mit erneuerten Muth auszuhalten. Der Bote kehrte also, nachdem er seine Antwort und gehörige Anweisung bekommen hatte, auf dem Wege welchen er gekommen war, nicht ohne die äußersten Schwierigkeiten, zurück.

Unterdessen setzte Brennus die Belagerung mit der größten Hitze fort. Er hoffte, sie bald durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen; da sie aber dieses merkten, so warfen sie, ungeachtet sie in der That Mangel litten, verschiedene große Brode in sein Lager hinab, um ihn zu überzeugen,

daß

daß seine Erwartungen sehr ungegründet wären. Wiewohl er nun seine Hoffnung in diesem Stücke aufgab, so lebte sie doch bald wieder auf, als einige seiner Leute ihm die Nachricht brachten, daß sie einige Fußstapfen entdeckt hätten, welche auf den Felsen führten, wodurch man vielleicht das Kapitolium überfallen könnte. Er schickte demnach in der Nacht einen auserlesenen Haufen seiner Leute zu diesem gefährlichen Unternehmen ab, welches sie auch mit großer Arbeit und Beschwerde beynahe ausgeführt hätten. Sie waren schon wirklich bis auf die Mauer gekommen; die römische Wache war fest eingeschlafen; die Hunde in der Citadelle schlugen gar nicht an, und alles versprach einen augenblicklichen Sieg, als die Besatzung durch das Geschnatter einiger heiligen Gänse, die in dem Tempel der Juno unterhalten waren, aufgeweckt wurde. Die Belagerten wurden bald die bevorstehende Gefahr inne; ein jeder griff zu den Waffen, die er zuerst fand, und lief, um sich den Feinden zu widersetzen. Manlius, ein Patricier von bekannter Tapferkeit, war der erste, welcher alle seine Stärke anwandte, und den andern durch sein Beyspiel Muth einflößte. Er stieg ganz kühn auf die Schanze, und stürzte mit einem Stoß zween Gallier von dem steilen Felsen herunter: alsobald kamen

ihm

ihm noch andere zu Hülfe, und so wurden die Wälle in kurzer Zeit, von den Feinden gereinigt.

Von dieser Zeit an fieng die Hoffnung der Barbaren an abzunehmen, und Brennus wünschte nur eine Gelegenheit, um die Belagerung auf eine anständige Weise aufheben zu können. Seine Soldaten unterredeten sich oft mit den Belagerten, wenn sie Wache standen, und die Vorschläge zu einem Vergleich wurden schon von den Gemeinen gewünscht, ehe noch die Generale an eine Unterhandlung dachten. Endlich kamen die Anführer von beyden Seiten dahin überein, daß die Gallier alsobald die Stadt Rom und ihr Gebiet verlassen sollten, nachdem ihnen tausend Pfund Gold ausgezahlt wären. Nachdem dieser Vertrag von beyden Seiten durch einen Eid beschworen war, wurde das Gold hergebracht, da es aber abgewogen wurde, suchten die Gallier betrügerischer Weise das Gewicht zu verfälschen, und als die Römer sich darüber beklagten, so warf Brennus trotzig sein Schwerdt mit dem Gehenke in die Waage, und sagte, den Ueberwundenen käme nichts anders zu, als zu leiden. Aus dieser Antwort sahen die Römer, daß es auf den Willen des Siegers ankäme, was er mit ihnen machen wollte, und daß es vergebens seyn würde, gegen die Bedingungen,

die

die er für gut finden würde, ihnen vorzuschreiben, Einwendungen zu machen. Aber mitten unter diesen Umständen, und da sie wegen der Bezahlung noch nicht eins waren, berichtete man ihnen, daß Kamillus, ihr Diktator, an der Spitze einer zahlreichen Armee zu ihrem Beystande herbey eile, und schon in die Thore von Rom eindringe. Kamillus erschien auch wirklich gleich darauf an dem Orte, wo der Streit vorgieng, er fragte mit der Miene eines Mannes, der entschlossen war, gar keinen Betrug zu gestatten, nach der Ursache des Streits, und als er dieselbe erfahren hatte, so befahl er, daß das Gold weggenommen und auf das Kapitolium zurück getragen werden sollte; „denn es ist immer unsre Gewohnheit gewesen, „sagte er, unser Vaterland, nicht mit Gold, son„dern mit Eisen loszukaufen; ich allein kann Frie„den machen, da ich der römische Diktator bin, „und mein Schwerdt allein soll ihn erkaufen.“ Hierauf erfolgte ein Treffen, in welchem die Gallier gänzlich geschlagen wurden; und sie erlitten eine solche Niederlage, daß das römische Gebiet bald von diesen furchtbaren Feinden gereinigt war.

Die Gallier waren jetzt überwunden, aber Rom war noch immer ein Haufen von Ruinen; nichts von seiner vorigen Pracht war noch übrig, ausgenommen

genommen das Kapitolium; und der größte Theil seiner vorigen Einwohner hatte nach Veji seine Zuflucht genommen. Die Tribunen des Volks also, diese Leute, von denen man nur in der Ruhe des Friedens hörte, fiengen wieder an, darauf zu dringen, daß die armen Ueberbleibsel von Rom sich nach Veji begeben sollten, woselbst sie Häuser zur Wohnung und Mauern zur Vertheidigung finden würden. Bey dieser Gelegenheit blieb Kamillus doch seinen ehemaligen Grundsätzen getreu; er bemühte sich, sie durch alle Künste der Ueberredung zu besänftigen; er bemerkte, daß es ihrer unwürdig seyn würde, nicht nur als Römer, sondern als Männer, die ehrwürdigen Wohnungen ihrer Vorfahren zu verlassen, wo sie durch wiederholte Zeichen des göttlichen Beyfalls so viele Aufmunterungen erhalten, und sich in eine Stadt zu begeben und dieselbe zu bewohnen, welche sie erobert hätten, und welche nicht einmal das Glück gehabt hätte, sich vertheidigen zu könne. Durch diese und andere dergleichen Gründe brachte er das Volk bald dahin, daß es vergnügt an die Arbeit gieng; und Rom hub sich bald wieder aus seinen Trümmern, wiewohl mit verminderten Schönheit, empor.

Diese glückliche Thaten des Kamillus waren gewissermaßen nur Zubereitungen zu künftigen Siegen. Im folgenden Jahre, da die benachbarten Staaten einen Einfall thaten, wurde er
J. d. St. wieder zum Diktator erwählt, und
369. gewann einen andern Triumph; und ungefähr drey Jahre nachher überwand er die Lateiner, die, nach einem Gehorsam von mehr als dreyhundert Jahren, von Rom abgefallen waren. Diese glücklichen Thaten machten den Kamillus fast zum unumschränkten Herrn in Rom; seine Mäßigung und sein Patriotismus verhinderten ihn indeß, keinen übeln Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, wenn uns nicht etwan sein Verhalten gegen den Manlius Kapitolinus gar zu hart scheinen mag.

Wir haben schon gesehen, mit welcher Tapferkeit Manlius das Kapitolium vertheidigte, und die letzten Ueberbleibsel der Römer vom Untergange rettete. Das Volk war für diese Dienste auf keine Weise undankbar, indem es ihm ein Haus an dem Orte, wo seine Tapferkeit sich so sehr hervorgethan, erbauet, und ihm ein Gewisses aus der öffentlichen Schatzkammer zu seiner Unterhaltung angewiesen hatte. Aber sein Ehrgeiz war mit so geringen Belohnungen nicht zufrieden; er trach-

tete

tete dahin, nicht nur dem Kamillus gleich, sondern auch Herr von Rom zu werden. In dieser Absicht gab er sich viele Mühe, sich bey dem Volke beliebt zu machen; er bezahlte seine Schulden, und zog heftig gegen die Patricier los, welche er die Unterdrücker des Volkes nannte. Der Senat, welchem seine Reden und Absichten nicht unbekannt waren, erwählte den Kornelius Kossus zum Diktator, unter dem Vorwande, ihn gegen die Volscier abzuschicken, die einige glückliche Einfälle in das römische Gebiet gethan hatten; in der That aber in der Absicht, den Ehrgeiz des Manlius zu unterdrücken. Der Dicktator endigte bald seinen Feldzug gegen den auswärtigen Feind durch einen Sieg; und bey seiner Rückkehr zog er den Manlius wegen seines Verhaltens zu Hause zur Verantwortung, und setzte ihn ins Gefängniß. Manlius indessen war gar zu sehr bey dem Volke beliebt, als daß ihm die Gewalt des Kossus hätte schaden können; seine Anhänger erhuben ein gar zu lautes Geschrey, als daß man ihrem Liebling das geringste hätte zu Leide thun dürfen. Kossus sah sich genöthigt, sein Amt niederzulegen, und Manlius wurde im Triumph aus seinem Gefängnisse durch die Stadt gebracht. Dieser glückliche Erfolg diente dazu, seinen Ehrgeiz nur noch

mehr zu entflammen. Er fieng jetzt an, von einer Theilung der Ländereyen unter das Volk zu reden; er gab zu verstehen, daß kein Unterschied zwischen den Bürgern des Staats seyn müßte; und um seinen Reden noch mehr Gewicht zu geben; erschien er immer an der Spitze eines großen Haufens von dem niedrigsten Pöbel, welchen seine Geschenke zu seinen Begleitern gemacht hatten. Da also die ganze Stadt voller Tumult und Aufruhr war, so sah sich der Senat genöthiget, zu einem andern Hülfsmittel seine Zuflucht zu nehmen, und dem Demagogen die Gewalt des Kamillus entgegen zu stellen. Er wurde demnach zu einem von den Kriegstribunen erwählt, und setzte darauf dem Manlius einen Tag an, an welchem er sich auf Leib und Leben verantworten sollte. Der Ort, wo das Gericht gehalten wurde, war nahe bey dem Kapitol, und als er daher der Verrätherey und des Vorhabens die höchste Gewalt an sich zu reissen angeklagt wurde, so wandte er bloß seine Augen gegen das Kapitolium, streckte seine Hand gegen dasselbige aus, und erinnerte sie dadurch an das, was er daselbst für sein Vaterland gethan hatte. Das Volk, dessen Mitleiden oder Gerechtigkeit selten aus vernünftigen Bewegungsgründen entspringt, weigerte sich, ihn zu ver-

verdammen, so lang er sich im Anblick des Kapitols vertheidigte; aber sobald man ihn von da weg in den petelinischen Hain gebracht hatte, wo man das Kapitolium nicht mehr sehen konnte, so verdammte es ihn, daß er von den tarpejischen Felsen herunter gestürzt werden sollte. So wurde der Ort, welcher die Scene seines Ruhms gewesen war, jetzt der Schauplatz seiner Strafe und Schande. Sein Haus, in welchem er seine Verschwörungen heimlich angezettelt hatte, wurde dem Boden gleich gemacht, und seiner Familie verbot man, jemals nachher den Namen Manlius zu führen.

Der Tod des Manlius erneuerte einigermaßen wieder das Murren der Tribunen und des Volks gegen den Kamillus, welchen sie als das vornehmste Werkzeug seiner Verfolgung ansahen: sie wollten sich selbst nicht gerne die Schuld einer Strenge beymessen, wozu sie doch ihre Einwilligung gegeben hatten, und fingen daher an, ihren Unwillen gegen den würdigsten Mann des Staats zu wenden, als wenn sie dadurch ihre Niederträchtigkeit hätten noch vergrössern wollen. Indessen sollte es dem Kamillus, wie es scheint, niemals an einer Gelegenheit fehlen, sie zu ihrer Verehrung gegen ihn zurück zu bringen. Da er zum sechstenmale, obgleich wider seinen Willen, zum

Kriegstribunen erwählt war, so marschirte er mit seinem Gehülfen, dem Lucius, gegen die Volscer ab: der letztere brannte vor Begierde sich mit dem Feinde einzulassen; der erstere aber mäßigte seinen Muth durch Behutsamkeit. Diese Zögerung des Kamillus, den Feind anzugreifen, schrieb Lucius der Furchtsamkeit des Alters zu, oder dem Neide, welcher nicht gerne seinen Ruhm mit einen andern theilen wollte: er bediente sich daher der Gelegenheit, als Kamillus krank war und das Bette hüten mußte, seine Truppen ins Feld heraus zu führen. Aber er wurde bald seine Verwegenheit gewahr; seine Armee war schon fast geschlagen, und es würde eine allgemeine Flucht erfolgt seyn, wenn ihm nicht Kamillus zu Hülfe gekommen wäre. Er stand aus seinem Bette auf, ließ sich, so alt und schwach er war, auf sein Pferd helfen, stellte sich an die Spitze eines kleinen Haufens von Leuten, widersetzte sich den Fliehenden, und brachte sie also noch einmal dahin, daß sie wüthend auf ihre Verfolger losgiengen. Die Unerschrockenheit dieses einzigen Mannes verbreitete sich durch die ganze Armee; seine Soldaten versammelten sich sehr bald wieder, und waren entschlossen, niemals einen General zu verlassen, unter welchem sie schon so ofte siegreich gefochten hatten. Nachdem der

Feind

Feind also zurück geschlagen war, wurde das Treffen den folgenden Tag erneuert; er erlitt in demselben eine gänzliche Niederlage, und Kamillus kehrte noch einmal mit der Beute des Sieges beladen, nach Rom zurück. Aber auswärtige Eroberungen schienen bloß zu neuen Uneinigkeiten in der Stadt Gelegenheit zu geben; denn die Schuldner fingen wieder an, wie vormals, über ihr Elend zu klagen. Die Einwohner von Präneste, einer Stadt, welche den Römern gehörte, thaten auch Einfälle in das römische Gebiet. Um diesen innerlichen und auswärtigen Beschwerden ein Ende zu machen, wurde Quintius Cincinnatus zum Diktator erwählt, welcher Präneste durch Uebergabe einnahm, und im Triumph mit der Statüe des Jupiter Imperator zurückkehrte, die er auf dem Kapitol aufstellte; ein Umstand, welcher, so unbeträchtlich er auch scheinen mag, doch zuerst die Begierde, ihre Eroberungen weiter auszubreiten, unter den Römern erweckte.

J. d. St. 372.

Zwey Jahre nachher brachen die Streitigkeiten zwischen den Patriciern und den Tribunen mit ungewöhnlicher Heftigkeit wieder aus. Viele von den Plebejern hatten sich, während der letzten Unglücksfälle ihres Vaterlandes entweder durch Zufall oder durch Tapferkeit

J. d. St. 375.

große Güter erworben, und dieses erweckte in ihnen die Begierde, nicht nur an der Regierung, sondern auch an den Ehren des Staats Theil zu nehmen. Das Volk hatte schon vorher, wie wir gesehen haben, nach dem Konsulat getrachtet, und der Senat, wie ich erzählt habe, bewilligte ihm, durch eine armselige Ausflucht, Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt: aber dieses war, wie es scheint, nicht genug, seinen Stolz zu befriedigen; die Tribunen des Volks erneuerten daher jetzt ihre Forderungen; indeß die ärmern Bürger, welche bloß darauf bedacht waren, die Nothwendigkeit des Lebens zu erwerben, und sich wenig um Ehren bekümmerten, ruhige Zuschauer des Streits abgaben. Um diese Zeit hatte Fabius Ambustus, ein Tribun des Volks, zwo Töchter, von denen er die eine an einen Patricier, und die andere an einen Plebejer verheirathete. Als die letztere eines Tages ihre Schwester besuchte, wurde sie so sehr von Neid über die Ehren, die derselben wegen ihrer patriotischen Verbindung erwiesen wurden, erfüllet, daß sie darüber endlich in eine anhaltende Melancholie verfiel. Ihr Vater und ihr Mann beschworen sie eine Zeitlang, ihnen die Ursach dieser Veränderung in ihrer Gemüthsart zu entdecken, welches sie auch endlich, wiewohl ungern that. Der

Vater, ob er gleich selbst ein Patricier war, ließ sich dadurch bewegen, daß er, um seine Tochter zu trösten, sie versicherte, er wolle alsobald alles thun, was nur in seinem Vermögen stünde, um ihr einen gleichen Antheil an den Würden des Staats als ihre Schwester hätte, zu verschaffen; und um dieses Versprechen zu erfüllen, nahm er von der Zeit an mit ihrem Manne Abrede, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, daß künftig einer von den Konsuln aus dem Volk erwählt werden sollte. Der erste Schritt, welchen sie thaten, war, daß sie dem Manne das Tribunat verschaffeten, und darauf thaten sie, um sich bey dem Volke beliebt zu machen, zugleich mit dem Gesetze, wodurch sie das Konsulat verlangten, den Vorschlag, daß auch das Ackergesetz, welches eine gleiche Vertheilung der Ländereyen verlangte, zur Vollziehung gebracht werden sollte; ein Verfahren, welches, wie sie wohl wußten, ihren Ehrgeiz dem Volke sehr gefällig machen mußte. Die Streitigkeiten, welche dieser Vorschlag nach sich zog, waren so heftig, daß fünf Jahre hindurch keine höchste Obrigkeit erwählt wurde; indem die Tribunen des Volks und die Aedilen die ganze Zeit über das Regiment führten, wenn das ein Regiment genannt werden kann, was nicht viel besser, als eine Anarchie und

J. d. St. 377. bis 382.

Verwirrung war. Hiernächst kamen die Kriegstribunen wieder zur Regierung, und nachdem zwey Jahre auf diese Weise verflossen waren, wurde
J. d. St. Kamillus zum Diktator erwählt, wel-
384. cher aber, da er das Volk fest entschlossen fand, einen Plebejer zum Konsul zu erwählen, sein Amt niederlegte. Nach seiner Abdankung wurde ein anderer Diktator von dem Senat erwählt; aber diese hohe Würde war jetzt schon so oft, ohne dringende Noth gebraucht worden, daß ihr Ansehen abzunehmen anfing, da unterdeß das Ansehen der Tribunen sich aus ihren Trümmern erhob. Dieser Diktator hieß Manlius Kapitolinus: er scheint wenig merkwürdiges gethan zu haben, wenn wir ausnehmen, daß er den Licinius Stolo zu seinen Magister Equitum erwählte, welcher zuerst von den Plebejern diese Würde bekleidete. Stolo war auch der erste, welcher das Gesetz in Vorschlag brachte, und es auch durchsetzte, daß keiner über fünf hundert Morgen Landes besitzen sollte, welches sehr nachtheilig für die Patricier war; was aber noch sonderbarer ist, so fand man bald nachher, daß er für sich selbst mehr Land zu besitzen wünschte, als er durch sein eignes Gesetz berechtigt war, wofür er, seiner Verordnung gemäß, bestraft wurde.

Auf

Auf diese Weise wurde das Feuer der Uneinigkeit zwischen den beyden Ständen des Staats mit gleichem Eifer und Hartnäckigkeit immer in Flammen erhalten, und auswärtige Feinde dienten nur dazu, die Feindseligkeit zu besänftigen, aber nicht ganz aufzuheben. Ein anderer Einfall der Gallier, gegen welche Kamillus zum fünftenmal zum Diktator gemacht wurde, that diesen innerlichen Unruhen auf kurze Zeit Einhalt. Die Furcht vor diesem Volke war zu dieser Zeit bey den Römern so groß, daß ein Gesetz gegeben wurde, vermöge dessen, die Priester von allen Kriegsdiensten, außer bey einem Einfall der Gallier, freygesprochen wurden. Indessen lehrte Kamillus seine Landsleute das beste Mittel, sie zu überwinden. Da er merkte, daß die Schwerter die vornehmsten Waffen dieses wilden Volkes ausmachten, so versorgte er seine Soldaten mit eisernen Helmen, und ließ ihre Schilde mit Erz überziehen; zu gleicher Zeit lehrte er sie auch die Kunst, sich ihrer eignen Waffen aufs vortheilhafteste zu bedienen. Durch diese Mittel machte er die Schwerter der Gallier so unbrauchbar, daß er sie, als er ihnen am Flusse Anio ein Treffen lieferte, ohne Mühe überwand; so daß die Römer jetzt anfiengen die Gallier zu verachten, und sich über ihre vormalige Kleinmüthigkeit zu wundern.

Ein solcher Sieg, sollte man denken, müsse dem Kamillus eine unumschränkte Macht zu Rom gegeben haben. Aber es scheint, daß er, entweder wegen seines hohen Alters, oder wegen der immer wachsenden Gewalt der Tribunen, jetzt sogar das Ansehen, welches er ehemals besaß, verlohren hatte.

J. d. St. 388 Man drang noch immer mit zunehmenden Ungestüm auf das Gesetz, daß ein Konsul aus den Plebejern erwählt werden sollte; der Senat setzte sich, wie gewöhnlich, aus aller Macht dagegen; er verbot dem Kamillus, die Diktatur niederzulegen, in Hoffnung, daß er durch Hülfe seiner Gewalt im Stande seyn würde, seine Ehre gegen die Ansprüche des Volks zu behaupten. Als dem zufolge Kamillus eines Tages auf seinem Tribunal mit der Ausfertigung öffentlicher Angelegenheiten beschäfftigt war, befahlen die Tribunen, daß die Stimmen des Volks über ihr Lieblingsgesetz gesammelt werden sollten; und als sich der Diktator diesem Unternehmen widersetzte, so schickten sie ihre Liktorn ab, um sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn ins Gefängniß zu führen. Ein so unwürdiges Betragen gegen eine Obrigkeit, die bis dahin für heilig gehalten war, erregte eine größere Bewegung im Rom, als man bisher noch gesehen hatte. Die Patricier, welche um den

Diktator her standen, trieben die Liktorn muthig zurück, unterdeß das Volk, welches unten stand, mit gleicher Wuth ausrief: „Herunter mit ihm, „herunter mit ihm!“ Bey diesem allgemeinen Aufruhr war Kamillus der einzige, welcher unbewegt zu bleiben schien. Er bat die Tribunen, daß sie doch einen Augenblick mit ihren Bemühungen einhalten möchten; darauf berief er die Senatoren zu sich, führte sie in einen benachbarten Tempel, und bat sie, sie möchten doch nachgeben, und dadurch der Stadt den Frieden wieder schenken. Hiernächst wandte er sich gegen das Kapitolium, als wenn er allen Bemühungen, seinem Vaterlande zu dienen, das letzte Lebewohl hätte sagen wollen, und that das Gelübde, der Einigkeit einen Tempel zu bauen, wenn er den Frieden unter dem Volke wieder hergestellt sähe. Man folgte seinem Rath und machte das Gesetz, daß einer von den Konsuln ins künftige von den Plebejern erwählt werden sollte. Sextius, welcher lange ein unruhiger Tribun des Volks gewesen war, wurde zuerst von den Plebejern zum Konsul gemacht. Sein Nachfolger war der Licinius, von dessen Frau wir schon erzählt haben, wie sehnlich sie nach dieser Würde schmachtete. Es wurden auch um diese Zeit zween neue Obrigkeiten aus den Patriciern

er-

erwählt; nämlich ein Prätor, welcher die Stelle des Konsuls, in Abwesenheit desselben, ersetzen, und dem Volke in Civil- und Kriminalsachen Recht sprechen sollte; ein Amt, welches so nothwendig für den Staat war; daß die Anzahl der Prätorn in den folgenden Zeiten bis auf sechzehn vermehrt wurde. Es wurden auch zween Aediles Kurules erwählt, welche so genannt wurden, um sie von den Aedilen des Volks zu unterscheiden, indem sie sich des elfenbeinernen Stuhls und anderer Zeichen der obrigkeitlichen Würde bedienten, welche den letztern versagt waren. Ihr vornehmstes Geschäfft war, daß sie über die großen und öffentlichen Spiele die Aufsicht hatten, und im Kriege für daß nöthige Getraide und anderen Kriegsvorrath sorgen mußten. Also legte Kamillus, nachdem er ein langes Leben (denn er war jetzt über achtzig Jahre) in dem Dienst seines Vaterlandes zugebracht, und in demselben beständig einen Muth bewiesen hatte, welcher durch keine Gefahr erschüttert, und einen Patriotismus, welcher selbst durch die Undankbarkeit des Volks nicht geschwächt werden konnte, die Diktatur nieder, und erbaute, seinem Gelübde zufolge, der Einigkeit einen Tempel, welchen er aber nur zwey Jahre überlebte, indem er an der Pest starb, und

den

den Ruhm hinterließ, der zweyte Erbauer von Rom gewesen zuseyn.

Aber alle Maßnehmungen, die man ergriffen hatte, um eine dauernde Einigkeit zwischen den Patriciern und dem Volke zu Stande zu bringen, waren vergebens: ihre Streitigkeiten lebten bey jeder Gelegenheit wieder auf; denn so oft neue Obrigkeiten erwählt werden sollten, so versuchte jede Parthey alles mögliche, damit die Wahl zu ihrem Vortheil ausfallen möchte, und trug kein Bedenken, sowohl Betrug als Gewalt zu gebrauchen, um ihr Verlangen zu erfüllen. So verschob der Senat alle Maßnehmungen gegen die auswärtigen Feinde, damit der neu erwählte plebejische Konsul keine Gelegenheit haben möchte, sich Ruhm zu erwerben. Und so brachte es das Volk auch bald nachher durch seine Beschwerden dahin, daß die Aediles Kurules ein Jahr um das andere aus seinem Mittel erwählt wurden, ja es gelang ihm endlich so gar, daß man den Markus Rutillus, einen Plebejer zum Diktator machte. Um diesen Schaden wieder gut zu machen, nahmen die Patricier im folgenden Jahre das Konsulat dem Volke wieder ab, nachdem es dasselbe zehn Jahre lang genos-

J. d. St. 398.

genossen hatte; und vier Jahre nachher sah er sich genöthigt, es wieder in Besitz desselben zu setzen. Die Wahl eines Censors brachte eine gleiche Erbitterung hervor; und nach vielen Streitigkeiten wurde der Plebejer, welcher Diktator gewesen war, ungeachtet der vereinigten Bemühung der Patricier, zu dieser Würde erwählt.

Wir müssen nicht glauben, daß die Römer, während dieser Streitigkeiten in der Stadt, unthätig oder unglücklich in ihren auswärtigen Kriegen gewesen wären. Sie erfochten einen herrlichen Sieg über die Hernicier; so daß der Dik-
J. d. St. tator Klaudius Krassinus von dem
392. Senat mit der Erlaubniß beehrt wurde, eine Oration zu halten. Einen andern Sieg erhielten sie über die Gallier, und der Diktator Quintus Pennus kehrte im Triumph
393. zurück. Noch zween Siege hinter einander wurden über eben dieses Volk von zween verschiednen Diktatorn erfochten; nämlich dem Servilius Ahala und dem Sulpicius Petikus, welche beyde einen Triumph hielten. Wir lesen noch von zween andern Diktatorn, dem Manlius Torquatus und dem Kajus Julius, welche, da sie ohne große Noth erwählt waren, auch wenig merkwürdiges thaten, und also nur dazu dienten,

das

das Ansehen der Diktatur herunter zu setzen. Einen vierten Triumph über die Gallier hielt Furius Kamillus, der zum Diktator gegen sie erwählt war. Auch die Aruncier, ein Volk jenseits der Volscier, that einige Einfälle, wurde aber von dem Kamillus, welcher zum zweytenmal in dieser Absicht zum Diktator gemacht war, zurückgeschlagen.

Es wurden aber nicht bloß in der Absicht die Feinde bey ihren plötzlichen Einfällen zurückzuschlagen, sondern aus noch viel unbedeutendern Ursachen Diktatorn erwählt. Bey einer Pest finden wir, daß einer, nämlich der Manlius Kapitolinus, erwählt wurde, bloß um einen Nagel, als ein Mittel der Seuche Einhalt zu thun, einzuschlagen. Dieses unerhebliche Geschäfft verrichtete er mit vielen Cäremonien, indem er ihn an der rechten Seite in dem Tempel des Jupiters auf dem Kapitol einschlug. Zween Diktatorn wurden hinter einander erwählt, J. d. St. 391. bloß um das Komitium, oder die Versammlung des Volks zu einer neuen Konsulwahl zu halten; dieses wichtige Geschäfft wurde dem Fucius Kamillus und dem Manlius Torquatus aufgetragen.

Auf diese Weise also kamen die Römer nach und nach immer weiter, mit einer Vermischung von Unruhen und Aberglauben in der Stadt, und

 glück-

glücklichen Unternehmungen gegen auswärtige Feinde. Ihre innerlichen Streitigkeiten machten ihre auswärtigen Kriege weniger beschwerlich und ermüdend, und brachten also natürlicher Weise eine Geschicklichkeit zu rühmlichen Thaten im Kriege bey ihnen hervor. Ihr Aberglaube diente auch dazu, ihr Glück noch mehr zu befördern; denn wenn das obrigkeitliche Ansehen seine Kraft verloren hatte, so waren die Priester allemal sicher, das Volk durch die Bande der Religion im Zaum zu halten. Mit was für einem unbedingten Gehorsam es sich seinen Oberpriestern unterwarf, haben wir schon aus vielen Beyspielen gesehen; und wieweit es getrieben werden konnte, den Tod selbst auf ihren Befehl nicht zu scheuen, siehet man ganz deutlich aus dem Verhalten des Kurtius; denn als um diese Zeit auf dem Markte die Erde von einander borst, und die Augurn versicherten, daß sie sich nie wieder schliessen würde, als bis die kostbarsten Dinge in Rom hineingeworfen wären, so stürzte er sich ganz unerschrocken mit seinem Pferde und seiner Rüstung mitten hinein, indem er sagte, nichts sey kostbarer, als Patriotismus und kriegerische Tugend.

Der Abgrund, sagen die Geschichtschreiber, schloß sich gleich hierauf wieder zu, und Kurtius

ward nachher nie wieder gesehen. Diese religiösen Gesinnungen, und so viele Vortheile, welche die Kriege zu begleiten pflegten, hatten dem römischen Gebiet eine schon mehr als noch einmal so große Ausdehnung gegeben, als die, welche es zu den Zeiten der Könige hatte. Indessen erstreckten sich ihre vornehmsten Unternehmungen bisher nur auf ihre nächsten Nachbarn, wobey sie vornehmlich nur vertheidigungsweise giengen; aber wir werden bald eine andere Scene erblicken, wo ihr Ehrgeiz in Flammen geräth, und nicht eher gestillt wird, bis die Gränzen der Welt selbst seinen Brand zu beschränken scheinen.

Vierzehnter Abschnitt.

Von den Kriegen gegen die Samniter, und den Pyrrhus, bis zum Anfange des ersten punischen Krieges, da die Römer zuerst aus Italien giengen.

Wir sind jetzt auf diejenige Periode gekommen, da alle besonderen Vorzüge der Patricier nur ein leerer Name waren, und der Reichthum den vornehmsten Unterschied ausmachte. Wir haben den römischen Staat bisher als eine unbekannte unbe-

merkte Republik gesehen, die bloß den kleinen Nationen, die sie umgaben, furchtbar war, und weniger für Eroberungen als ihre Selbsterhaltung kämpfte. Aber jetzt fiengen die Römer an, da sie die Sabiner, die Etrurier, die Lateiner, die Hernicier, die Aequier und die Volscier überwunden hatten, sich nach größeren Eroberungen umzusehen. Sie kehrten demnach ihre Waffen gegen die Samniter, ein Volk ungefähr funfzig Stunden weit von der Stadt gegen Morgen.

Die Samniter waren eine kriegerische Nation, die von den Sabinern abstammte, und eine weite Strecke des südlichen Italiens, die jetzt einen beträchtlichen Theil des Königreichs Neapel ausmacht, bewohnte. Sie waren eben so mächtig, sowohl an Anzahl als an Kriegszucht, als die Römer, und stunden gleich ihnen mit verschiednen andern Staaten im Bündnisse. Zween so ehrgeizigen Nachbarn, die beyde auf gleiche Weise die Waffen liebten, und vom Kriege lebten, konnte es nicht lange an einem Vorwande fehlen, mit einander zu brechen. Die Gelegenheit zu diesem Vorwande war, daß die Samniter die Sediciner unterdrücket hatten, welche, da sie zu schwach waren, den Krieg allein zu führen, die Kampanier zu Hülfe riefen; die aber auch überwunden wurden, und

darauf die Römer um ihren Beystand ansprächen. Der Senat, um seinen ehrsüchtigen Absichten einen Schein von Gerechtigkeit zu geben, stellte sich eine Zeitlang, als wenn er es von sich ablehnte, eine Hülfe gegen die Samniter zu bewilligen, unter dem Vorwande, daß sie Freunde und Bundsgenossen der Römer wären. Aber die dringenden Bitten der kampanischen Abgesandten, die Anerbietungen des reichen fruchtbaren Landes, welches sie bewohnten, und noch mehr, die Weigerung der Samniter, von der Verheerung eines Landes abzulassen, welches die Römer als ihr Eigenthum betrachteten, brachte sie endlich zu dem Entschluß, den Krieg zu unternehmen. Valerius Korvus und Kornelius waren die beyden Konsuln, denen es zufiel, diesen schrecklichen Krieg zwischen den beyden eifersüchtigen Staaten, welcher sechzig Jahre hindurch Italien mit Blut überschwemmte, zuerst zu eröffnen. Valerius war einer der größten Generale seiner Zeit; er hatte den Zunamen Korvus von dem sonderbaren Umstande erhalten, daß ihm in einem Zweykampfe mit einem Gallier von riesenmäßiger Größe, ein Rabe beygestanden. Seinem Amtsgehülfen wurde es aufgetragen, mit einer Armee gegen Samnium, die Hauptstadt der Feinde, abzumarschieren, indeß Korvus abgeschickt

wurde, um Kapua, die Hauptstadt der Kampanier zu entsetzen. Nie war ein General geschickter zum Kommando, als er. Mit einer von Natur starken und athletischen Leibesgestalt, vereinigte er die sanftesten Sitten; er war der kühnste, und doch der gutherzigste Mann in der ganzen Armee; der geringste Soldat war sein Kamerad, und doch hielt keiner genauer auf die strengste Beobachtung der Kriegszucht: aber was seinen Charakter vollkommen macht, er bemühete sich beständig, seine Würden durch eben die Künste zu behaupten, wodurch er sie erworben hatte. Solche Soldaten, als die Römer damals waren, die ihr neuliches Unglück abgehärtet hatte, und die von einem solchen General angeführt wurden, mußten unüberwindlich seyn. Die Samniter waren die tapfersten Leute, mit welchen sie noch zu thun gehabt hatten, und das Treffen zwischen den beyden Nationen wurde von beyden Seiten mit der standhaftesten Entschlossenheit geführt. Aber das Glück der Römer behielt die Oberhand; die Samniter ergriffen endlich die Flucht, indem sie versicherten, daß sie nicht im Stande wären, den wilden Blicken und den feurigen Augen der Römer zu widerstehen. Der andere Konsul war indessen nicht eben so glücklich; denn da er unvorsichtiger Weise seine Armee in ein

Defilee geführt hatte, so kam er in Gefahr abgeschnitten zu werden, wenn nicht Decius, ein Tribun der Armee, einen Hügel, welcher den Feind beherrschte, in Besitz genommen hätte. Hierauf wurden die Samniter von beyden Seiten angegriffen, und mit großem Verlust in die Flucht geschlagen, indem sie nicht weniger als dreyßig tausend Mann Toden auf dem Schlachtfelde zurückließen.

Bald nachher suchten die Einwohner von Kapua darum an, daß eine römische Garnison bey ihnen überwintern möchte, um sie vor den Anfällen der Samniter in Sicherheit zu stellen. Ihr Verlangen wurde ihnen auch zugestanden; aber Kapua zeichnete sich immer dadurch aus, daß es die Kriegszucht verdarb, und seine Beschützer entnervte. Es bot ihnen so viele Vergnügungen dar, und befriedigte so reichlich alle weichlichen Leidenschaften, daß die römische Garnison anfieng, nicht nur ihren Muth, sondern auch ihre Tugend zu verlieren. Sie machte den Anschlag, die Einwohner umzubringen, und die Stadt für sich selbst in Besitz zu nehmen. Diesen Anschlag theilte sie ihren Kameraden in andern Theilen des Landes mit, und diese waren gleich bereit, an dem Vorschlage Theil zu nehmen. Aber endlich wurden die Of-

ficier davon benachrichtiget, welche eine so große Niederträchtigkeit verabscheuten, und daher die Legionen ins Feld führten, und sie in beständiger Bewegung erhielten, um sie zu verhindern, daß sie nicht wieder auf solche Anschläge denken möchten. Aber ungeachtet der Sorgfalt des Generals und der Officiere, machten die Soldaten, welche sich der härtesten Strafe wegen ihrer treulosen Entwürfe schuldig erkannten, einen Aufruhr, vereinigten sich zusammen, und marschierten gerades Weges auf Rom los. Eine Zeitlang fehlte es ihnen an einem Anführer, indem keiner Kühnheit oder Niederträchtigkeit genug hatte, eine Armee anzuführen, deren Vereinigung keinen andern Grund hatte, als Verrätherey. Endlich zwangen sie den Quintius, einen alten und angesehenen Soldaten, der sich damals auf dem Lande aufhielt, ihr Anführer zu seyn; und kamen, mehr durch ihre Wuth, als durch ihren General angeführt, der Stadt auf vier Stunden nahe. Ein so fürchterlicher Feind, welcher schon beynahe vor den Thoren war, setzte den Senat in keine geringe Furcht; er erwählte alsobald den Valerius Korvus zum Diktator und schickte ihn mit einer andern Armee gegen dieselbe ab. Die beyden Armeen standen jetzt gegen einander; Väter und Söhne sahen sich im Begriff

für

für eine entgegengesetzte Parthey mit einander zu fechten. Ein jeder anderer General, als Korvus, würde vielleicht diesen bürgerlichen Krieg aufs Aeusserste getrieben haben; allein da er sein Ansehn unter den Soldaten kannte, so begab er sich, anstatt auf eine feindseiige Weise den Anführern entgegen zu gehen, mit der vertrautesten Freundschaft zu ihnen, um seine alten Bekannten zu bewillkommen. „Ich habe, rief er, Gelegenheiten genug gehabt, meine Tapferkeit im Kriege zu zeigen, es „fehlt mir jetzt nur noch, dadurch Ruhm zu erwer„ben, daß ich Friede mache. Ihr könnet kein Miß„trauen in mich setzen, meine Freunde, oder glau„ben, daß Valerius Korvus jemals zu strenge seyn „kann, er, der noch nie ein Gesetz in dem Senat „angeordnet hat, welches euren Vortheilen zuwider „gewesen wäre. Ihr könnet nicht glauben, daß „derjenige strenge seyn werde, der immer bloß ge„gen sich selbst strenge gewesen ist. Aber, wozu „ihr euch immer entschließen möget, so bin ich ent„schlossen, mich also aufzuführen, wie sichs für mich „geziemet; wenn ich mein Schwert ziehe, so wird „es nicht eher geschehen; bis ihr zuerst das eurige „gezogen habt; wenn Blut vergossen werden soll, „so müsset ihr den Anfang machen. Aber was „für Blut wollt ihr vergießen? Nicht eurer Feinde,

„nicht der Samniter oder der Volscier, sondern „eurer Väter, Brüder, Kinder und Mitbürger; „und das im Angesicht dieser Berge, die euch bey- „des das Leben und die Erziehung gegeben haben. „Aber nein, das müsse nicht geschehen. Quintius, „wenn du der Anführer dieses schändlichen Feld- „zuges bist, so trage deine Forderungen vor: wenn „sie nur Billigkeit zum Grunde haben, so werden „wir sie mit Gnade bewilligen.“ Die ganze Armee war über diese Anrede gerührt. Quintius, als ihr Wortführer, verlangte bloß, daß man ihnen ihren Abfall von ihrer Pflicht vergeben möchte, und was ihn selbst anbetraf, da er an ihrer Verschwörung unschuldig war, so hatte er nicht Ursach, für seine Vergehungen um Vergebung zu bitten. So wurde dieser Abfall, welcher anfangs die Stadt mit so großer Gefahr bedrohete, durch die Klugheit und Mäßigung eines Generals unterdrückt, der seine größte Ehre darein setzte, sanftmüthig gegen seine Freunde, und bloß seinen Feinden furchtbar zu seyn. Die Aufrührer wurden wieder zu Gnaden angenommen, und da also der Diktator auswärts weiter nichts zu thun hatte, so legte er sein Amt nieder.

J. d. St. 411. Nachdem hiernächst der Krieg mit den Samniter eine Zeitlang mit abwech-

wechselndem Glücke geführt war, wurde ein Frieden geschlossen, welcher den Lateinern und den Kampaniern so unbillig zu seyn schien, daß sie dadurch zu einer Empörung bewogen wurden. Die ersteren giengen in ihren Forderungen so weit, daß sie darauf bestanden, es sollte einer von den Konsuln und die Hälfte des Senats aus ihnen erwählt werden; eher, sagten sie, würden sie nicht darauf denken Frieden zu machen. Die Römer versuchten anfänglich, sie durch sanfte Mittel von ihrem Vorhaben abzubringen; allein sie bestanden nur um desto hartnäckiger darauf, indem sie die Gelindigkeit der Römer ihrer Furcht beymaßen. Um sie also für ihren Uebermuth zu züchtigen, wurden die beyden Konsuln, Manlius Torquatus und Decius Mus, von dem Senat abgeschickt, um einen Einfall in ihr Land zu thun. Die Lateiner ließen es gar nicht an Zurüstungen zu einer tapfern Gegenwehr fehlen; so daß die beyden Armeen sich mit gleicher Erbitterung angriffen, und ein sehr blutiges und hartnäckiges Treffen erfolgte. In diesem Treffen zeigte sich die genaue Kriegszucht und der außerordentliche Patriotismus der Römer in einem solchen Grade, welcher vielmehr das Erstaunen, als die Bewunderung der Nachwelt erregt hat. Da die Lateiner und Römer ein benach-

bartes Volk, und ihre Kleidung, Waffen und Sprache dieselben waren, so war die genaueste Kriegszucht desto nothwendiger, um eine Verwirrung in dem Treffen zu vermeiden. Der Konsul Manlius ließ daher den Befehl ergehen, daß kein Soldat, die Reizung dazu möchte seyn, welche es wolle, seine Glieder verlassen sollte; und daß er denjenigen ohne Gnade würde hinrichten lassen, der diesem Befehl zuwider handelte. Mit dieser Ordre hatten beyde Armeen sich in Schlachtordnung gestellt, und waren im Begriff, das Treffen anzufangen, als Metius, der General der feindlichen Reuterey aus seiner Linie hervorritt, und irgend einen Ritter von der römischen Armee zum Zweykampf herausfoderte. Eine Zeitlang hielt sich alles stille, weil kein Soldat es wagen wollte, den Befehl seines Generals zu übertreten, bis Titus Manlius, des Konsuls eigner Sohn, von Schaam über die Feigheit der ganzen römischen Armee entbrannt, muthig gegen seinen Feind herausritt. Beyde Armeen verschoben eine Zeitlang das allgemeine Treffen, um Zuschauer dieses hitzigen Gefechtes abzugeben. Die beyden Ritter spornten ihre Pferde mit großer Heftigkeit auf einander los; Metius verwundete das Pferd seines Freundes im Nacken; aber Manlius war glücklicher, und tödtete das

Pferd

Pferd des Metius. Der Lateiner, welcher also auf die Erde fiel, bemühte sich eine Zeitlang sich auf seinem Schilde aufrecht zu erhalten; aber der Römer setzte ihm so nachdrücklich mit seinen Hieben zu, daß er ihn, als er aufstehen wollte, todt zur Erden legte. Hierauf zog er ihm seine Rüstung aus, und kehrte triumphirend zu dem Zelt des Konsuls, seines Vaters, zurück, wo derselbe zum Treffen Anstalt machte, und Befehle austheilte. So sehr ihm auch seine Kameraden ihren Beyfall zugejauchzt hatten, so zweifelte er doch noch an der Aufnahme, die er bey seinem Vater finden würde; er näherte sich ihm daher mit ängstlicher Besorgnis, legte die Rüstung des Feindes zu seinen Füßen, und gab mit einer bescheidnen Miene zu verstehen, daß das, was er gethan habe, bloß aus einem Geist angebohrner Tapferkeit entsprungen sey. Aber er wurde bald auf eine schreckliche Weise seines Irrthums gewahr, als sein Vater sich von ihm wegwandte, und befahl, daß man ihn öffentlich vor die Armee heraus führen sollte. Hier redete ihn der Konsul mit finstern Blicke, aber doch mit Thränen, also an: „Titus Manlius, da du weder die Würde des Konsulats, „noch die Befehle deines Vaters geachtet; da du „die Kriegszucht gestöhrt, und ein Muster des Un-

„gehor-

„gehorsams durch sein Beyspiel gegeben hast: so „setzest du mich in die traurige Nothwendigkeit, „entweder meinen Sohn, oder mein Vaterland auf„zuopfern. Aber laß uns in dieser schrecklichen „Wahl nicht wanken; tausend Leben wären in ei„ner solchen Sache nicht zu kostbar; auch hoffe „ich nicht, daß du selbst dich weigern werdest zu „sterben, da dein Vaterland die Vortheile deiner „Leiden einerndten wird. Geh, Liktor, binde ihn, „und laß seinen Tod uns in Zukunft zum Beyspiel „dienen." Die ganze Armee wurde mit Entsetzen über diesen unnatürlichen Befehl erfüllet; die Furcht hielt sie eine Zeitlang zurück; aber als sie den Kopf ihres jungen Helden abgeschlagen, und sein Blut auf die Erde strömen sahen, konnten sie ihre Verwünschungen und ihre Seufzer nicht länger zurückhalten. Sein Leichnam wurde außer das Lager gebracht, und mit der Beute seines überwundenen Feindes ausgeschmückt, mit aller Pracht der kriegerischen Trauer begraben.

Unterdessen hub das Treffen mit gleicher Wuth von beyden Seiten an; und da die beyden Armeen oft unter den nehmlichen Anführern gefochten hatten, so schlugen sie sich mit aller Erbitterung eines bürgerlichen Krieges. Die Lateiner verließen sich vornehmlich auf ihre körperliche

Stärke; die Römer auf ihre unüberwindliche Tapferkeit und geschickte Anführung. Truppen, die sich so wenig nachgaben, schienen bloß den Schutz ihrer Gottheiten zu bedürfen, um die Schale des Sieges auf die eine oder die andere Seite zu neigen; und in der That hatten die Augurn vorher gesagt, wenn es irgend einem Theile der römischen Armee unglücklich gienge, so sollte der Anführer dieses Theils sich den unsterblichen Göttern weihen, und als ein Opfer für sein Vaterland sterben. Manlius kommandirte den rechten Flügel, und Decius den linken. Beyde fochten eine Zeitlang mit zweifelhaftem Glücke, da ihre Tapferkeit gleich war; aber endlich fieng der linke Flügel der Römer an zu weichen. Und da entschloß sich Decius, sich für sein Vaterland den Göttern zu weihen, und sein Leben als ein Opfer hinzugeben, um seine Armee zu retten. Also entschlossen, rief er dem Manlius mit lauter Stimme zu, und fragte ihn, da er der oberste Priester (Pontifex maximus) war, auf was für Weise er sich einweihen, und was für Worte er dabey gebrauchen müsse. Nach seiner Anweisung also weihete er sich, in einen langen Rock gekleidet, das Haupt bedeckt, mit vorwärts ausgestreckten Armen, und auf einem Wurfspieß stehend, den Göttern des Himmels und des

Todten-

Todtenreichs für das Wohl seines Vaterlandes. Hierauf bewaffnete er sich, stieg zu Pferde, stürzte mitten unter die Feinde, und verbreitete Schrecken und Bestürzung wohin er kam; bis er endlich mit Wunden bedeckt niederfiel. Unterdessen betrachtete die römische Armee diese Aufopferung als die gewisse Versicherung eines glücklichen Erfolgs; und auf den Aberglauben der Lateiner hatte eine solche Entschlossenheit keinen geringern Einfluß; es erfolgte eine allgemeine Flucht; die Römer setzten ihnen von allen Seiten zu, und die Niederlage war so groß, daß kaum der vierte Theil der Armee mit dem Leben davon kam. Dies war das letzte Treffen von einiger Erheblichkeit, welches zwischen den Lateinern und Römern vorfiel; die erstern sahen sich gezwungen, unter harten Bedingungen um Frieden zu bitten, und als zwey Jahre nachher ihre stärkste Stadt Pädum erobert ward, so wurden sie dadurch gänzlich der römischen Oberherrschaft unterworfen.

Die Samniter waren indessen noch nicht überwunden; es war vor einiger Zeit ein Friede mit ihnen geschlossen, aber man schien auf beyden Seiten nicht geneigt zu seyn, ihn lange zu halten. Der Beystand, welchen sie den Kampaniern leisteten, die ehemals die Römer um ihren Schutz

gegen

gegen sie angeflehet, und jetzt den ihrigen gegen die Römer erbeten hatten, erneuerte einen Krieg, welcher, wenn er gleich manchmal durch Aufschub und Traktaten unterbrochen wurde, sich doch nur mit dem Untergange dieses Staats endigen sollte. Auf eine Zeitlang schien freylich das Schicksal der beyden Nationen sehr ungewiß zu seyn; denn obgleich die Samniter im Ganzen den Kürzern zogen, so machte doch ein sehr harter Unfall, welcher die Römer um diese Zeit betraf, eine Pause in ihrem gewöhnlichen guten Glücke, und neigte die Schale eine Zeitlang auf die Seite des Feindes. Da der Senat den Samnitern den Frieden abgeschlagen, so beschloß ihr General Pontius, dasjenige durch List zu gewinnen, was er so oft durch Gewalt verloren hatte. Er führte demnach seine Armee in ein enges Thal, Namens Klaudium, besetzte alle Ausgänge desselben, und schickte darauf zehn von seinen Soldaten wie Hirten gekleidet, ab, mit dem Befehl, sich auf den Weg zu begeben, welchen die Römer marschieren mußten. Es gieng, wie er gewünscht hatte; der römische Konsul traf sie auf dem Wege an, hielt sie für das, was sie zu seyn schienen, und fragte sie, was für einen Weg die Armee der Samniter genommen hätte.

J. d. St. 431.

Sie antworteten ihm mit angenommener Gleichgültigkeit, sie wären vor Luceria, eine Stadt in Apulien, gerückt, und belagerten sie jetzt. Der römische General, welcher die List, womit man ihn zu fangen suchte, gar nicht argwöhnte, marschierte gerades Weges auf dem kürzsten Wege nach Luceria, der durch das enge Thal gieng, um die Stadt zu entsetzen; und er wurde nicht eher den Betrug gewahr, als bis er seine Armee umringt, und von allen Seiten eingesperret sah. Als die Samniter die römische Armee mit so großem Vortheil eingeschlossen hatten, schickten sie alsobald an den Herennius, den Vater ihres Generals, um ihn zu fragen, was sie jetzt thun sollten. Der alte schlaue Samniter, welcher die Denkungsart der Römer kannte, und wußte, daß ein stolzer Feind entweder gänzlich überwunden, oder gänzlich gewonnen werden müsse, gab seinem Sohn den Rath, entweder sie alle ohne Unterschied niederzuhauen, oder sie alle ohne Schimpf und Beleidigung loszulassen; eines von beyden, sagte er, sey schlechterdings nothwendig; das erstere würde sie außer Stand setzen, ins künftige den Samnitern zu schaden; das letztere würde ihnen eine Verpflichtung auflegen, deren sie sich nie entledigen könnten. Dieser Rath, wiewohl er der klügste war, der

sich denken ließ, wurde verworfen; man schlug einen Mittelweg ein, welcher bloß dazu diente, die Römer zu erbittern, aber nicht, sie zu bezwingen. Pontius nöthigte die Armee erstlich unter dem Joch her zu gehen, nachdem sie vorher alles, außer ihre Unterkleidung abgelegt hatte; hiernächst mußte sie sich anheischig machen, das Gebiet der Samniter gänzlich zu verlassen, und künftig immer den Bedingungen des vorigen Bündnisses gemäß zu leben. Die Römer waren gezwungen, sich diesen schimpflichen Vertrag gefallen zu lassen, und marschirten entwaffnet, halb nackend, und brennend vor Begierde, ihre verlorne Ehre wieder zu erwerben, nach Kapua. Als die Armee zu Rom ankam gerieth die ganze Stadt in die äußerste Bestürzung über ihre schimpfliche Rückkehr. Nichts als Wuth und Rache sah man auf jedem Gesicht, indeß die Konsuln, welche die unglücklichen Werkzeuge ihrer Schande waren, sich nicht öffentlich sehen lassen, oder ihre nöthigen Amtsverrichtungen versehen wollten. Es ward ein Diktator erwählt, welcher, weil er keine Gelegenheit hatte, etwas zu thun, sein Amt wieder nieder legte, so daß der Staat eine Zeitlang ohne eine höchste Obrigkeit blieb; man sah nichts als Gram und Unwillen, und die ganze Stadt befand sich in Trauer.

Doch dies war nur ein vorübergehendes Unglück, der Staat hatte von seinem Ruhm, aber nicht von seiner Macht verloren. Er suchte nur eine Gelegenheit, einen Vertrag zu brechen, welchen die Armee bloß aus Noth gemacht hatte, und die beyden Konsuln, welche den Traktat geschlossen hatten, übergaben sich dem Feinde, als die einzigen Personen, die man deshalb zur Rechenschaft ziehen könnte. Aber Pontius, welcher richtig anmerkte, daß das Leben zweyer Leute keine Erstattung für das Leben einer ganzen Armee abgeben könnte, weigerte sich diese Genugthuung anzunehmen, und sandte sie mit bittern Beschwerden über die Treulosigkeit der Römer zurück. Der Krieg wurde also jetzt erneuert, und die Samniter in verschiednen Treffen überwunden, indem die Römer ihnen ebenso begegneten, als ihnen vorher begegnet war. Diese Vortheile der Römer brachten einen zweyjährigen Stillstand zuwege; und als der verflossen war, wurde der Krieg, wie gewöhnlich, viele Jahre hinter einander fortgesetzt, die Macht der Samniter nahm täglich ab, und die Zuversicht der Römer wurde mit jedem Siege vermehrt. Papirius Kursor, welcher zu verschiedenen Zeiten Konsul und Diktator war, triumphirte mehrmals über sie. Fabius Maximus hatte auch seinen

Antheil an dem Ruhme sie überwunden zu haben; und Decius, der Sohn jenes Decius, welcher sich etwa vierzig Jahre vorher für sein Vaterland aufopferte, folgte dem Beyspiel seines edlen Vaters, indem er sich auch mitten in die Feinde stürzte, und das Leben seiner Mitbürger durch den Verlust seines eignen erkaufte. Es kann uns in der That wunderbar vorkommen, wie die Samniter so lange Zeit der römischen Macht die Spitze bieten können; aber wir müssen bedenken, daß alle sie umgebende kleine Staaten, die entweder aus Interesse oder aus Eifersucht über die wachsende Größe der Römer mit ihnen verbunden waren, ihnen beystanden. So schickten die Tarentiner, die Lukaner, die Thuriner und alle südlichen Staaten Italiens nach einander ihnen Hülfstruppen zu, welche dem Fortgange der Sieger eine Zeitlang Einhalt thaten. Aber dieser Aufschub dauerte nicht lange; sowohl sie, als die Samniter, sahen sich, nach wiederholten Niederlagen, endlich ihrer Städte und des größten Theils ihres Landes beraubt: sie fühlten sich, am Ende des Krieges, gänzlich erschöpft; beynahe zweymal hundert tausend ihrer tapfersten Leute waren im Treffen umgekommen, und die Ueberbleibsel gänzlich außer Stande, den Siegern Widerstand zu thun.

In dieser Noth, da die italiänischen Staaten nicht mehr im Stande waren, sich selbst zu vertheidigen, sahen sie sich genöthigt, den Beystand einer fremden Macht zu Hülfe zu rufen, und nahmen daher zu dem Pyrrhus, dem König von Epirus, ihre Zuflucht, um sie von dem bedrohenden Untergange zu retten.

Pyrrhus, ein König von großer Tapferkeit, Ehrbegierde und Macht, hatte sich immer das Beyspiel Alexanders, seines großen Vorgängers, zur Nachahmung vorgestellt: er wurde für den erfahrnsten General seiner Zeit gehalten, und kommandirte eine Armee, welche damals für die am besten disciplinirte in der Welt gehalten wurde. Die Römer hatten daher jetzt nicht mehr mit tumultuarischen Truppen zu fechten, die zur Zeit der Noth angeworben waren, und deren Sieg bloß von ihrer Tapferkeit abhieng; sie hatten es mit einer Armee zu thun, die unter dem polirtesten Volke der damaligen Welt geworben, unter den größten Generalen gebildet war, und von dem berühmtesten Anführer seiner Zeit angeführt wurde. Pyrrhus, welcher, wie gesagt, von den Tarentinern um Hülfe angesprochen war, die ihn im Namen aller dem Untergange nahenden Staaten Italiens beschwuren, sie von dem bevorstehenden Verderben zu retten, versprach, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Unterdessen schickte er ein Korps von drey tausend Mann nach Italien hinüber, unter dem Kommando des Cineas, eines erfahrnen Kriegers und Schülers des großen Redners Demosthenes. Er selbst blieb auch nicht lange zurück, sondern schiffte sich bald nachher mit drey tausend Mann zu Pferde, zwanzig tausend zu Fuß, und zwanzig Elephanten ein, auf welche man damals ein Vertrauen zu setzen anfieng. Aber nur ein kleiner Theil dieser großen Zurüstungen kam mit ihm in Italien an; denn viele seiner Schiffe waren in einem Sturm theils zerstreuet, theils gänzlich zu Grunde gegangen. Nach seiner Ankunft zu Tarent, gieng seine erste Sorge dahin, das Volk, welchem er beystehen wollte, zu verbessern; denn er sah, daß eine gänzliche Verderbniß der Sitten in dieser üppigen Stadt herrschte, und daß die Einwohner mehr mit ihren Vergnügungen, mit Baden, Festen und Tanzen, als mit der Sorge, sich zum Kriege zu rüsten, beschäfftigt waren; er gab daher Befehl, daß alle Oerter, welche zu den öffentlichen Lustbarkeiten bestimmt waren, zugeschlossen, und alle solche Lustbarkeiten, welche die Soldaten zum Kriege ungeschickt machten, eingestellt werden sollten. Er bemühte sich, die freche Art, wie sie ihren Obrigkeiten begegneten, zu unterdrücken, und forderte

so gar einige, die spöttisch von ihm geredet hatten, vor ihm zu erscheinen. Indessen ließ er sich doch, durch die witzige Art, wie sie die Beschuldigung eingestanden, bewegen sie nicht zu strafen. „Ja, „sagten sie, wir haben alles dieses von dir ge„gesagt, und wir würden noch mehr gesagt ha„ben, wenn unser Wein nicht aus gewesen wä„re.“ Aber ob er ihnen gleich mit einem Lächeln vergab, so gebrauchte er doch die klügste Vorsichtigkeit, um sich vor ihrer bekannten Falschheit in Sicherheit zu stellen; er schickte seinen Sohn aus der Stadt, und schaffte alle diejenigen weg, von welchen er argwöhnte, daß sie am geneigtesten wären, einen Aufruhr zu befördern. Unterdessen thaten die Römer alles, was die Klugheit ihnen nur rathen konnte, um sich einem so furchtbaren Feinde zu widersetzen; und der Konsul Lävinus wurde mit einer zahlreichen Armee abgeschickt, um seinen Progressen Einhalt zu thun. Pyrrhus marschierte ihm daher entgegen, wiewol seine ganze Armee noch nicht angekommen war; vorher aber schickte er einen Gesandten an die Römer ab, und bat, daß sie ihm erlauben möchten, einen Vermittler zwischen den Römern und Tarentinern abzugeben. Hierauf gab Lävinus zur Antwort, daß er ihn weder als einen Vermitt-

ler schätze, noch als einen Feind fürchte; hierauf führte er den Gesandten durch das römische Lager, und bat ihn, er möchte alles, was er sähe, wohl beobachten, und seinem Herrn getreuen Bericht davon abstatten.

Da also der Krieg auf beyden Seiten beschlossen war, so rückten die Armeen gegen einander, und schlugen ihre Lager, an den entgegengesetzten Ufern des Flusses Lyris, im Angesichte eines des andern auf. Pyrrhus war immer äußerst sorgfältig in der Anordnung seines Lagers und in der Beobachtung des feindlichen. Hier war es, daß er, als er einst an den Ufern des Flusses spazieren gieng, und die römische Art sich zu lagern in Augenschein nahm; ausrief, indem er sich zu einem seiner Günstlinge wandte: „Diese Barbaren scheinen mir „auf keine Weise barbarisch zu seyn; und ich „fürchte, wir werden nur zu bald finden, daß „daß ihre Handlungen ihrer Entschlossenheit gleich „sind.“ Mittlerweile schickte er ein Korps seiner Truppen die Ufer des Flusses hinab, und stellte sie in Bereitschaft, im Fall sie einen Versuch machen sollten, ihn zu paßiren, ehe er seine ganze Armee zusammen gebracht hätte. Es gieng gerade so, wie er erwartet hatte; der Konsul gab, mit einer Hitze, die seine Unerfahrenheit bewies, Befehl,

daß man den Fluß, an dem Orte, wo man hindurch gehen konnte, paßiren sollte; und die epirische Avantgarde, welche sich vergebens bemühte, ihm Widerstand zu thun, sah sich genöthigt, sich zu dem Hauptkorps der Armee zurückzuziehen. Als Pyrrhus das Unternehmen der Feinde erfuhr, so hoffte er anfänglich; ihre Reuterey abzuschneiden, ehe sie durch die Infanterie, welche noch nicht herüber war, verstärkt werden könnte, und führte daher in Person ein auserlesenes Korps Reuterey gegen sie an. Bey dieser Gelegenheit bewies er sich seines großen Ruhmes würdig: man sah ihn beständig an der Spitze seiner Leute, wie er sie muthig anführte und mit ruhiger Gelassenheit ihren Angriff lenkte; indem er zugleich das Geschäfft eines Generals und die Pflicht eines gemeinen Soldaten erfüllte, zeigte er die größte Gegenwart des Geistes mit der größten Tapferkeit in seiner Person vereinigt. Man unterschied ihn vor allen andern durch seine edle Miene und seine reichen Waffen; so daß allenthalben, wo er sich sehen ließ, das Gedränge der Schlacht sich um ihn sammelte. Da sein Pferd mitten in dem Handgemenge unter ihm getödtet wurde, so sah er sich genöthigt, seine Rüstung mit einem seiner Begleiter zu vertau-

schen,

schen, und seinen Leuten auf einer andern Seite des Treffens zu Hülfe zu eilen, wo seine unmittelbare Gegenwart erfordert wurde. Die römischen Ritter, welche diesen Begleiter für den König selbst hielten, richteten unterdessen alle ihre Angriffe auf ihn; sie tödteten ihn auch endlich, und überbrachten seine Rüstung dem Konsul. Die Nachricht von des Königs Tode breitete sich gleich durch beyde Armeen aus; die Griechen geriethen darüber in ein panisches Schrecken, und die Römer fiengen an, sich des Sieges versichert zu halten. Aber Pyrrhus kam den Augenblick mit entblößtem Kopfe in die fördersten Glieder, rief einmal über das andere aus, daß er noch lebe, und flößte also seinen Soldaten neuen Muth ein. Endlich waren die römischen Legionen den Fluß paßirt, und das Treffen war nunmehr allgemein geworden; die Griechen fochten mit dem Bewußtseyn ihres ehemaligen Ruhms, und die Römer mit der Begierde neuen Ruhm einzuerndten: man hatte bis dahin noch nie so verschieden disciplinirte Armeen einander entgegen gestellt gesehen, und es ist bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden, ob der Phalanx der Griechen, oder die Legion der Römer den Vorzug verdiene. Der Sieg blieb lange zweifelhaft; die Römer hatten siebenmal den Feind zu-

rückge-

rückgeschlagen, und waren eben so oft wieder zurückgetrieben: aber endlich schickte Pyrrhus seine Elephanten mitten in das Handgemenge, und diese gaben der Sache den Ausschlag zu seinem Vortheil. Die Römer, welche noch nie Geschöpfe von solcher Größe gesehen hatten, geriethen nicht nur über ihre unerschrockne Wildheit, sondern auch über die Thürme, die auf ihren Rücken gebauet, und mit bewaffneten Leuten angefüllt waren, in Schrekken. Sie betrachteten sie mehr wie Ungeheuer, die sie zerstören sollten, als wie Thiere, die man dazu abgerichtet hätte, sie zum Weichen zu bringen; und nicht nur die Menschen, sondern auch die Pferde nahmen an dieser allgemeinen Bestürzung Theil; sie konnten weder den Geruch, noch das Geschrey dieser schrecklichen Geschöpfe ertragen, sondern warfen ihre Reuter ab, und erfüllten die Glieder mit Verwirrung. Nun sah Pyrrhus, daß er das Treffen gewonnen habe; er sandte seine Thessalische Reuterey ab, um den in Unordnung gebrachten Feind anzugreifen, und trieb ihn dadurch gänzlich in die Flucht. Es erfolgte hierauf eine schreckliche Niederlage der Römer; funfzehn tausend Mann blieben auf dem Platze, und achtzehn hundert wurden zu Gefangenen gemacht. Den Siegern aber gieng es nicht viel besser, als

den

den Ueberwundenen; Pyrrhus selbst war verwundet, und dreyzehn tausend von seinen Leuten blieben auf dem Platze. Die einbrechende Nacht machte der Niederlage auf beyden Seiten ein Ende, und man hörte den Pyrrhus sagen, noch ein solcher Sieg würde seine ganze Armee zu Grunde richten. Den folgenden Tag, als er das Schlachtfeld betrachtete, konnte er sich nicht enthalten, die Leichname der getödteten Römer mit Bewunderung anzusehen: er sah, daß sie alle ihre Wunde vorne bekommen hatten, und daß ihre Miene selbst im Tode eine so edle Entschlossenheit, und einen so fürchterlichen Blick zeigte, der ihm Ehrfurcht abnöthigte; er rief daher mit dem wahren Geist eines kriegerischen Abentheurers aus: „O wie leicht „wollte ich die ganze Welt erobern, wenn die Rö„mer meine Soldaten, oder ich ihr König wäre!“ Diese gute Aufführung bey einem Feinde gefiel den Römern sehr, noch mehr aber seine völlige Begegnung und seine Höflichkeit gegen die Gefangenen; eine solche Verfeinerung der Sitten hatten die Römer noch von den Griechen zu lernen; aber man durfte diesem edlen Volke eine Verbesserung in den Sitten oder im Kriege nur zeigen, so waren sie gleich bereit, sie nach zuahmen.

Die Römer waren zwar geschlagen, aber nicht überwunden; sie waren gleich mit aller möglicheu Sorgfalt bedacht, ihre Armee zu ergänzen, und sich dem Sieger zu widersetzen, welcher, mit den südlichen Staaten Italiens vereinigt, gerades Weges auf Rom los marschirte. Indessen wollte er sie doch nicht gern aufs äußerste treiben; und da er sah, daß sie große Zurüstungen machten, so hielt ers fürs Beste, sich mit einem Feinde in Unterhandlungen einzulassen, nachdem er einen Sieg über ihn erfochten hatte. Er entschloß sich daher, seinen Freund Cineas, den Redner, an sie abzuschicken, und mit ihnen in Unterhandlung zu treten, und alle seine Künste anzuwenden, um sie zum Frieden zu bewegen. Er hatte lange ein großes Vertrauen auf die Geschicklichkeit und die Beredtsamkeit dieses Schülers des großen Demosthenes gesetzt, und oft versichert, er habe mehr Städte durch die Beredtsamkeit des Cineas als durch seine Waffen erobert. Der alte listige Grieche war bereit, diese Gesandtschaft zu übernehmen, und fieng seine Unterhandlung, so bald er nach Rom gekommen war, damit an, daß er sich bemühete, nicht nur die Senatoren, sondern auch ihre Frauen; durch Geschenke, die er ihnen im Namen seines Herrn überbrachte, zu gewinnen.

Aber

Aber dieses war das Zeitalter der römischen Tugend; die Senatoren weigerten sich, diese Geschenke anzunehmen, welche sie als Bestechungen, ihr Vaterland zu verrathen, ansahen; und die Frauen gaben ihren Männern an edler Uneigennützigkeit nichts nach. Sie baten ihn, er möchte seinem Herrn diese Lockspeisen zur Verrätherey zurückgeben, und thaten hinzu, sie würden nur dann seine Anerbietungen annehmen, wenn der Senat überlegt hätte, ob sie seine Freundschaft annehmen sollten. Nie war eine Zeit, in welcher alle kriegerischen und patriotischen Tugenden in einem so großen Glanze stralten, als jetzt. Die Senatoren, welche durch ein neuerliches Gesetz, wie ich erzählt habe, fast ganz bis zu dem Volke herabgesetzt waren, fiengen an, bloß durch die Tugend einen Vorzug zu suchen, und verachteten diejenigen Reichthümer, welche nicht so sehr vergrössert werden konnten, daß sie dadurch sehr über den Pöbel wären erhoben worden. Also war es dem Cineas, mit aller seiner Kunst, unmöglich, die Römer, entweder durch Bestechung oder durch besondere Ueberredung zu verführen. Da er also diese Mittel unwirksam fand, so fieng er an, mehr öffentlich in seinem Geschäffte zu Werke zu gehen, und wurde, auf sein Ansuchen, in die

Ver-

Versammlung des Senats eingeführt. Hier fieng er damit an, daß er die Tapferkeit und die Gnade seines Herrn, seine Begierde die Tugend zu beschützen, und seine besondere Hochachtung für die Römer erhob. Hiernächst fuhr er fort, die Seligkeit des Friedens darzulegen, und die schöne Gelegenheit, welche der Senat jetzt hätte, ihn wieder herzustellen. Er bot ihnen im Namen seines Herrn an, alles, was er im letzten Treffen in seine Gewalt bekommen hätte, ohne Ranzion, zurückzugeben; den Römern bey einer künftigen Gelegenheit beyzustehen; und alles was er dagegen von ihnen foderte, war ihr Bündniß und ihre Freundschaft, doch mit der Erlaubniß, daß die Tarentiner in diesen Traktat mit eingeschlossen wären. Diese Anerbietungen und noch mehr die Beredtsamkeit des Redners schienen die ganze Versammlung zu rühren; alles schien geneigt, sich den Vorschlag des Königs gefallen zu lassen, und man redete durchgängig in der ganzen Stadt von den Frieden, als von einer ganz gewissen Sache. So stunden die Sachen, als Appius Klaudius, ein alter Senator, welcher jetzt vor Alter blind geworden war, und sich schon lange der öffentlichen Geschäfte entzogen hatte, sich in einer Sänfte ins Rathhaus tragen ließ. Das Erstaunen ihn wieder in dem Senat zu sehen, und die unzähligen

Schwachheiten, die er hatte überwinden müssen, um hinein zu kommen, erregten in der ganzen Versammlung die größte Aufmerksamkeit und Stille. „Ich habe lange, sagte er, indem er sich „von seinem Sitz aufhub, meine Blindheit und „meine Schwachheit als Uebel angesehen; ich „glaubte, der Himmel hätte mich in dem letztern „Theil meines Lebens für die Fehler, die ich in „meiner Jugend begangen, strafen, und eine thö„richte Jugend mit einem schmerzhaften Alter „vergelten wollen. Aber jetzt, ihr Väter, finde ich, „daß dasjenige eine vorzügliche Wohlthat für mich „ist, was ich bisher als ein Unglück angesehen „habe; sintemal der Verlust meines Gesichts mich „verhindert, die Schande meines Vaterlandes zu „sehen. Ja, wenn es auf meinen Wunsch an„käme, so möchte ich auch taub seyn, damit ich nicht „länger Dinge hörte, die jetzt in den Herzen jedes „tugendhaften Römers den größten Unwillen ent„zünden müssen. Wie verschieden seyd ihr jetzt „von dem, was ihr vor einigen Jahren waret! „Alexander, welchen die Welt den Großen genannt „hat, wurde damals in Rom für Nichts geach„tet; wir schrieben alle seine Eroberungen nicht „seiner Tapferkeit, sondern seinem Glücke zu. Ihr „wünschtet damals, daß der Strom des Krieges

„ihn in Italien geführt haben möchte, bloß um „der Welt zu zeigen, daß er euch nicht gleich „komme. Aber ach, wie tief seyd ihr jetzt gefal„len! Ihr wünschtet damals mit dem Ueberwin„der Griechenlandes zu fechten, und jetzt fürch„tet ihr euch, euch mit einem von denen Staaten „einzulassen, die er wirklich überwunden hat. Ihr „wünschtet mit dem Alexander zu fechten, und „ihr scheuet euch vor einem, welcher sein Vater„land verlassen hat, mehr aus Furcht vor seinen „alten Feinden, als aus Begierde neue zu finden. „Es ist uns also jetzt nichts anders übrig, als ent„weder dem Pyrrhus muthig ins Feld entgegen zu „gehen, oder alle die Verachtung geduldig zu „leiden, welche die benachbarten Staaten Ita„liens auf uns werfen werden; und uns also, „da wir einen Krieg zu vermeiden suchen, in „hundert andre zu verwickeln.“ Diese Rede wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen; die ganze Versammlung lobte ihren alten rauhen Redner mit der größten Wärme und die sanften Reden des Eineas wurden nicht weiter angehört. Da er also nicht im Stande war, etwas durch seine Gesandschaft auszurichten, so kehrte er also mit der Antwort zurück, daß der Senat sich nicht eher in Friedensunterhandlungen mit dem Pyrrhus

einlassen würde, als bis er mit seiner Armee Italien verlassen hätte.

Da Cineas sich also in seinen Erwartungen betrogen sah, so kehrte er zu seinem Herrn zurücke und erhob beydes die Tugenden und die Größe der Römer. Der Senat, sagte er, schien eine ehrwürdige Versammlung von Halbgöttern, und die Stadt ein Tempel zu ihrer Aufnahme zu seyn. Dieses erkannte Pyrrhus bald nachher selbst, durch eine Gesandtschaft von Rom, die Ranzion und Auswechselung der Gefangenen betreffend. An der Spitze dieser ehrwürdigen Gesandtschaft befand sich Fabricius, ein alter Senator, der schon lange seinen Mitbürgern ein Muster der äußersten Armuth, mit der fröhlichsten Genügsamkeit verbunden, gewesen war. Dieser praktische Philosoph, welcher ehemals Konsul gewesen, und jetzt römischer Gesandter war, hatte kein anderes Silbergeschirr in seinem Hause, als einen kleinen Becher, dessen Boden noch dazu von Horn war. Da es seinen Töchtern an Vermögen fehlte, so war der Senat so edelmüthig, daß er sie aus der öffentlichen Schatzkammer ausstattete. Die Samniter hatten ihm vormals große Geschenke angeboten, aber er schlug sie aus, indem er sagte, er sey schon reich genug, da er die Kunst gelernt

hätte, durch die Einschränkung seiner Begierden seine Bedürfnisse zu vermindern. Pyrrhus empfieng diesen berühmten Greis mit vieler Höflichkeit; und um zu sehen, in wie fern das Gerücht zu seinem Vortheil die Wahrheit sagte, so bot er ihm reiche Geschenke an, die aber der Römer ausschlug. Um nun auch seine Gleichmüthigkeit auf die Probe zu setzen, so ließ er den folgenden Tag einen von seinen Elephanten hinter die Tapeten stellen, der auf ein gegebenes Zeichen seinen Rüssel über den Kopf des Gesandten erhob, und zugleich noch andere Künste machte, um ihn in Furcht zu setzen. Aber Fabricius, ohne seine Miene zu verändern, lächelte, und sagte zum König, er sähe das Fürchterliche dieses Tages mit eben dem Auge an, als die Anlockungen des vorigen. Pyrrhus, welcher vergnügt darüber war, so viele Tugend bey einem Manne zu finden, den er als einen Barbaren angesehen hatte, war also bereit, ihm die einzige Gunstbezeugung, die, wie er wußte, ihn glücklich machen konnte, zu bewilligen. Er ließ die römischen Gefangenen los, und vertraute sie dem Fabricius allein an, nachdem ihm derselbe versprochen hatte, daß er, im Fall der Senat entschlossen wäre, den Krieg fortzusetzen, sie sobald es nöthig fände, zurückfordern könnte.

Unterdessen hatte die römische Ar- J. d. St.
mee sich von ihrer letzteren Niederlage 474.
wieder erholt, und den beyden Konsuln des folgenden Jahres, Sulpicius und Decius, wurde das Kommando derselben aufgetragen. Das panische Schrecken, welches sie anfänglich wegen der Elephanten befallen hatte, fieng jetzt an, sich zu verlieren; und die Generale bemühten sich mit grossem Fleiß die Kriegszucht des Pyrrhus, und die griechische Art sich zu lagern, nachzuahmen. Auf diese Weise nahmen sie immer von andern Nationen Verbesserungen an, und lernten durch Niederlagen die Kunst unüberwindlich zu werden. Beyde Armeen begegneten sich bey der Stadt Askulum, beynahe gleich an der Zahl, indem eine jede ungefähr vierzig tausend Mann stark war. Die Gegend war waldigt, und also dem Pyrrhus hinderlich, weil er sich in derselben seines Phalanx und der Elephanten nicht so vortheilhaft, als in der Ebene bedienen konnte. Er gieng daher eine Zeitlang bloß vertheidigungsweise zu Werke, bis ihm etwa die Nacht Gelegenheit geben möchte, eine vortheilhafte Stellung zu wählen. Den folgenden Morgen ließ er ein Detaschement von der Reuterey die Anhöhen in Besitz nehmen, und also die Römer zwingen, sich

in die Ebene zurückzuziehen. Als sie dieses glücklich ausgerichtet hatten, so brachte er seine Elephanten in das Gefecht, wo es am dickesten war, und da er seine Schleuderer und Bogenschützen mit ihnen vermischte, so machte er dadurch ein solches Korps, welchem die Römer kaum zu widerstehen im Stande waren; da sie überdem den Vortheil nicht hatten, sich, wie den vorigen Tag, bald vorwärts, bald rückwärts zu ziehen, so wurde das Treffen sehr gedrängt und allgemein. Die römischen Legionen waren anfangs nicht im Stande, in den griechischen Phalanx einzudringen; aber endlich richteten sie, wegen ihres eignen Lebens unbesorgt, ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Endlich, nach einem langen und hartnäckigen Gefecht, behielt doch die griechische Disciplin die Oberhand; und die Römer, welchen von allen Seiten zugesetzt wurde, vornehmlich von den Elephanten, sahen sich genöthigt, sich in ihr Lager zurückzuziehen, indem sie sechstausend Mann Tode auf dem Schlachtfelde zurück ließen. Aber die Feinde hatten eben nicht Ursach, sich ihres Sieges zu rühmen, indem sie vier tausend Mann Tode hatten; so daß Pyrrhus einem seiner Soldaten, der ihm zu seinem Siege Glück wünschte, zur Antwort gab: „Noch einen solchen Sieg,

so

„so bin ich verloren." Mit Recht konnte er dieses sagen, da er jetzt den größten Theil derjenigen Truppen, die er mit sich gebracht, verloren hatte, und seine Freunde und Generale auch größtentheils das Leben eingebüßt hatten.

Mit diesem Treffen wurde der Feldzug beschlossen; das folgende Frühjahr aber wurde er mit gleichem Eifer auf beyden Seiten wieder erneuert. Pyrrhus hatte neue Truppen von Hause bekommen; und der alte Fabricius, welcher mit dem Aemilius zum Konsul erwählt war, kommandirte die Römer, die über ihre vorigen Niederlagen den Muth noch gar nicht verloren hatten. Da die beyden Armeen sich einander näherten, und nur noch in kleiner Entfernung waren, wurde dem Fabricius ein Brief von dem Arzt des Königs gebracht, worinn sich derselbe erbot, daß er den König, gegen eine gehörige Belohnung, ums Leben bringen, und also die Römer von einem mächtigen Feinde und einem gefährlichen Kriege befreyen wollte. Fabricius fühlte bey diesem niederträchtigen Antrage allen den redlichen Unwillen, der mit seinem vorigen Charakter übereinstimmte; er theilte ihn seinem Gehülfen mit, und sagte sogleich, daß man, seiner Meynung nach, den Pyrrhus von der Verrätherey, welche gegen ihn

angezettelt würde, benachrichtigen müßte. Es wurde demnach sogleich in dieser Absicht ein Brief an den Pyrrhus abgeschickt, worinne man ihm von der Sache Nachricht gab, und seine unglückliche Wahl der Freunde und Feinde anführte; indem er Mördern sein Vertrauen geschenckt, und sie erhoben hätte, edle und tapfere Leute aber bekriegte. Pyrrhus fand jetzt, daß diese kühnen Barbaren nach und nach feinere Sitten angenommen hatten, und wollte sich von ihnen auch in Edelmuth nicht übertreffen lassen; er empfieng die Nachricht mit eben so viel Erstaunen über ihre Redlichkeit, als Unwillen über die Verrätherey seines Arztes. „Bewundernswürdiger Fabri„cius! rief er aus, es würde eben so leicht seyn, „die Sonne von ihrem Lauf, als dich von der „Tugend abwendig zu machen.„ Hierauf ließ er gehörige Untersuchung unter seinen Bedienten anstellen, und nachdem er die Verrätherey entdeckt hatte, seinen Arzt hinrichten. Um sich aber in Großmuth nicht übertreffen zu lässen, schickte er alsobald alle seine Gefangenen ohne Ranzion nach Rom, und bat noch einmal, daß sie sich mit ihm in Friedensunterhandlungen einlassen möchten. Die Römer dagegen schlugen ihm den Frieden ab, außer auf die nehmlichen Bedingungen, die

sie

sie ihm vorher angetragen hatten, und setzten eben so viele Gefangene von den Samnitern und Tarentinern auf freyen Fuß, als sie von ihm bekommen hatten. Der König erstaunte nicht wenig über die Hartnäckigkeit der Römer; sein Entschluß war zwischen Schaam und Noth getheilt, indem seine Umstände ihn gewissermaßen nöthigten, den Krieg zu endigen, seine Ehre aber dadurch gekränkt wurde, wenn er den Krieg unvollendet abbrechen mußte. Eine Einladung der Sicilianer, die ihn um Hülfe gegen die Karthaginienser ansprachen, welche sich ihrer Insel bemächtigt hatten, und sehr grausam mit ihnen umgiengen, zog ihn aus dieser Verlegenheit. Dieser Feldzng versprach ihm reichere Belohnungen und weniger Arbeit, und dieses waren die vornehmsten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit dieses kriegerischen Herumschweifens an sich zogen. Er legte daher eine Besatzung in Tarent sehr wider die Neigung der Einwohner, sandte darauf seinen Freund Cineas vor ihm ab, und folgte ihm bald mit dem übrigen Theil seiner Truppen nach, um Sicilien zu befreyen.

Die Samniter und Tarentiner, welche nun der Willkühr der Römer überlassen waren, fuhren unterdessen fort, ihn aufs dringendste zu bitten,

daß er doch wieder zurückkommen und sie beschützen möchte. Pyrrhus, welchen sein Glück in Sicilien eine Zeitlang gegen alle ihre Bitten taub gemacht hatte, war endlich, nach Verlauf von zweyen Jahren, in welchen er mehr glänzende als vortheilhafte Siege erfochten hatte, froh, daß er einen scheinbaren Vorwand hatte, dieses Land zu verlassen, so wie er vorher Italien verlassen hatte. Er kehrte daher mit einiger Schwierigkeit, an der Spitze von zwanzig tausend Mann zu Fuß und drey tausend zu Pferde, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, ob sie gleich von einer so furchtbaren Macht, als des Pyrrhus seine war, bedrohet wurden, hatten doch die alten Feindseligkeiten zwischen den Ständen des Staats noch nicht vergessen; und als man eine Werbung anstellte, um eine Armee gegen ihn zusammen zu bringen, so weigerten sich verschiedne von dem Volke, sich werben zu lassen. Um nun einen Aufruhr zu verhindern, welcher nichts weniger als den Untergang des Reichs drohete, entschlossen sich die Konsuln, mit Muth und Nachdruck bey der Sache zu Werke zu gehen, und befahlen daher, daß die Namen der Bürger durchs Loos gezogen werden, und daß derjenige, welcher sich zuerst weigerte, zu Felde zu gehen, als ein Sklave verkauft werden sollte.

Diese

Diese zu rechter Zeit angebrachte Strenge that ihre Wirkung, und sobald nachher irgend einer, wenn er aufgerufen war, sich weigerte, so wurde alsobald von den Konsuln mit ihm so verfahren, wie sie angekündigt hatten. Nachdem sie auf diese Weise eine hinreichende Anzahl Truppen zusammengebracht hatten, theilten sie ihre Armee in zween Theile, und marschierten in des Feindes Land, der eine in Lukanien, und der andere zu den Samnitern. Pyrrhus, welcher seine Armee auch durch Neuangeworbene verstärkt hatte, und hiervon Nachricht erhielt, theilte seine Truppen auch, und schickte einen Theil derselben dem Lentulus entgegen, indeß er selbst auf den Kurius Dentatus losgieng, um ihn anzugreifen, ehe sein Gehülfe zu ihm stoßen könnte. Seine vornehmste Absicht war, den Feind in der Nacht zu überfallen; aber da er zum Unglück durch Waldungen kam, und es ihm an Licht gebrach, verloren seine Leute den Weg, so daß sie sich bey Anbruch des Tages vor dem Lager der Römer befanden, welche schon heraus marschiert waren, und bereit standen, sie zu empfangen. Die Vortruppen von beyden Armeen kamen gleich aneinander, wobey die Römer am glücklichsten waren. Bald darauf erfolgte ein allgemeines Treffen, und als die Römer wieder die

Ober=

Oberhand behielten, nahm Pyrrhus wieder Zuflucht zu seinen Elephanten. Allein die Römer waren damals schon zu bekannt mit ihnen, als daß sie in ein eitles Schrecken darüber hätten gerathen sollen; und da sie erfahren hatten, daß das Feuer das kräftigste Mittel sey, sie zurückzutreiben, so ließen sie eine Menge Flachs und Pech machen, welche auf sie los geworfen wurden, als sie sich den Gliedern näherten. Die Elephanten, welche also durch die Flammen wüthend gemacht und von den Soldaten eben so unerschrocken angegriffen wurden, konnten jetzt nicht weiter gebracht werden; sondern kehrten um, rannten auf ihre eigene Armee los, rissen die Glieder ein, und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte sich endlich der Sieg zum Vortheil der Römer. Pyrrhus bemühte sich vergebens, der Flucht und der Niederlage seiner Truppen Einhalt zu thun: er verlor nicht allein drey und zwanzig tausend seiner besten Leute, sondern sein Lager wurde ebenfalls erobert. Dieses diente den Römern, welche immer gern Verbesserungen annahmen, zu einer neuen Lehre: sie hatten vorher ihre Zelter ohne Ordnung aufgeschlagen; jetzt aber lernten sie, den Grund auszumessen und das ganze Lager mit

einem

einem Graben zu verschanzen; so daß man viele ihrer folgenden Siege ihrer verbesserten Art sich zu lagern zuschreiben kann.

Unterdeß, daß die beyden Konsuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug, Pyrrhus seine Niederlage mit ungebrochnem Muth; seine erste Sorge war, sich den Rückzug zu versichern, und dann seine Bundsgenossen durch Versprechungen eines besseren Glücks aufs künftige bey gutem Muth zu erhalten. Dieses that er so lange, bis er alles, was ihm nur möglich war, versucht hatte, um einen andern Feldzug zu Stande zu bringen. Allein alle seine Hoffnungen hierzu liefen fruchtlos ab, und er entschloß sich daher, Italien zu verlassen, wo er nur verzweifelte Feinde und treulose Bundsgenossen fand. Er berief daher die Tarentiner zusammen, berichtete ihnen, daß er aus Griechenland Versicherungen eines schleunigen Beystandes erhalten hätte, und bat sie, sie möchten den Ausgang ruhig abwarten; die folgende Nacht aber schiffte er seine Truppen ein, und kehrte, ohne beunruhigt zu werden, mit den Ueberbleibseln seiner zertrümmerten Armee in sein Königreich zurück. Er ließ zwar eine Besatzung in Tarent zurück, aber bloß um den Schein zu beobachten.

Ein

Ein solches Ende nahm der Krieg mit dem Pyrrhus, nachdem er sechs Jahre gedauert hatte. Während desselben finden wir die Römer eine weit edlere Rolle spielen, als in irgend einem vorigen Zeitpunkte, indem sie die gebildeten Sitten der Griechen mit ihrer eignen Strenge zu vereinigen suchten. Der Geist der Frugalität, Verachtung der Reichthümer und eine tugendhafte Nacheiferung hatte sich über den ganzen Senat ausgebreitet. Fabricius brachte nicht nur die Armuth, durch sein Beyspiel, in Aufnahme, sondern er strafte auch durch seine obrigkeitliche Gewalt alles, was sich der Ueppigkeit näherte. Als er Censor war, wurde der Ruffinus, welcher zweymal Konsul Diktator gewesen war, aus dem Senat verstoßen, und seinem Namen ein Schandfleck angehängt, ungeachtet er nichts weiter verbrochen, als daß er zehn Pfund Silbergeschirr für seine Tafel im Gebrauch hatte. Durch diese Liebe der Mäßigkeit, und diese glücklichen Thaten im Kriege wurde das gemeine Wesen reich, wenn gleich die Privatpersonen arm waren; die Anzahl der Bürger war auch jetzt bis über zweymal hundert tausend Mann, welche im Stande waren die Waffen zu tragen, vermehrt; und der Ruhm der Römer hatte sich schon so weit ausgebreitet, daß der König von Aegypten,

Ptolemäus Philadelphus, Gesandten an sie abschickte, um ihnen Glück zu wünschen, und sie um ihr Bündniß zu bitten.

Was die armen üppigen Tarentiner anbetrifft, welche die ursprünglichen Urheber dieses Krieges waren, so fanden sie bald einen schlimmern Feind in der Besatzung, welche bey ihnen zurückgelassen war, als in den Römern, welche sie von aussen angriffen. Der Haß zwischen ihnen und dem Milo, welcher ihre Citadelle im Namen des Pyrrhus kommandirte, war so groß geworden, daß nichts als die Furcht vor ihren alten Feinden, den Römern, ihm gleich kommen konnte. In dieser Noth wandten sie sich an die Karthaginienser, welche mit einer großen Flotte kamen und den Hafen von Tarent sperreten; so daß dieses unglückliche Volk, welches vordem wegen seiner Verfeinerungen und Lustbarkeiten so berühmt in Italien gewesen war, jetzt von drey verschiednen Armeen einander streitig gemacht wurde, ohne daß es sich einen Beherrscher wählen konnte. Endlich aber fanden die Römer Mittel, die Besatzung auf ihre Seite zu bringen; worauf sie sich leicht der Stadt Meister machten; sie rissen ihre Mauern nieder, gaben aber dabey den Einwohnern die Freyheit und versprachen ihnen ihren Schutz.

Funf-

Funfzehnter Abschnitt.

Vom Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Anfange des zweyten, da die Römer anfiengen mächtig zur See zu werden.

J. d. St. 489

Die Römer hatten jetzt alle ihre Nebenbuhler in Italien zerstört; die Tarentiner, die Samniter, die Lukanier waren jetzt nicht mehr, oder sie nahmen geduldig Gesetze von den Siegern an. Der Sieg über den Pyrrhus verbreitete nicht nur ihren Ruhm bey auswärtigen Nationen, sondern er entzündete auch in ihnen eine Begierde nach auswärtigen Eroberungen. Sie fiengen auch an, die Verfeinerungen der Griechen und der Tarentiner, welche sie besiegt hatten, kennen zu lernen, wenn gleich nicht auszuüben; die Anzahl ihrer Ackersleute verminderte sich, indeß sich, wie in allen Staaten, welche reich werden, ihre Künstler und der kleine Adel immer vermehrten. Das Gebiet der Stadt war daher jetzt nicht länger hinreichend, ihre wachsende Menge mit Getraide zu versorgen, und es wurde aus fremden Königreichen Vorrath eingeführt. Von diesen schickte Sicilien bey weitem die größte Menge; so daß das Volk heimlich den

Besitz eines Landes zu wünschen anfieng, welches eine Zeitlang Rom zu einer Kornkammer gedient hatte. Wenn die Gemüther einmal schon vorher zu Eroberungen geneigt sind, so fehlt es selten an einem Vorwande den Anfang zu machen. Die Karthaginienser waren damals in Besitz des größten Theils von Sicilien, und wünschten, gleich den Römern, nur eine Gelegenheit, die Einwohner uneins zu machen, um sich der ganzen Insel zu bemeistern. Diese Gelegenheit bot sich jetzt dar. Hiero, der König von Syrakus, einer von den Staaten der Insel, die noch nicht bezwungen waren, bat sie um ihren Beystand gegen die Mamertiner, ein kleines Volk desselben Landes, und sie schickten ihm auch Hülfsvölker, sowohl zu Wasser als zu Lande. Die Mamertiner hingegen, um dem drohenden Untergange zu entgehen, gaben sich unter den Schutz der Römer. Diese, welche die Mamertiner des Namens ihrer Bundsgenossen nicht würdig hielten, erklärten, anstatt sich des Vorwandes zu bedienen, ihnen beyzustehen, kühnlich den Krieg gegen Karthago; und führten zur Ursach davon an, daß sie in dem letztern Kriege den südlichen Theilen von Italien Hülfe gegen die Römer zugeschickt hätten. Auf diese Weise wurde der Krieg zwischen diesen zweenen mächtigen Staaten erklärt, welche bey-

de zu groß geworden waren, als daß sie hätten geduldige Zuschauer von dem Wachsthum eines des andern abgeben können.

Karthago, eine Kolonie der Phönicier, war an der Küste von Afrika, in der Gegend, wo jetzt Tunis steht, ungefähr hundert und sieben und dreyßig Jahr vor Rom, erbauet. Da es schon lange sehr mächtig geworden war, so hatte es seine Herrschaft entlangs den Küsten ausgebreitet, und hatte auch viele von den vornehmsten Inseln in der mittelländischen See im Besitz. Seine vornehmste Stärke aber bestund in seinen Flotten und der Handlung; durch diese hatte es sich unermeßliche Reichthümer erworben; und durch ihr Geld allein waren die Bürger im Stande, Armeen zu miethen und abzuschicken, um ihre Nachbarn zu besiegen oder in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Indessen, da sie jetzt lange im Besitz des größten Ueberflusses gewesen waren, so fieng der Staat an, die Uebel zu empfinden, welche der Reichthum nur gar zu leicht nach sich ziehet; denn so wie zu Rom die öffentlichen Aemter nur zur Belohnung der Tugend gemacht wurden, und die höchste Ehre mit der größten Arbeit verbunden war; so waren hingegen in Karthago die verschiednen Aemter, welche der Staat zu besetzen hatte, feil; und diejenigen,

gen, welche sie kauften, trachteten nur dahin, sich durch alle niederträchtigen Künste der Erpressungen schadlos zu halten. In einer so ungleichen Verfassung fiengen diese beyden grossen Mächte den sogenannten ersten punischen Krieg an. Die Karthaginienser, mit Gold und Silber versehen, welches erschöpft werden konnte; die Römer mit Beharrlichkeit, Patriotismus und Armuth, welche durch jede Niederlage neue Stärke zu gewinnen schienen.

Da die Römer bisher immer in ihrem eignen Gebiet eingeschlossen gewesen waren, so hatten sie nur wenig Kenntniß von der Art, wie man eine Armee über die See transportiren müsse. Appius Klaudius war der erste, welcher durch Hülfe einer schwachen Flotte, oder wie einige wollen, auf Flößhölzern eine kleine Anzahl Truppen in Sicilien übersetzte, wo das gute Glück der Römer ihnen, wie gewöhnlich, den Sieg verschafte. Ein Bündniß, welches der Konsul bald nach seiner Ankunft mit dem syrakusischen König Hiero schloß, flößte den Römern die Hoffnung ein, die Karthaginienser aus der Insel zu vertreiben, und sich, statt ihrer, Meister von derselben zu machen. Allein sie fanden noch ein unüberwindliches Hinderniß gegen ihre ehrgeizigen Absichten; sie hatten keine Flotte, wenigstens nichts, was diesen Namen verdiente,

indeß die Karthaginienser, welche eine sehr mächtige Flotte besaßen, eine uneingeschränkte Herrschaft zur See hatten, und alle Seestädte in ihrer Unterwürfigkeit hielten. In einer solchen Lage würde ein jedes anderes Volk als die Römer sich unter den Nachtheilen, welche die Natur zu haben schien, sich zufrieden gegeben haben; aber nichts konnte sie überwinden oder abschrecken. Sie fiengen an, sich auf das Seewesen zu legen; und ob sie gleich weder Schiffszimmerleute hatten, um eine Flotte zu bauen, noch Bootsleute, um sie zu führen, so waren sie doch entschlossen, alle Schwierigkeit mit unbigsamer Beharrlichkeit zu überwinden. Von ungefähr wurde ein karthaginiensisches Schiff durch einen Sturm an die Küste verschlagen, und dieses war genug, um den Römern die Hoffnung zu geben, daß sie Schiffe würden bauen können, welche dereinst der so lange bestandenen Seemacht der Karthaginienser die Spitze bieten könnten. Sie machten sich also mit allem Fleiß daran, dieses Schiff nachzuahmen, welches an sich selbst nicht viel besser war, als eine vom Schiffbruch gerettete Trümmer, und baueten noch hundert und zwanzig mehr, nach dem Muster, welches sie vor sich hatten. Aber jetzt, ob sie gleich etwas ähnliches von einer Flotte besaßen, welche, so grob und so übel eingerichtet zum segeln sie auch war, doch einige Stärke

hatte,

hatte, fehlte es ihnen noch an Schiffsleuten, sie zu führen. Die Römer selbst, welche nur zum Ackerbau erzogen waren, wußten gar nichts vom Seewesen; und die benachbarten Staaten, welche sie überwunden hatten, waren entweder nicht geneigt für sie zu Schiffe zu gehn, oder man konnte sich doch nicht auf sie verlassen. In dieser Verlegenheit lehrten sie ihre Leute zu Lande rudern, und unterrichteten sie in der Art zur See zu fechten, so gut sie konnten, ihrer Tapferkeit überliessen sie das Uebrige. Der Konsul Duillius war der erste, welcher sich mit dieser neu ausgerüsteten Flotte in die See wagte; aber er fand bald, daß der Feind ihm in der Kunst zu segeln, und ihre Schiffe zum Angriff zu bringen überlegen war. Allein der unüberwindliche Muth der Römer ließ sich nicht ermüden; er fand auch hier zur Verbesserung seiner Operationen ein Mittel aus, indem er eine Maschine erfand, welche, wenn zwey Schiffe zusammenstießen, sie beyde an einander befestigte, so daß keins von beyden sich losmachen konnte, bis die Tapferkeit den Sieg entschieden hatte. Hierdurch wurde sein Treffen zur See einem zu Lande ähnlicher; und als daher die beyden Flotten an einander kamen, so erhielten die Römer den Sieg, und die Karthaginienser verloren funfzig ihrer Schiffe, und die bis dahin unangefochte-

ne Oberherrschaft zur See, welche sie weit höher schätzten. Ein solches Glück war dem Senat so unerwartet, daß ihr Admiral Duillius einen herrlichen Triumph erhielt, mit dem Befehl, daß, so oft er zum Abendessen ausgienge, ihn ein Trupp Musikanten begleiten sollte.

Unterdessen wurde der Krieg zu Lande in Sicilien mit abwechselnden Glücke fortgeführt; indem die Römer sowohl als ihre Feinde zuweilen im Felde den Kürzern zogen. Aber das Verhalten der beyden Nationen, während dieses Krieges, war offenbar verschieden. Die Athenienser murreten beständig gegen ihre Generale und Admirale, und bestraften sie oft, wenn sie unglücklich gewesen waren, mit dem Tode. Die Römer hingegen blieben immer zufrieden und standhaft, und waren dem Anschein nach eben so vergnügt bey einer Niederlage, als wenn sie den Sieg erhalten hatten. Ihr größtes Glück gegen das Ende des Krieges in Sicilien hatten sie der Anführung und der Tapferkeit ihres Konsuls Regulus zu danken, welcher die Inseln Lippara und Melita, welche zu unsern Zeiten, als der Sitz der Maltheserritter, so berühmt ist, bezwang. Die Stadt Agrigent in Sicilien und Alberia wurden auch der Herrschaft der Römer unterworfen.

Aber

Aber diese kleinen Vortheile waren auf keine Weise hinreichend, die hitzigen Erwartungen des Volks zu befriedigen; denn obgleich die Karthaginienser zuweilen so gar zur See geschlagen wurden, so blieben sie doch noch immer die mächtigsten, und sandten beständig neue Truppen auf die Insel. Sicilien konnte also nicht anders erobert werden, als wenn man die Macht der Karthaginienser zu Hause demüthigte. Dieserhalb beschloß also der Senat, den Krieg in Afrika selbst zu führen, und schickte daher den Regulus und Manlius mit einer Flotte von dreyhundert Schiffen ab, um einen Eifall in das Land zu thun. Regulus wurde für den vollkommensten Krieger gehalten, welchen Rom um diese Zeit hervorgebracht hatte; er war ein allgemein bekanntes Beyspiel der frugalen Härte, aber weniger strenge gegen andre, als gegen sich selbst; er tadelte bloß diejenigen Fehler, die er nicht begangen hätte, wenn er auch hätte sterben sollen: sein Patriotismus war noch grösser, als seine Mäßigkeit; alle Privatleidenschaften schienen in ihm erstickt zu seyn, oder sie waren alle durch eine große herrschende Neigung, die Liebe zu seinem Vaterlande, verschlungen. Die beyden Generale segelten mit ihrer Flotte ab, der größten, welche noch je einen italienischen Hafen verlassen hat-

te, mit hundert und vierzig tausend Mann an Bord. Die Karthaginienser begegneten ihnen mit einer Flotte, die eben so mächtig war, und mit Leuten, die zur See besser geübt waren. So lange das Gefecht in einer Entfernung mehr zwischen den Schiffen als den Leuten geführt wurde, schienen die Karthaginienser glücklich zu seyn; aber so bald die Römer erst handgemein wurden, zeigte sich der Unterschied zwischen einer Armee von Miethvölkern, und einer, die für ihre Ehre focht, ganz deutlich. Die Entschlossenheit der Römer wurde mit einem glücklichen Ausgange belohnt; die feindliche Flotte wurde zerstreuet, und vier und funfzig ihrer Schiffe gefangen genommen. Die Folge dieses Sieges war eine unmittelbare Landung auf den Küsten von Afrika und die Einnahme der Stadt Klupea; nebst zwanzig tausend Mann, welche zu Gefangenen gemacht wurden.

Als der Senat von diesen wichtigen Vortheilen Nachricht erhielt, und um neue Verhaltungsbefehle angesucht wurde, befahl er dem Manlius nach Italien zurück zu kommen, um in Sicilien das Kommando zu führen; und dem Regulus in Afrika zu bleiben, um dort seine Siege zu verfolgen; da aber sein Konsulat verflossen war, so verlängerten sie sein Kommando unter dem Titel eines Prokonsuls. Glücklich in dem Beyfalle seines Vaterlandes, fuhr

Re-

Regulus fort, neue Vortheile zu erhalten, und führte seine Truppen die Ufer des Flusses Bagrada hinunter. Unterdeß er hier die Annäherung der Karthaginienser erwartete, fiel eine Schlange von ungeheurer Grösse seine Leute an, da sie Wasser holten, und schien gleichsam entschlossen zu seyn, die Ufer des Flusses zu bewachen. Sie war hundert und zwanzig Fuß lang, und hatte Schuppen, die von keinen Waffen durchdrungen werden konnten. Einige von den kühnsten Truppen giengen ihr anfangs entgegen, um sich ihrer Wuth zu widersetzen; aber sie fielen bald als Opfer ihrer Kühnheit, indem sie entweder von ihrem verschlingenden Rachen getödtet, oder von ihrem langen Schwanz umschlungen und zerschmettert wurden. Der giftige Dampf, welchen sie aushauchte, machte sie noch schrecklicher; und die Soldaten wurden so sehr durch ihren Anblick in Furcht gesetzt, daß sie versicherten, sie wollten lieber der ganzen karthaginensischen Armee unter die Augen gegangen seyn. Eine Zeitlang schien es ungewiß zu seyn, wer von dem Flusse Meister bleiben würde; da wegen der Härte ihrer Schuppen keine gewöhnliche Mittel sie wegtreiben konnten. Endlich sah sich Regulus genöthigt, sich der Maschinen, mit welchen man die Mauern der Städte niederwarf, zu bedienen. Dem allen ungeachtet that

noch lange allen seinen Bemühungen Widerstand, und tödtete eine Menge von seinen Leuten; aber endlich zerschlug ihr ein sehr grosser Stein, der von einer Maschine geworfen wurde, den Rückgrad, und nahm ihr die Kraft, sich zu bewegen: die Soldaten, konnten sie also jetzt umringen, und tödteten sie. Regulus, welcher sich über diesen Sieg nicht wenig freuete, als wenn er ein Treffen gewonnen hätte, schickte ihre Haut nach Rom, wo sie bis zu den Zeiten des Plinins gesehen wurde.

Unterdeß daß die Römer sich also der Hauptstadt der Karthaginenser näherten, brachten diese eine beträchtliche Armee zusammen, um sich ihnen zu widersetzen. Es erfolgte ein Treffen, in welchem die Karthaginienser noch einmal geschlagen wurden, und ihre besten Truppen einbüßten. Dieser neue Sieg setzte sie vollends in die äusserste Verzweiflung; mehr als achtzig ihrer Städte unterwarfen sich den Römern. Die Numidier, ihre alten Bundsgenossen, stunden zu gleicher Zeit gegen sie auf, und verheerten zugleich ihr Land. Die Bauern, welche von allen Seiten entflohen, flüchteten nach Karthago, als dem einzigen Zufluchtsorte, der ihnen noch übrig war, und brachten nichts mit sich, als Elend und Hunger. In dieser Noth sahen sich die Karthaginienser,

denen es an Generalen fehlte, die im Stande gewesen wären, dem Sieger Widerstand zu thun, genöthigt, nach Lacedämon zu schicken, um das Kommando ihrer Armee dem Xantippus, einem General von grosser Erfahrung, anzubieten, welcher es auch übernahm. Zu gleicher Zeit schickten sie einige der vornehmsten Männer des Staats an den Regulus ab, die ihn um Frieden bitten mußten. Der römische General hatte schon lange gewünscht, den Krieg zu endigen, und in sein Vaterland zurückzukehren. Er hatte schon einige Zeit vorher an den Senat geschrieben und um einen Nachfolger und die Erlaubniß nach Hause zu kommen angehalten, weil man ihm berichtet hatte, daß sein Verwalter, welcher sein Landgut, das bloß aus sieben Hufen bestand, bauete, gestorben sey, und daß sein Bedienter ihm alle Geräthschaften, die er zur Anbauung desselben gebrauchte, gestohlen hätte. Er schrieb an den Senat, daß unterdeß, da er die Armeen des Staats anführte, seine Frau und Kinder in Gefahr wären, kein Brodt zu haben; und daß seine kleinen häuslichen Angelegenheiten seine Gegenwart zu Hause erforderten. Der Senat setzte hierauf eine hinlängliche Versorgung für seine Frau und Kinder aus; er versah sein Landgut auf öffentliche

Kosten

Kosten mit den erforderlichen Ackergeräthschaften, und gab ihm Befehl, fernerhin die Armee zu kommandiren. Als die Karthaginienser ihm alle Friedensvorschläge thaten, so war er sehr geneigt, einen Traktat mit ihnen zu schließen; da er sich aber gewissermaßen als den Herrn von Karthago betrachtete, so hielt er es für seine Pflicht, die Bedingungen vorzuschreiben. Diese bestanden darinne, daß die Karthaginienser alle Städte, welche sie in Sicilien und Sardinien besäßen, räumen; daß sie ihm alle Gefangenen ohne Ranzion ausliefern, und zugleich diejenigen, welche die Römer gemacht hätten, loskaufen sollten. Diese und noch einige andere Bedingungen von der Art bot er ihnen an; aber die Karthaginienser fanden sie zu strenge; man brach also die Unterhandlungen ab, und rüstete sich von neuem auf beyden Seiten zum Kriege.

Xantippus, der lacedämonische General, war jetzt angekommen, und gab den obrigkeitlichen Personen gehörige Anweisung, ihre Truppen zu werben: er versicherte sie, daß ihre Armeen bisher nicht durch die Stärke des Feindes, sondern wegen der Unwissenheit ihrer Generale, geschlagen wären: er verlangte daher nur einen bereitwilligen Gehorsam gegen seine Befehle, und versicherte sie eines leichten Sieges. Die ganze Stadt

schien

schien durch die Ermunterungen eines einzigen Fremden noch einmal wieder von der Verzweiflung aufzuleben; und fühlte bald nicht nur Hoffnung, sondern auch Zuversicht. Dieses waren die Gesinnungen, die der griechische General in ihnen zu erwecken suchte; und da er sie also reif sah, mit dem Feinde anzubinden, rückte er freudig ins Feld. Die Anzahl der Truppen auf beyden Seiten war nur geringe; die karthaginiensische Armee bestand nur aus zwölf tausend Mann zu Fuß, und vier tausend zu Pferde; die römische ungefähr aus eben so viel, oder noch etwas mehr. Der erste Umstand, welcher den Regulus beunruhigte, war, daß die Feinde ihre Art sich zu lagern änderten, und einen andern Ort zum Lager aussuchten. Bisher hatten sie sehr waldichte und unebene Oerter gesucht, wo ihre Reuterey sich verwickelte und ihre Elephanten ganz unbrauchbar waren. Jetzt aber hielten sie sich beständig im offenen Felde, und ließen der römischen Armee so wenig Ruhe, daß Regulus sich endlich genöthigt sah, in die Ebne heraus zu rükken, und über den Fluß zu gehen, um ihnen ein Treffen zu liefern. Der Lacedämonier machte die allerschicklichste Anordnung unter seinen Truppen; er stellte seine Reuterey auf die Flügel; die Elephanten

ten

ten vertheilte er in gehörigen Zwischenräumen hinter die Linie des schwerbewaffneten Fußvolks; die leichtbewaffneten Truppen stellte er vor dieselbe, mit dem Befehl, sich hinter das Fußvolk zurückzuziehen, sobald sie ihre Waffen abgeschossen hätten. Dieses war eine meisterhafte Stellung, eben so wie sie die Römer in glücklichen Treffen zu machen pflegten, ob sie ihnen gleich in diesem zum Verderben gereichte. Denn jetzt, als die beyden Armeen an einander kamen, wurden die Römer, nach einem langen und hartnäckigen Widerstande, mit einer schrecklichen Niederlage in die Flucht geschlagen; der größte Theil ihrer Armee kam ums Leben, und Regulus selbst wurde gefangen genommen. Ein so großer und unerwarteter Sieg erfüllte die Straßen von Karthago mit einer unbändigen Freude; sie konnten sich gar nicht satt an dem Sieger sehen, ob er gleich nur klein von Person und von einem schlechten Aeußerlichen war. Aber diese Gesinnung dauerte nicht lange, denn bald verwandelte sich ihre Bewunderung in Neid. Sie konnten es nicht ausstehen, daß sie einem Fremden diejenige Sicherheit zu verdanken haben sollten, welche sich selbst zu verschaffen sie weder Geschicklichkeit noch Tugend genug besaßen. Xantippus, welcher ihre Bosheit kannte, und sich nie viel auf ihre barbarischen Lobsprüche eingebildet hatte, wünschte ihren heimli-

chen

chen Haß dadurch zu vermindern, daß er die Ursach desselben aus dem Wege schaffte: er bat sie daher um Erlaubniß, nach Hause zurückzukehren, und verlangte, daß sie ihm dazu ein Schiff geben möchten. Ihre Undankbarkeit bey dieser Gelegenheit, wenn die Geschichtschreiber die Wahrheit sagen, war noch niederträchtiger als ihr voriger Haß; denn sie stellten sich, als wenn sie ihn mit den größten Ehrenbezeugungen hinüber schaffen wollten, und hatten den Schiffsleuten ins geheim Befehl gegeben, ihn und seine Gefährten unterwegs über Bord zu werfen, damit ihnen die Ehre, einen so grossen Sieg erhalten zu haben nicht genommen und einem Fremden zugeschrieben würde.

Dem sey nun wie ihm wolle, die Sachen der Karthaginienser verbesserten sich immer mehr, indem der Römer ihre sich zu verschlimmern schienen. Die Ueberbleibsel der römischen Armee wurden in Klupea belagert, einer Stadt an den Küsten von Afrika, welche Regulus erobert hatte; und ob sie gleich, durch einen Sieg zur See, welcher unter Anführung des Aemilius Paulus erfochten wurde, auf eine Zeitlang Erleichterung erhielten, so sahen sie sich doch endlich genöthigt,

den

den Ort zu räumen. Bald nachher verloren die Römer ihre ganze Flotte in einem Sturm, und Agrigent, ihre vornehmste Stadt in Sicilien, wurde von dem Karthalo, dem General der Karthaginienser, erobert. Die Römer, welche sich nicht leicht abschrecken ließen, baueten eine neue Flotte, welche eben das Schicksal hatte, als die vorige: die Schiffsleute, welche mit den mittelländischen Küsten noch nicht bekannt waren, trieben sie auf Sandbänke; und bald nachher gieng der größte Theil in einem Sturm verloren. Da es ihnen also in jedem Versuch den sie zur See machten, so unglücklich gieng, so gaben sie eine Zeitlang alle Hoffnung auf, es den Karthaginiensern zur See gleich zu thun, und setzten alle ihre Erwartungen auf die Eroberung Siciliens; welche sie auch großen Theils zu Stande brachten.

Unterdessen wünschten die Karthaginienser, welche jetzt in glücklichern Umständen waren, als vormals, da sie Friedensvorschläge gethan hatten, sich aufs neue in Unterhandlung mit den Römern einzulassen, indem sie jetzt bessere Bedingungen zu erhalten hofften, als die, worauf man vorher gedrungen hatte. Sie beschlossen daher Gesandten nach Rom zu schicken, um diese Unterhandlung zu

Stande

Stande zu bringen, oder wenigstens eine Auswechselung der Gefangenen auszumachen. Um diesen Zweck zu erreichen, glaubten sie, würde Regulus, welchen sie jetzt vier Jahre lang in einem Kerker und in Ketten gefangen gehalten hatten, einen guten Fürsprecher abgeben. Man erwartete, daß er, der langen Gefangenschaft und der Banden müde, sich mit Freuden alle Mühe geben werde, seine Mitbürger zu überreden, einen Krieg zu endigen, welcher nur seine Gefangenschaft verlängerte. Er wurde daher mit den Gesandten nach Rom abgeschickt, jedoch nachdem er vorher das Versprechen von sich gegeben hatte, zurückzukommen, im Fall er seinen Auftrag nicht ausrichtete. Man gab ihm sogar zu verstehen, daß sein Leben von dem Erfolge seiner Gesandtschaft abhienge.

Als dieser alte General, mit den Gesandten von Karthago, sich Rom näherte, gieng ihm eine Menge seiner Freunde aus der Stadt entgegen, um ihn zu bewillkommen, und ihm zu seiner Rückkehr Gluck zu wünschen. Ihre Zurufungen erschallten durch die Stadt; aber Regulus weigerte sich mit einer gesetzten Melancholie ins Thor zu gehen. Vergebens setzte man ihm von allen Seiten zu, und bat ihn, doch noch einmal seine kleine Wohnung zu besuchen, und an der Freude, welche

seine Rückkehr jedermann eingeflößt hätte, Theil zu nehmen. Er blieb immer dabey, daß er sagte, er sey jetzt bloß ein Sklave, der den Karthaginiensern angehöre, und nicht geschickt an den freyen Ehren seines Vaterlands Theil zu nehmen. Da sich der Senat, wie gewöhnlich, außerhalb den Mauren versammelt hatte, um den Gesandten Audienz zu geben, so eröffnete Regulus seinen Auftrag, wie ihm der Rath der Karthaginienser befohlen hatte, und ihre Gesandten unterstützten seine Vorschläge. Der Senat war jetzt selbst eines Krieges müde, der schon über acht Jahre gedauert hatte, und daher auf keine Weise abgeneigt, Frieden zu machen. Es schien die allgemeine Meynung zu seyn, daß die Feindschaft zwischen den beyden Staaten zu lange gedauert habe, und daß man sich alle Bedingungen gefallen lassen müsse, welche nicht nur den beyden Nationen die Ruhe, sondern auch einem alten tapfern General, welchen das Volk verehrte und liebte, die Freyheit wieder geben könnten. Es war nur noch übrig, daß Regulus selbst seine Meynung sagte, welcher, als die Reihe an ihn kam, zu jedermanns Erstaunen sich für die Fortsetzung des Krieges erklärte. Er versicherte den Senat, daß die Hülfsquellen der Karthaginienser jetzt beynahe erschöpft wären;

das Volk sey durch die Beschwerlichkeiten und der Adel durch beständige Zänkereyen ermüdet; alle ihre besten Generale wären in der römischen Gefangenschaft, indeß die Karthaginienser bloß den Abschaum der römischen Armee hätten; und nicht allein der Vortheil der Römer, sondern auch ihre Ehre erfordere es, den Krieg fortzusetzen, denn ihre Vorfahren hätten nie eher Frieden geschlossen, als bis sie den Sieg erhalten hätten. Ein so unerwarteter Rath setzte den Senat in keine geringe Verlegenheit; er sah, daß Regulus Recht hatte, aber er sah auch die Gefahr, worein er sich durch diesen Rath stürzte: er war völlig überzeugt daß es zuträglich sey, den Krieg fortzusetzen; die einzige Schwierigkeit war nur, wie man denjenigen in Sicherheit setzen könne, der die Fortsetzung desselben angerathen hatte: er bedauerte und bewunderte zugleich einen Mann, der alle seine Beredtsamkeit gegen seinen Privatvortheil angewandt hatte, und konnte sich nicht zu einer Maßnehmung entschliessen, die sich mit dem Untergange dieses Mannes endigen mußte, Regulus aber machte dieser Verlegenheit bald ein Ende, indem er die Unterhandlung abbrach, und aufstand, um zu seinen Banden und zur Gefangenschaft zurück zu kehren. Vergebens baten ihn der Senat

und alle seine theuersten Freunde zu bleiben; er lehnte unbeweglich alle ihre Bitten von sich ab. Maria, seine Frau, und seine Kinder erfülleten die Stadt mit Wehklagen, und baten vergebens um die Erlaubniß ihn zu sehen: er bestand hartnäckig darauf, sein Versprechen zu halten; und ob er gleich wohl wußte, was für Martern ihn bey seiner Rückkunft erwarteten, so kehrte er doch ohne vorher seine Familie zu umarmen, oder von seinen Freunden Abschied zu nehmen, mit den Gesandten nach Karthago zurück.

Nichts konnte größer seyn als die Wuth und die fehlgeschlagene Erwartung der Karthaginienser, als sie von ihren Gesandten erfuhren, daß Regulus, anstatt den Frieden zu beschleunigen, zur Fortsetzung des Krieges gerathen hätte. Sie beschlossen daher ein solches Betragen mit den ausgesuchtesten Martern zu bestrafen. Zuerst schnitt man dem Regulus die Augenlieder ab, und schickte ihn darauf ins Gefängniß zurück. Nach einigen Tagen wurde er wieder heraus gebracht und mit seinem Gesichte gegen die brennende Sonne gestellt. Endlich als die Bosheit ermüdet war, neue Martern auszusinnen, wurde er in ein Faß gesteckt, welches mit Nägeln ausgeschlagen war, deren Spitzen inwendig hineingiengen, und in

dieser

dieser schmerzhaften Lage blieb er so lange, bis er starb.

Jetzt griff man also von beyden Seiten mit größerer Erbitterung als jemals zu den Waffen. Die Römer, welche in ihren Vorsätzen unbiegsam waren, ungeachtet sie so oft zur See gescheidert, und eine so große Menge ihrer tapfersten Leute auf derselben verloren hatten, rüsteten aufs neue eine Flotte aus, und boten nochmals Karthago Trotz. Es schien aber doch, als wenn das Glück beschlossen hätte, sie aus diesem unbeständigen Element zu vertreiben; denn durch die schlechte Anführung ihres Konsuls, Klaudius Pulcher, und verschiedne andre Unglücksfälle, wurde ihre Flotte, gleich allen vorigen, zu Grunde gerichtet, und die Römer schienen jetzt aller Hülfsquellen, eine neue zu Stande zu bringen, beraubt zu seyn. Dem zufolge sahen sie sich genöthigt, sich sieben Jahre lang aller Zurüstungen zur See zu enthalten. Aber ihr Muth konnte nicht gebrochen werden; sie entschlossen sich aufs neue, eine andere Flotte zu bauen und ihrem widrigen Glücke zum Trotz sich eine Seemacht anzuschaffen. Endlich wurde ihre beharrliche Standhaftigkeit mit einem glücklichen Erfolge gekrönt; sie trugen einen Sieg über den andern davon. Der Konsul Fabius Buteo

bahnte ihnen den Weg, indem er ein großes Geschwader der feindlichen Schiffe schlug; aber Lutatius Kotulus gewann einen noch vollkommneren Sieg, in welchem die Macht der Karthaginienser zur See gänzlich zerstört zu seyn schien, indem sie, nach der geringsten Rechnung, nicht weniger als hundert und zwanzig Schiffe einbüßten. Dieser Verlust brachte die Karthaginienser dahin, daß sie um Frieden baten, welchen die Römer für gut fanden, ihnen zu bewilligen; aber ohne im mindesten etwas von ihren Forderungen nachzulassen, schrieben sie ihnen noch eben die Bedingungen vor, welche Regulus ihnen ehemals vor den Thoren von Karthago angeboten hatte. Sie sollten nämlich tausend Talente von Silber bezahlen, um den Römern die Kosten des Krieges zu vergüten, und überdem noch zwey tausend zwey hundert innerhalb zehn Jahren abtragen; sie sollten Sicilien nebst allen denen Inseln, welche sie in der Nachbarschaft von Sicilien im Besitz hätten, verlassen; sie sollten niemals gegen römische Bundsgenossen Krieg führen, noch sich jemals mit Kriegsschiffen innerhalb dem römischen Gebiet sehen lassen: und endlich sollten sie alle ihre Gefangenen und Ueberläufer ohne Ranzion ausliefern. Diesen harten Bedingungen unterwarfen sich die Karthaginienser,

die

die nunmehr erschöpft waren, willig; J. d. St.
und so endigte sich der erste punische 513.
Krieg, welcher vier und zwanzig Jahre gedauert, und gewissermaßen beyde Nationen so sehr erschöpft hatte, daß sie nicht im Stande waren, einen neuen anzufangen.

Register

der merkwürdigsten Namen und Sachen, welche in diesem ersten Theile vorkommen.

Ackergesetz, siehe Gesetz.

Aediles Kurules, wenn sie zuerst sind erwählt worden, p. 254

Aeneas, kömmt in Italien an, 2

Heurathet die Lavinia, ibid.

Schlägt den Turnus, bauet Lavinium, und ist von dem Mecentius überwunden und geschlagen worden. 3

Aequier, werden von dem Q. Cincinnatus, welcher ihre Stadt eingenommen, geschlagen, 168

Begehen mit den Volskern Streifereyen, und nähern sich um zehn Meilen der Stadt Rom, worzu sie durch die unter dem Volke entstandenen Uneinigkeiten waren veranlasset worden, 184 u. f.

Werden von den Römern unter das Joch gebracht. 259

Agrigentum, wird den Römern von den Karthaginiensischen General Karthalo abgenommen, p. 320

Amulius, ermordet seines Bruders Numitors Söhne, und machet seine Tochter die Rhea Sylvia zu einer Vestalischen Jungfrau, 3 u. f.

Ankus Martius, wird zum römischen König erwählt, 40

Seine Verordnungen, seine Siege und sein Tod, 42. u. f.

Appius Klaudius, sein Haß gegen das Volk verursacht große Unruhen, 154

Wird zum Feldherrn wider die Volsker ernannt, 157

Seine Strenge, 158

Sein Tod, 159

Appius, einer von den Decemvirn, verliebt sich in die Virginia, 191

Seine listigen Anschläge, um sie auf seine Seite zu bekommen, ibid.

Bringt sich im Gefängnisse selbst ums Leben, 202

Appius Klaudius, seine Rede, wodurch er den Frieden mit den Römern widerräth, 289

Askanius, folgt seinem Vater in der Regierung, 2

Aventinus, der Berg, der Senat erlaubt dem Volke, daß es daselbst anbauen darf, 170

Brennus, dringt mit einer Armee Gallier in Etrurien ein, p. 228
Marschiert nach Rom, 231
Belagert das Kapitolium, 236
Wird von dem Kamillus überfallen und gänzlich geschlagen, 240

Brutus Junius, erklärt sich die Lukretia zu rächen, 73
Erhält von dem Senat die Verordnung die Tranquiner zu verjagen, 75
Wird öffentlich als ein Befreyer des Volks ausgerufen, 77
Zum Konsul erwählt, 80
Die Verurtheilung seiner zweener Söhne wegen des Vorhabens den Tarquinium wieder ins Königreich einzusetzen, 82
Wird in dem Treffen mit dem Aruns, dem Sohne des Tarquinius, geschlagen, 85

Censores, wenn sie zuerst aufgekommen, 209
Worinnen ihr Amt bestanden, ibid.

Decemvirn, die Gelegenheit, bey welcher dergleichen Männer sind eingesetzt worden, und die Namen der Personen, die zuerst dazu sind bestellt worden, 179

Decemvirn, sie haben zuerst die Leges X. Tabularum zusammengetragen, p. 180
Die Kunstgriffe des Appius, vermöge welcher er es so weit brachte, daß er länger in diesem Amte blieb, 181
Man vergleicht sich darüber, nicht mehr so viel auf ihr Ansehn zu rechnen, ibid.
Dasselbige haben sie mit einer allzugroßen Freyheit und Grausamkeit ausgeübt, 182
Es werden noch zwo Tafeln zu dem Gesetzbuch, das sie zusammengetragen, hinzugesetzt, 183
Die innerlichen Unruhen, die durch ihre Tyranney waren veranlaßt worden, bewegen die Aequier und Volsker, daß sie Einfälle wagen, 184
Sie begehren die Gewalt Soldaten zu werben und ein Kriegsheer zu kommandiren, um wider die Aequier aufzuziehen, 187
Eine Zeit, da ihr Amt ist geschlossen worden, 199 u. f.
Decius Mus, opfert sich selbst auf, gleich als ein Versöhnopfer, um seine Armee zu erhalten, 272
Diktator, wenn er zuerst aufgekommen und bey was für Gelegenheit, 97
Verschiedne Ursachen um ihn zu erwählen, 257
Duillius, erhält einen herrlichen Sieg über die Karthaginienser zur See, 310

Eru-

Etrurier, die, fallen in das römische Gebiet ein und schlagen den Konsul Virginius, p. 277

Fabier, viertausend Mann von dieser Familie erbieten sich das römische Gebiet wider die Einfälle der Etrurier zu vertheidigen, 150
Sie sind alle bey der Stadt Vejos geschlagen worden, ibid.
Fabricius, wird zu dem Pyrrhus geschickt, um einen Vergleich wegen der Auslösung und Auslieferung der Gefangnen zu treffen, 291
Seine Mäßigkeit und Tapferkeit, 292
Giebt dem Pyrrhus Nachricht von der Treulosigkeit seines Arztes, 295
Giebt ein Exempel von seiner Sparsamkeit, 302
Und da er Censor war, stößt er einen Senator aus dem Rath, welcher 10 Pfund Silbergeschirr hatte, ibid.
Fechter, wenn sie zuerst in Rom aufgekommen, 40
Fidenä, eine alte römische Kolonie, empört sich wider den König der Vejenter, 214

Gallier, die, belagern unter der Anführung des Brennus Klusium, 228
Marschieren hierauf vor Rom, 231

Gallier, welches sie, nachdem sie die römische Armee überwunden haben, ohne Widerstand einnehmen, p. 232
Werden von dem Kamillus überwunden, 251
Gesetz, das Agrarische, oder Ackergesetz, wenn es zuerst bekannt gemacht worden, 145
Die heftigen Streitigkeiten zwischen dem Senat und dem Volke werden durch dasselbe beygelegt, 170
Gesetze, der zehn Tafeln, wenn sie sind aufgesetzt worden, 180
Werden von den Decemvirn in Ordnung gebracht und vermehrt, 183
Gladiatores, siehe Fechter,

Hetrurier, siehe Etrurier,
Horatier, das Treffen zwischen ihnen und den Kuratiern, 35
Horatius Rokles beschützt Rom sehr wohl, 88. u. f.

Kamillus, M. Furius, wird zum Diktator erwählt, um einen Krieg mit den Vejentern zu beschließen, 222
Wie er diese Stadt eingenommen, 223
Wird zum Tribune Militum ernannt und wider die Falisker geschickt, 225

Kamillus, schickt die Schullehrer mit Beschimpfung zurück, die sich erboten hatten, ihm die Kinder, die ihrer Aufsicht anvertraut waren, zu überliefern, p. 225
Ist von neuem zum Diktator erwählt worden, 237
Greift die Gallier an und zerstreut sie, 240
Ueberwindet die Volsker, 246
Wird von neuem zum Diktator gemacht, um einem neuen Einfall der Gallier zu begegnen, 251
Wie er dieselbigen überwunden, ibid.
Sein Tod, 254
Kapitolium, von wem es gebauet worden, 66
Warum es also heißt, 68
Wird von den Galliern eingenommen, 234
Wird durch den Manlius erhalten, der daher den Beynamen Kapitolinus bekommen, 238
Karthaginienser, die Ursache von dem Kriege derselben mit den Römern, 306
Werden in einem Seetreffen von dem Konsul Duillius überwunden, 310
Haben keinen General und schicken nach Lacedämon zu dem Xantippus, daß er ihre Armee kommandiren soll, 315
Sie überwinden unter dem Kommando des Regulus die Römer, 318
Kartha-

Karthaginienser, verderben ihre Flotte in einem Treffen mit dem Klaudius Pulcher, p. 225
Verlieren aber in einem andern Treffen 120 Schiffe, und sehen sich genöthigt harte Friedensbedingungen von den Römern sich vorschreiben zu lassen, 326
Karthago, wird beschrieben, 306
Klelia, entläuft aus dem Lager des Porsenna und schwimmt auf einem Pferde über die Tiber, 81
Kollatinus, wird mit dem Brutus zum Konsul erwählt, 80
Als Konsul abgesetzt und ins Elend verwiesen, 84
Konsules, welche zuerst dazu sind erwählt worden, 80
Ein Gesetz, welches gemacht worden, daß einer von ihnen aus dem ordine plebejo sollte gewählt werden, 252
Koriolanus, hält eine Rede, wodurch er das Volk in große Hitze bringt, 123
Das Verfahren der Tribunen wider ihn, ibid.
Wird zu einem immerwährenden Elend verdammt, 130
Wagt Einfälle in das römische Gebiet, 134
Schlägt ein Lager fast zwo Stunden von Rom auf, 136

Korio-

Koriolanus, rückt näher vor Rom, der Senat und das Volk schicken Deputirte an ihn, die einen Vergleich treffen und Vorschläge wegen seiner Zurückberufung thun sollen, p. 137
Die rührende Rede seiner Mutter Volumina, 140
Sein Tod, 142
Krieg, mit den Bundesgenossen siehe **Bundesgenossen**.
Kriegstribunen, siehe Tribuni militares.
Kurtius, stürzt sich auf einem Pferd] in die Oeffnung, die auf dem Foro war, 258

Lävinus, wird geschickt um den Progressen des Pyrrhus Einhalt zu thun, 280
Liefert ein blutiges Treffen, 282
Largius, bey welcher Gelegenheit er zum ersten Diktator zu Rom ist erwählt worden 97
Lateiner, beweisen sich auf Anstiften des Tarquinius feindselig gegen die Römer, 93
Werden nahe bey dem See Regillus gänzlich geschlagen, 99
Ihre Empörungen wider die Kampanier, 267
Werden nach vielem Blutvergießen von dem Manlius Torquatus überwunden und gänzlich unter die römische Bothmäßigkeit gebracht, 272

Lucius Tarquinius, Priskus, wird zum römischen König erwählt, p. 44
Seine Verordnungen, Kriege und Tod, 51. u. f.
Lukretia, wird von dem Sextus Tarquinius genothzüchtiget, 71
Bringt sich selbst ums Leben, 73
Lutatius Katulus, erhält einen herrlichen Sieg über die Karthaginienser zur See, 326

Manlius Kapitolinus, vertheidiget das Kapitolium sehr standhaft, 238
Trachtet nach der unumschränkten Herrschaft über Rom, 242. u. f.
Wird von dem Tarpejanischen Felsen herunter gestürzt und sein Haus bis auf den Grund niedergerissen, 245
Manlius Torquatus, bestraft seinen Sohn mit dem Tode, wegen eines Treffens, das er ohne Ordre unternommen, 268
Ueberwindet die Armee der Lateiner mit vielem Blutvergießen, 271
Mucius Scävola, versucht den Porsenna zu tödten, da es ihm aber mislingt, verbrennt er sich die rechte Hand, 90

Numa, Pompilius, wird zum König in Rom erwählt, 28

Numa, Pompilius, seine verschiedne Verordnungen und sein Tod, p. 30. u. f.
Numitor, der letzte König in Alba, wird von seinem Bruder Amulius hintergangen, welcher seine Söhne umbringt, und das Königreich in Besitz nimmt, 3

Ovatio, worinne sie von dem Triumph unterschieden ist, von wem und bey was für einer Gelegenheit sie zuerst ist angeordnet worden, 92

Patricier, in den Gesetzen der zwölf Tafeln wird ihnen verboten, sich mit den Plebejern zu verheurathen, 192
Die Tribunen machen ein Gesetz, worinne es ihnen verstattet wird, 206
Plebejer, ihre Macht, 13
Ihre Unterdrückung und elender Zustand, darinne sie sich wegen des Geizes der Reichen und Mächtigen befanden, welcher zuletzt verursachte, daß Tribuni Plebis erwählt wurden, 93 — 105
Große Unruhen und Uneinigkeit, die zwischen ihnen und den Patriciern gewesen, und welche durch einen ihrer Tribunen sind verursacht worden, 153. u. f.

Plebejer, ein Gesetz ward gemacht, vermöge welches ihnen mit den Patriciern gleiche Macht in den Wahlen und Streithändeln eingeräumt worden, p. 203

Ein Gesetz, welches verordnete, daß einer aus ihren Mitteln Konsul werden sollte, ibid.

Porsenna, König in Etrurien läßt Rom belagern, 89

Bietet Friedensvorschläge an, die auch angenommen werden, 91

Prätor, wenn er aufgekommen und worinne sein Amt bestanden, 254

Pyrrhus, wird von den Tarentinern eingeladen, und kömmt mit einer Armee nach Italien, 278

Ueberwindet die Römer, wobey auf beyden Seiten viel Blut vergossen worden, 286

Bemüht sich die Römer durch Geschenke zum Frieden zu bewegen, aber vergebens, ibid.

Siegt zum zweytenmale, aber mit einem ansehnlichen Verlust, 296

Zieht sich nach Sicilien zurück, 297

Nachdem er wieder nach Italien zurückgekehrt, greifen ihn die Römer an, schlagen ihn, und sein Kriegsheer wird gefangen genommen, 300

Er kehrt wieder nach Griechenland zurück, 301

Quintius Cincinnatus, seine Mäßigkeit und Arbeitsamkeit, p. 160
Wird zum Konsul gemacht, 163
Sein Verhalten und seine Tugenden, 165
Marschiert dem Konsul Minucius zu Hülfe, welcher von den Aequiern und Volskern eingeschlossen gewesen, 166
Nachdem er die Armee befreyet und die Feinde geschlagen hat, legt er die Diktatur nieder und begiebt sich auf sein Landguth, 168

Regulus, wird mit dem Manlius nach Afrika geschickt, um Krieg mit den Karthaginiensern zu führen, 310
Seine Gemüthsbeschaffenheit, 311
Schlägt die Karthaginiensische Flotte, 312
Greift sie an der Küste an, und erobert die Stadt Klupea, ibid.
Verliert viele von seiner Mannschaft durch eine überaus große Schlange, 313
Welche er nach der Zeit tödtet und ihre Haut nach Rom schickt, 314
Erhält einen andern Sieg und mehr als 80 Städte unterwerfen sich den Römern, ibid.

Regulus, schreibt den Karthaginiensern, welche ihm Friedensvorschläge thun, harte Bedingungen vor, p. 316
Wird nach vielem Blutvergießen vom Xantippus geschlagen und gefangen genommen, 318
Wird mit den Gesandten nach Rom um Friedenstraktaten zu schließen, geschickt, unter der Bedingung, wieder zurückzukommen, wenn er nichts ausrichtete, 320
That den Vorschlag den Krieg fortzusetzen, 322
Kehrt mit den Gesandten wieder nach Karthago zurück, 324
Wo er unter großer Quaal auf eine sehr grausame Art ums Leben gebracht wird, ibid.
Rom, wird erbauet, 8
Verbessert und ausgezieret von dem Tarquinius Priskus, 48
Ihre Gränzen werden erweitert bis auf die Zeit da Tarquinius vertrieben worden, 77
Wird von dem Porsenna belagert, 87
Die Strenge ihrer Gesetze in Rücksicht auf die Schuldner, 94
Wird volkreich gemacht und die bürgerlichen Unruhen dadurch vergrößert, 151
Wird durch eine Armee Flüchtlinge unter dem Herdonius in Gefahr gesetzt, 161

Rom, Gesandten werden nach den griechischen Städten in Italien und nach Athen geschickt, um daher Gesetze zu holen, p. 177
Zwischenzeit zwischen Karthago und Rom, 306
Romulus, seine Geburt, 4
Seine Erhaltung, 5
Amulius wird von ihm getödtet und Numitor wieder eingesetzt, 6
Tödtet seinen Bruder und wird zum König erwählt, 8
Seine Verordnungen wegen der Religion und des gemeinen Wesens und des Kriegswesens, 14. u. f.
Kriege mit den Sabinern und andern benachbarten Staaten, 21
Seine Größe, 25
Sein Tod, 26

Sabiner, ihnen werden die Weiber genommen und es entsteht ein Krieg mit den Römern, 19
Samniter, werden von den Römern bekriegt, 260
Vorwand, dessen sie sich zu diesem Kriege bedient, ibid.
Werden mit großem Verlust in die Flucht geschlagen, 263
Ein Friede wird mit ihnen geschlossen, 267

Samniter, in einem neuen Krieg werden die Römer von ihnen genöthiget, unter das Joch zu gehen, p. 275
Von den Römern wird ihnen wieder so begegnet, 276
Sie und andere Staaten rufen den Pyrrhus zu Hülfe, weil sie zu ohnmächtig waren, 278. u. f.
Senat, wenn er zuerst entstanden, 11
Wird durch den Tarquinius Priskus vermehrt, 45
Braucht List, um die Konsuln zu einem Feldzuge wider die Aequier zu bewegen, 147
Ruffinus wird aus dem Senat gestoßen, weil er 10 Pfund Silbergeschirr für seine Tafel zum Gebrauch hat, 302
Servius Tullius, wird vom Rath zum König erwählt, 53
Theilt das Reich in Klassen und Centurien, 55
Macht andre Verordnungen, 57
Sein Tod, 62
Sextius, ein Tribun, wird der erste Konsul aus den Plebejern, 253
Siccius Tentatus, seine großen Verdienste und herrlichen Thaten, 172
Erhält einen Sieg über die Aequier und wird zum Tribun erwählt, 175

Siccius Tentatus, redet mit Verachtung von den Generalen und zeigt ihre Fehler in der Zucht im Lager und ihres Verhaltens im Felde, p. 188

Sicilien, das Verlangen dasselbige zu besitzen ist eine Ursache von dem ersten Punischen Kriege, 305

Die Römer setzen nach Sicilien über, 308

Soldaten, wenn sie zuerst aus der Schatzkammer besoldet worden, 218. u. f.

Spurius Kassius Viscellinus, ein Mann von vieler Eitelkeit und Großthuerey, richtet große Unruhe an, 143

Wird von dem Tarpejischen Felsen herabgestürzt, 148

Spurius Mälius, macht sich durch Austheilung des Korns das Volk zu Freunden, 211. u. f.

Weigert sich dem Diktator zu gehorchen und wird umgebracht, 212. u. f.

Stolo Licinius, macht ein Gesetz, es soll niemand über 500 Morgen Landes besitzen, und wer es übertritt soll dafür gestraft werden, 250

Tarentum, wird belagert und eingenommen, 303

Tarquinius, Lucius Superbus, setzt sich auf den Thron nachdem er den Servius Tullius darum gebracht, 62

Tarqui-

Tarquinius, Lucius Superbus, brachte die Gabier durch eine Kriegslist an sich, p. 66
Setzte den Bau des Kapitols fort, ibid.
Ward auf Verordnung des Raths verbannet, 76—79
Marschiert mit einer ansehnlichen Armee vor Rom, 84
Wird geschlagen, 85
Schließt neue Bündnisse, um sich wieder auf den Thron zu setzen, 87
Stiftet die Lateiner an, sich seiner Parthey anzunehmen, 93
Tribuni militares, wenn sie zuerst aufgekommen, 209
Tribuni plebis, oder des Volks, bey was für Gelegenheit sie zuerst erwählet worden, 116
Wie weit sich ihre Macht erstreckt, ibid.
Große Zwistigkeiten zwischen ihnen und den Patriciern, die durch einen derselben veranlaßt werden, 153
Sie erregen neue Unruhen, 159
Ihre Anzahl wird von fünfen bis auf zehn erhöht, 160
Es giebt eine Ursache von mehrern Eingriffen ab, ibid.

Tullus Hostilius, wird zum römischen König erwählt, p. 33
Seine Heldenthaten und sein Tod, 36

Valerius Korvus, sein Charakter, 262
Nachdem er Diktator geworden war, ward mit einer Armee wider abgefallene Römer geschickt, die er ohne Blutvergießen wieder zurückbrachte, 265
Valerius Publ. Poblikola, wird zum Konsul erwählt, 84
Kehrt zu Rom im Triumph ein, 85
Verfertiget verschiedne Gesetze zum Vortheile des Volks, 86
Vejenter, Fidenä, eine alte römische Kolonie, fällt an ihren König ab, 214
Virginius, tödtet seine Tochter, um ihre Unschuld wider den Appius zu retten, 198
Volero, ein Centurio, wird gegeisselt, weil er sich nicht als ein gemeiner Soldat aufschreiben lassen, 153
Wird Tribun des Volks, ibid.
Macht ein Gesetz, daß das Volk seine Stimmen nach Tribus geben sollte, ibid.
Zu dem größten Erstaunen des Senats wird die Macht der Tribunen vermehrt, 155

Volsker,

Volsker, ein Volk in Latium, mit ihnen wird Krieg angefangen, p. 65
Fallen in das römische Gebiet ein unter Anführung des Koriolanus und Tullus, 134
Kommen den Mauern der Stadt näher, 136
Die Armee des Koriolanus zieht ab, 142
Die Römer erhalten einen Sieg über sie, 143
Erneuern ihre Einfälle mit den Aequiern, rücken vor Rom und machen sich die Uneinigkeiten des Volks zu Nutze, 185. u. f.
Werden überwunden, 260

Xantippus, ein Lacedämonier, wird General der Karthaginienser, 316
Schlägt die Römer mit großem Verlust, 318
Undankbarkeit der Karthaginienser gegen ihn. 319

Verzeichniß
der
Verlags-Bücher
welche bey
Ludwig Bernhard Friederich Gegels,
kurpfälz. privil. Bruchdrucker und Buchhändlers
seel. Wittwe
in
Frankenthal bey Mannheim
zu haben sind.

Auferstehung der Todten, nach der eigentlichen Lehre Jesu Christi. Ein Versuch von *** 8. 1788. 8 kr.

Bahrdts, (D. K. Fr.) zwo Predigten, 8. 8 kr.

Biblia, das ist, die ganze heilige Schrift alten und neuen Testaments nach der Uebersetzung und mit den Vorreden und Randglossen D. Martin Luthers, mit neuen Vorreden, Summarien, weitläufigen Paralellen, Anmerkungen und geistlichen Anwendungen, auch Gebeten auf jedes Kapitel, wobey zugleich nöthige Register beygefüget sind, ausgefertiget von D. Christ. Math. Pfaffen zu Tübingen, 9 Bände, 8. Speyer. 5 fl.

Nota. Wird bis Ostern 1790 vor 2 fl. baarer Vorauszahlung erlassen.

Des Côtes, (Joh. Fried.) das moralische Leben der am 6. May 1787. verherrlichten regierenden Fürstin Carolina zu Nassau-Weilburg gebohrnen Prinzeßinn von Oranien und Nassau. Eine öffentliche Rede, 8. 1788. 8 kr.

Eberlins, (Phil.) Antiphädon über die Natur, 8. 1784. 12 kr.

Enfields,

Enfields, (Wilh.) Gebete zum Gebrauch beym häußlichen Gottesdienst, nebst Communionandachten, und Gebeten für Kinder, aus dem Englischen, 8. 15 kr.

Felbigers, (Ignaz) Kern der biblischen Geschichte alten Testaments, daraus der Jugend die vornehmsten Begebenheiten des Volkes Gottes, und der berühmtesten Personen aus diesem Volke, sehr leicht bekannt gemacht werden können, 8. 6 kr.

Göckings Lieder zweier Liebenden, 8. 15 kr.

Huths, (D. Casp. Jac.) dreyfache heil. Fastenzeit, in welchen zwey erstern die Leidensgeschichte Jesu Christi zweymal erkläret, in der dritten aber sechs Meßianische Vorbilder in eben so viel gehaltenen Predigten gezeigt worden, 4. 1 fl.

Leyseri, (August) Meditationes ad Pandectas &c. XIII. Tomi. ganz complet. Editio Nova. 4. 1778 — 83. 19 fl.

Mayers, (M. Joh. Ad.) Beichtreden am Krankenbette, 8. 10 kr.

Register, (vollständiges) über die von Herrn Michael Ignaz Schmidt herausgegebenen Geschichte der Deutschen, zu der in meinem Verlag herausgegebenen und in 12 Bänden bestehenden Ausgabe, 8. 1786. 40 kr.

Reichs, (J. C. F.) Beschäftigungen des Herzens mit Gott in den Morgen- und Abendstunden, oder hundert Morgen- und eben so viel Abendbetrachtungen, 8. 36 kr.

Sammlung der besten Schriftsteller, welche die Geschichte, besondere Rechten, Sitten und Gewohnheiten der Völker nach ihren Grundsätzen abgehandlet haben. **Mit. Röm. Kaiserl. allergnädigstem Privilegio.** 49 Bände. 8. 1783 — 89. 19 fl. 36 kr.

Diese Sammlung enthält:

Schmidts, (Mich. Ign.) Geschichte der Deutschen, neue nach der in Wien von dem Herrn Verfasser verbesserten, und nun mit Registern versehenen, auf das genaueste abgedruckte Auflage. 12 Bände. 4 fl. 48 kr.

— — neuere Geschichte der Deutschen, 1. 2. 3. 4. 5. 6ter Band. 2 fl. 24 kr.

Der 7te u. 8te Band ist unter der Presse.

Geschichte der Kreuzzüge nach dem heiligen Lande. 3 Bände. 1 fl. 12 kr.

Spren=

Sprengels, (M. C.) Geschichte der Revolution von Nord-Amerika, nebst einer Privatgeschichte der Amerikanischen Krieger und Staatsmänner, nemlich vom General Washington, General Horatio Gates, Doktor Benjamin Franklin, Heinrich Laurens und Paul Jones. Mit einer illuminirten accuraten Charte von diesem neuen Freystaate. 24 kr.

Hume's, (David) Geschichte von England oder Grosbrittannien, 20 Bände. 8 fl.

Dr. Goldsmiths Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexanders des Großen. 3 Bände. Mit nöthigen Berichtigungen aus dem Englischen übersezt. 1 fl. 12 kr.

— — — Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums. Aus dem Englischen. Neue Auflage. 4 Bände. 1 fl. 36 kr.

Sammlung der besten Medicinischen und Chirurgischen Schriften. Mit Röm. Kaiserl. allergnädigstem Privilegio. 28 Bände. 16 fl. 48 kr.

Diese Sammlung enthält:

Zückert's, (Joh. Fried.) medicinisches Tischbuch, oder Cur und Präservation der Krankheiten durch diätetische Mittel. 3te vermehrte Auflage 8. 1789. 24 kr.

Schmuckers, (Joh. Leb.) Wahrnehmungen der Wundarzneykunst. 2 Theile. 8. 48 kr.

— — — vermischte Chirurgische Schriften. 3 Bände. Neue Auflage. Mit Kupfern. 8. 1788. 1 fl. 24 kr.

Lieutauds, (Jos.) Inbegriff der ganzen medicinischen Praxis, oder Beschreibung und Cur aller innerlichen und äusserlichen Krankheiten. 6 Bände. 8. 1785. 2 fl. 24 kr.

Bernsteins, (Joh. Gottl.) praktisches Handbuch für Wundärzte nach alphabetischer Ordnung. 8 Bände. 8. 1789. 3 fl. 12 kr.

Weizens, (Fried. Aug.) vermischte Beyträge zur gerichtlichen Arzneygelahrtheit in verschiedenen vorkommenden Fällen für Aerzte u. Rechtsgelehrte. 8. 1787. 24 kr.

Kämpfs, (Joh.) für Aerzte und Kranken bestimmte Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigsten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, beson-

ders

ders die Hypochondrie, sicher und gründlich zu heilen. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage, welcher die Beantwortung der dagegen gemachten Einwendungen angehängt ist. Mit einem Kupfer. 8. 1787. 1 fl.

Richters, (Aug. Gottl.) Anfangsgründe der Wundarzneykunst, 1. und 2ter Band. Zweyte Auflage. Mit Kupfern. 8. 1788. 2 fl. 24 kr.

— — Chirurgische Bibliothek. 1. 2. 3. 4ter Band. Neue Auflage. Mit Kupfern. 4 fl. 48 kr.

Nota. Wird fortgesezt und erscheinet alle 2 Monath ein Band.

Sammlung von den Predigtentwürfen der besten Kanzelredner, 11 Bände. 8. 1784 — 89. 9 fl 45 kr.

Diese Sammlung enthält:

Resewitzens, (Friedr. Gabr.) Predigtentwürfe vom Jahr 1768 bis 1775. acht Jahrgänge, in sechs Bänden, 8. 1784 — 85. 6 fl.

Sturms, (Joh. Christ.) Predigtentwürfe, 1. 2. 3. 4. 5ter Band, 8. 1786 — 89. 3 fl. 45 kr.

Nota. Von dieser Sammlung der Predigtentwürfen kommt alle 2 Monat ein Band heraus.

Sammlung (kritische) der theologischen Litteratur aus der allgemeinen deutschen Bibliothek, davon sind 8 Bände fertig, der Band à 36 kr. 4 fl. 48 kr.

— — — der theologischen Litteratur aus eben dieser Bibliothek, vom Jahrgang 1780 angefangen, davon sind 7 Bände fertig, der Band à 36 kr. 4 fl. 12 kr.

Starks, (J. Fr.) Sonn- und Festtagsandachten, das ist: Glaubens- Lebens- und Trostlehren aus den ordentlichen Sonn- und Festtagsepisteln, 8. 36 kr.

— — — schriftmäßige Gründe: die Freudigkeit zu sterben, in 31 Sterbensandachten abgefasset und auf alle Tage im Monat eingerichtet. 3 Theile. 8. 36 kr.

Wolfters, (D. Peter) Volksrede über die 327jährige Gedächtnisfeier, da Friederich der Erste Kurfürst von der Pfalz, den 30. Junius 1462 die Schlacht bei Seckenheim gewonnen hat. Gehalten den 30. Junius 1789. in dem großen Hörsale der hohen Schule zu Heidelberg, 4. 12 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldsmith, Oliver,

Dr. Goldsmiths Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums Aus dem Englischen

Bd.: 1

Frankenthal (1789)

H.ant. 153 h-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10432628-7
VD18 10636684-002